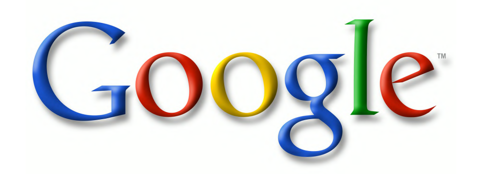





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

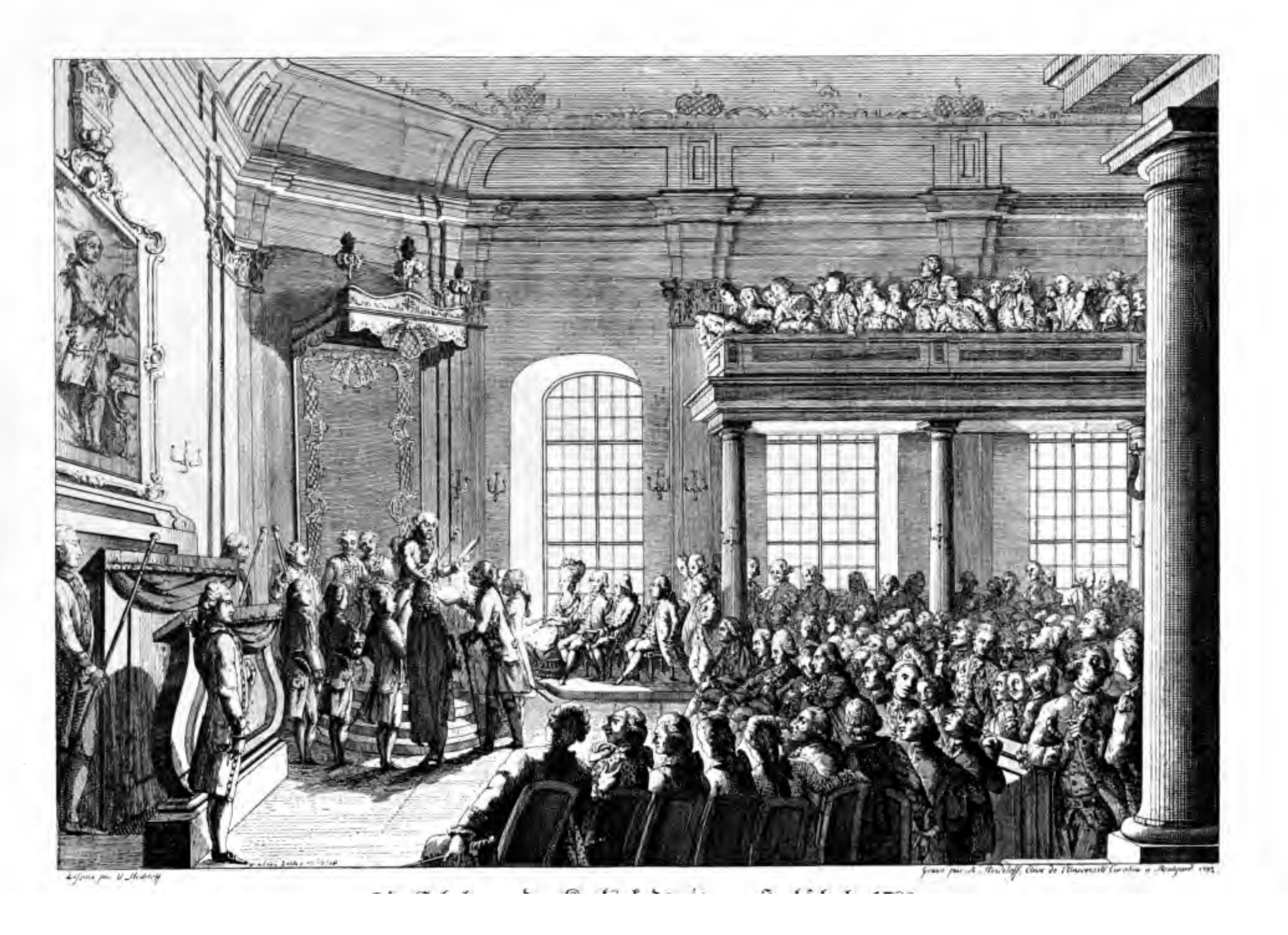












Schillers Jugendfreunde

Von

Julius Hartmann

Mit zahlreichen Abbildungen



Stuttgart und Berlin 1904
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Meinem Freunde Dr. Otto Rommel

Vor mehreren Jahren hast Du den Gedanken angeregt, ob wir nicht, nach mehr als fünfzigjähriger enger Verbindung, uns auch einmal zu gemeinsamer Arbeit vereinigen wollten: einem Denkmal für die Jugendfreunde des Dichters, der uns von früh auf so viel gewesen ist. Dabei war der Plan, neben den Beziehungen der Freunde zueinander, die in den bekannten wertvollen Schillerbüchern von Boas, Weltrich, Minor, Palleske-Fischer, Jonas, Müller und andern beleuchtet sind, jedem der Genossen durch ein Lebensbild gerecht zu werden, wie es diejenigen verdienen, die mit dem werdenden Dichter gelernt und gespielt, sich gefreut und gelitten haben.

Gewiß sind die dichterischen Leistungen der Kommilitonen Schillers nicht bedeutend gewesen. Aber daraus darf doch nicht mit Boas geschlossen werden, Schiller habe die Anregung und Auffrischung durch Jugendfreunde entbehren müssen, darf nicht gesagt werden: „wieviel rascher und freier hätte sein Bildungsgang sich vollenden müssen, wäre auch ihm der frühe Einfluß solcher Naturen, wie Goethes Jugendgenossen Herder, Merck und Lenz, vergönnt gewesen." Denn, von der Unzulässigkeit der „wäre" und „hätte" ganz abgesehen,

auch die Abel, Dannecker, Zumsteeg, Scharffenstein, Petersen, Hoven, Lempp sind, jeder in seiner Art, mit Kräften des Geistes und Herzens ausgerüstet gewesen, die auf den überragenden Freund anfeuernd und befruchtend wirken mußten.

Leider hast Du, lieber Freund, durch den Drang der Berufsgeschäfte gehemmt, nach dem ersten Stoffsammeln auf weitere Beteiligung an dem geplanten Werke verzichten müssen. Aber Dein Rat und aufmunternder Zuspruch haben mich fortan begleitet, und so wird das Buch mit Fug Dir gewidmet. Nimm es freundlich nachsichtig auf: es wäre zu zweien besser geworden, darf aber auch so vielleicht neben dem biographischen und literarhistorischen einigen zeit- und landesgeschichtlichen Wert beanspruchen.

Wie schade, daß wir in jenen Jahren, da wir gemeinsam für Schiller schwärmten und seinen Kommentator Hoffmeister eifrig lasen, nicht daran gedacht haben, die damals noch gebotene Gelegenheit des Ausfragens uns nahestehender Jugendgenossen Schillers, Deiner alten Tante Nane Moser-Kapff, meiner Großoheime Hartmann und anderer, zu benützen, wie ja Boas es mit Recht beklagt hat, daß „Niemand die Freunde des Dichters, die doch zum Teil recht alt wurden, genauer nach ihm fragte“! Immerhin mögen diese Blätter dem Forscher und Kenner da und dort einiges Neue bringen, andere je und je eine Stunde unterhaltend belehren.

Stuttgart im Herbst 1904.

J. H.

Inhalt

Verzeichnis der Abbildungen

Titelbild. Feier der Erhebung der Militärakademie in Stuttgart zur Hochschule, im Hörsaal zu Disputierübungen und zur Austeilung der Preise (der späteren Hofkirche), 11. Februar 1782. Eines der drei Kupfer in Uriots Historischer Nachricht von der Stiftung ... Dessiné par V. Heideloff, gravé par N. Heideloff, Elève de l'Université Caroline à Stoutgard 1782. (Vergl. Wagner, Geschichte der Karlsschule I, 509 ff. 515; II, 276.)

Seite 1. Einleitung. Silhouette Schillers, ursprünglich unter den dem Intendanten v. Seeger von Karlsschülern beim Verlassen der Anstalt gewidmeten Silhouetten; aus dieser im Besitz seines Urenkels, des Herrn Oberbaurats Freiherrn C. v. Seeger, befindlichen Sammlung in die K. Landesbibliothek zu Stuttgart gekommen.

Seite 7. Lorch. Nach dem Titelbild zu der Beschreibung des Oberamts Welzheim von Moser 1845.

Seite 22. Conz. Schattenriß des Magisters Conz 1783 in einem Stammbuch im Museum vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale. — Seite 31. Miniaturbild, wohl aus der Bräutigamszeit 1793, im Besitz des Urenkels, Herrn Garnisonpfarrer K. Conz in Ludwigsburg.

Seite 40. Ludwigsburg. Neckarweihingen und Harteneck (zu der Erzählung S. 65) nach einer Zeichnung, welche Herr Professor Dr. R. J. Hartmann in Stuttgart gütigst für das Buch gefertigt hat.

Seite 42. F. v. Hoven. Silhouette in der v. Seegerschen Sammlung. — Seite 62. Altersbild in F. W. v. Hovens Selbstbiographie, Nürnberg 1840 — Preisel sc. In d. Kunst u. geogr. Anstalt v. Serz u. Korn.

Seite 70. 71. Zwei Stammbuchblätter von Schiller 4. März 1779 aus J. Elwerts Stammbuch, im Besitz der Enkelin, Frau Rektor Hory in Tübingen.

*

Allen verehrten Frauen und Herren, welche im vorstehenden genannt sind, und nicht minder den hernach in den Anmerkungen genannten, sei für die gütige, wertvolle Bereicherung des Buches herzlicher Dank gesagt.



Schiller um 1780

Im Juni 1780, aus düsterer Stimmung heraus, schrieb Schiller an seine Schwester Christophine, sich selber und ihr zum Trost: „Ich habe viele Freunde in der Akademie, die mich sehr lieben." Diesen Gewinn des Zusammenlebens in der geschlossenen Anstalt mit ihrer strengen Disziplin finden wir überall gepriesen, wo ehemalige Karlsschüler von ihrer Jugend sprechen, oder — können wir hinzufügen — wo uns frühere Zöglinge von Schulpforta, Roßleben, württembergischen Klosterschulen u. s. w. ihr Leben erzählen. Der feurige Soldat Scharffenstein steht nicht an zu bekennen: „Auch in mich ging in der Akademie ein zündbarer Funke des hehren Geistes der Alten über, und zwar durch das Medium der Freundschaft, wie ich überhaupt alles, was für das bessere Leben Gehalt hatte, nur durch Freunde erhielt."[1] Der gemessene Kameralist v. Breitschwert schreibt: „Die klösterliche

Abgeschlossenheit von der Außenwelt ließ nur den Umgang der Zöglinge unter sich übrig. Dieser war daher umso inniger. Es wurden Freundschaftsbündnisse auf lebenslang geschlossen. Alle Akademisten sahen sich auch noch nach ihrem Austritt als Brüder an. Weitere gute Frucht hievon war allgemeine Bildung in Kenntnissen und Sitten. Der Kameralist unterhielt sich mit dem Juristen, Mediziner und Künstler, der Schwabe mit den Ausländern."[2] Und auch Abel, der vielgeliebte Lehrer und Freund seiner Akademisten, verweilt in seinen Erinnerungen an die Karlsschule mit besonderer Liebe bei dem Kapitel der Freundschaft. Wie hätte es bei dem lebhaften, gefühl- und phantasievollen Schiller anders sein können! Zwar sagt er selber von sich:[3] „Immer verstand ich mich weniger darauf, Freunde zu erwerben, als die erworbenen festzuhalten," und es stimmt dies ganz zu Hovens Mitteilung: „Wie in seinem Knabenalter, hatte er auch als Jüngling unter den dreihundert Zöglingen der Akademie nur wenig vertraute Freunde; bei seiner Wahl sah er ebenso, ja mehr auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter als auf Geistestalente."[4] Mittelbar hat Schiller selbst über das, was er von den Freunden erwartete, sich ausgesprochen in jenen merkwürdigen Urteilen, die der Fünfzehnjährige auf Befehl des Herzogs über die Zöglinge seiner Abteilung niederzuschreiben hatte. Da tadelt er, während jede bessere Regung und Eigenschaft willige Anerkennung findet, schonungslos diejenigen, die keine rechte Freundschaft bestehen lassen: Eigensinn, Eigenliebe, Ehrgeiz, Eigennutz, Hochmut, Stolz, Schadenfreude, Fürwitz, Grobheit, Schmeichelei, kriechende Demut, Unzufriedenheit.

Gewiß war in dem Wesen des Jünglings, der schon in der Ludwigsburger Schulzeit „leicht den Ton angab", etwas, das eher die Vertraulichkeit entfernt als weckt. Seine Schwester Christophine dachte mit Hochgefühl daran zurück,

welche Gewalt er schon in jungen Jahren über die Herzen hatte: „Wenn er so in eine große Gesellschaft kam, auf die Redoute oder sonst wohin, machten sie ihm unwillkürlich Platz, und oft hörte ich leise hinter mir sagen: Seht, da kommt Schiller!“ [5] Aber andererseits wunderte sich Karoline von Wolzogen bei ihrem und der Lengefeldschen ersten Zusammentreffen mit dem jungen Dichter, „daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Äußere haben könne“. Und die erwähnten Urteile der Akademisten übereinander bezeugen gerade von Schiller fast ausnahmslos — nur der französisch gebliebene Mömpelgarder Masson meint: son humeur mélancolique le rend peu sociable — seine aufrichtige und freundschaftliche Gesinnung (Baz); er ist ein rechtschaffener Freund seiner Mitbrüder (Azel), zeigt l'amitié la plus constante et la plus vive (Boigeol), Aufrichtigkeit, Freundschaft, Friedsamkeit, Höflichkeit (Duttenhofer); er ist gegen seine Kameraden sehr freundschaftlich (Elwert), begegnet seinen Mitbrüdern mit der größten Freundschaft (Groß), hat sehr viel Freundschaft für sie (Hetsch), ist aufrichtig, verschwiegen, dienstfertig, höflich (Hoven), sehr liebreich gegen seine Kameraden und sucht ihnen alle möglichen Gefälligkeiten zu erweisen (Kausler), verhält sich gegen seine Kameraden wie ein guter Freund (Pfeifflin), bezeigt sich sehr freundschaftlich gegen seine Mitbrüder (Plieninger), ist gegen sie höflich, verträglich und dienstfertig (Reichenbach), aufrichtig, freundschaftlich und dienstfertig (Wächter d. J.) u. s. w. [6] Der also Geschilderte ist in der Tat — das wird sich auf vielen der nachfolgenden Blätter zeigen — nicht erst in Bauerbach und Leipzig von jenen Gefühlen durchdrungen gewesen, die er dort mit so feurigen Worten ausgesprochen hat: „Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit und ein Freund ist ihre Vollendung.“ [7] „O wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem

Wege zur Gottheit begegnen! Nur unserer innigen Verkettung, unserer innigen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen.“ [8] Schillers Klagelieder auf den Hingang der Mitschüler August von Hoven und Christian Weckerlin sind wie das gedankenschwere Gedicht in der Anthologie: „Die Freundschaft — aus den Briefen Julius' an Raphael“ unbestellte, freiquellende Ergießungen eines für Freundesliebe glühenden jungen Herzens. Dieses Herz behielt seine volle Empfänglichkeit für Freundschaft und ganze Fähigkeit, Freundschaft zu üben, durch allen Wechsel der Wander- und Meisterjahre, bis um den Frühvollendeten sein letzter und größter Freund klagen mußte: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.“

Eines darf freilich nicht verschwiegen werden. Was so mancher schon schmerzlich erfahren hat, daß, wenn er nach Jahren, im Mannesalter, die Freunde der Jugendzeit wieder sah, er ihnen nicht mehr recht nahe kommen konnte, das ist auch Schiller, als er zwölf Jahre nach seiner Flucht aus der Heimat wieder dahin kam, nicht erspart geblieben. In Ludwigsburg, von wo Frau Charlotte über unkultivierte, materielle und wenig feine Männer, rohe und geschwätzige Frauen klagt, [9] findet auch Schiller, vielleicht vom Urteil der Gattin, jedenfalls von den schweren Störungen seiner Gesundheit beeinflußt, daß die wenigsten der vielen alten Bekannten ihn interessieren, schreibt von gänzlichem Mangel einer geistreichen Konversation, wie sie ihm jetzt Bedürfnis sei, von Verbauerung, Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten der heterogenen Menschen seines Umgangs, bloßen Resten der Ideen, die er einst in ihnen niedergelegt; selbst mit Hoven haben die Berührungspunkte bis auf die Medizin fast gänzlich aufgehört. [10] Aber nach einem trüben ungesunden Winter, der übrigens den herrlichen Brief an den Prinzen

von Augustenburg entstehen sah, freut er sich in Stuttgart, daß hier „gute Köpfe aller Art und Hantierung sich zusammenfinden", „tut ihm Danneckers Umgang gar wohl und lernt er viel von ihm". Daß er gleichwohl auch hier „nach einer acht Monate langen Dürre" sich nach seinem Jena und „einer ruhigen gleichmäßigen Lebensart sehnt",[11] könnte befremden. Aber wir wissen ja, wie der stets kränkelnde schaffensdurstige Mann mit seiner Zeit gegeizt, sie fast unheimlich ausgenützt hat und wie er damals in der Philosophie lebte und webte. Der einzige von Kant Angeregte, den er in Stuttgart traf, war der katholische Hofprediger Werkmeister,[12] und der hielt mit den Jenenser Freunden keinen Vergleich aus.

Seine Freunde im Schwabenland aber haben von einem Fremd- oder Vornehmgewordensein nichts zu verspüren gehabt. Nicht bloß verweilen sie hernach in den Erinnerungen an den geliebten Toten mit besonderer Wärme dabei, wie ins Schöne und Große sich sein Bild in den Jahren, da sie ihn nicht mehr gesehen, verändert hatte;[13] auch der Ton, in welchem Haug ein Jahr nach dem beglückenden Zusammensein der Freunde mit Schiller diesem von ihnen berichtet (siehe unten), zeigt, wie traulich heiter er mit ihnen verkehrte. Und mit welcher Wärme hat er selbst nach der Rückkehr aus der alten in die neue Heimat dem Dank für die erfahrene Liebe Ausdruck gegeben und zugleich der Hoffnung, daß „die schöne Erneuerung der Jugendfreundschaft für das ganze Leben gelten werde!"[14] Es war, wie die Freundin, die ihn vielleicht am besten unter allen verstanden hat, seine Schwägerin Karoline, von ihm gesagt hat: „Von Freunden konnte Schiller oft zuviel erwarten, aber sein schöner Verstand kehrte immer zur Billigkeit, zum Maß und reiner Ansicht zurück. Nie hat er schonungslos ein Verhältnis der Freundschaft und Liebe zerrissen; Vertraulichkeit, auch wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig."

Schiller hat den Segen solcher Freundschaft reichlich erfahren dürfen. In einem guten Buche, das über sein Verhältnis zur Freundschaft und Liebe geschrieben worden ist, lesen wir:[15] „Es ist ja wahrscheinlich ein unersetzlicher Verlust für das deutsche Volk gewesen, daß Schiller sich im Kampfe mit dem Leben und einer fürchterlichen Krankheit allzufrüh aufgerieben hat, aber er hätte dieses sein heldenmütiges Ringen nicht bis zur Hälfte, geschweige bis zum Ende seines Lebens durchführen können, wenn nicht wärmste Freundschaft ihn gestützt, innigste Liebe ihn gepflegt hätte. So schwebten Freundschaft und Liebe gleich Schutzengeln über dem Entwicklungsgang unseres Märtyrers, und wir schulden ein dankbares Andenken jenen edlen Männern und Frauen, welche ihre beruhigende opferwillige Teilnahme in das so leicht erregbare, aber unendlich liebebedürftige Gemüt Schillers ergossen.“ Ja, mit zu dem vielen, was den Menschen Schiller seinem Volke so nahe gebracht hat, wie sonst keinen der deutschen Geistesfürsten, gehört sein Freundschaftsverkehr, was er in diesem während eines kurzen, unendlich reichen Lebens gegeben und empfangen hat.



Lorch

1764—1766

Mit dem ruhmlosen Ausgang des Anteils, welchen Herzog Karl von Württemberg an dem Krieg gegen Friedrich den Großen genommen, gegen den Fürsten, der einst ihn mit erzogen und allzu früh auf den Thron erhoben hatte, war wohl Karls Kriegslust, aber mit nichten seine Vorliebe für das Militär erloschen. Es gehörte ja zum „Lustre", zur „Splendeur" des deutschen Kleinfürstenhofes im Zeitalter der letzten Ludwige von Frankreich, außer dem Kreiskontingent, das man von Reichs wegen halten mußte, möglichst viele Haustruppen zu haben, mit ihnen durch Lustcampements und dergleichen den Krieg im Frieden darzustellen. Auch schien es vorteilhaft, durch Subsidienverträge, Vermieten der Truppen an fremde Staaten der meist leeren Kasse aufzuhelfen, was überdies die Vermieteten selbst gar nicht als Seelenverkauf, sondern als erwünschten Geldgewinn und Aussicht auf Karriere empfanden. So kam es, daß auch nach dem Siebenjährigen

Kriege das Werben und Pressen von Soldaten nicht aufhörte. In dem zerstückelten Südwestdeutschland waren insbesondere die Reichsstädte mit ihrem lebhafteren Verkehr beliebte Werbeplätze. Die Stadt Ulm kam im Jahr 1754 durch einen preußischen Leutnant v. Heyden, der in der Goldenen Sonne einer Werbestube vorstand, mit Friedrich dem Großen in Schwierigkeiten dadurch, daß ein von den Werbern aufgegriffener Student geknebelt und, als er erstickte, seine Leiche verscharrt wurde. In Heilbronn saß später jahrelang ein preußischer Werbeoffizier v. Rosenberg, der eine Tochter des Bürgermeisters Kornacher heiratete und dadurch ein Schwager von Schillers Freund Scharffenstein gewesen ist.

So wurde auch der württembergische Hauptmann Johann Kaspar Schiller aus der Kantonierung in Cannstatt, wie er in seinem Curriculum vitae schreibt, „1763 den 24. Dezember nach Schwäbisch Gmünd auf Werbung gesetzt". Die Gattin Elisabetha Dorothea folgte ihm dahin von Ludwigsburg aus (schwerlich von Cannstatt) mit den zwei Kindern Christophine und Friedrich. Dies erhellt aus jenem denkwürdigen Antwortschreiben des Vaters auf Schillers Bitte vom Februar 1790, die kleinen Sachen, die während seines Aufenthalts in Stuttgart von ihm gedruckt worden seien, zusammenzusuchen und ihm nach Jena zu schicken, da er sie als Belege zur Geschichte seines Geistes brauche. Dort wird der Sohn unter anderem daran erinnert, „wie er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbisch Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil er vor diesem Mausfallen gesehen hat, die einem Galgen glichen". Auch Schiller selbst eröffnet in seinem Kalender am Schluß des Jahres 1799, als er von Jena nach Weimar übergesiedelt war, einen Rückblick auf die Orte längeren Aufenthalts mit: Anno 1760 (Schreibfehler statt 1764) nach Gmünd und Lorch. Wie die zwei Jahre ältere Schwester Christophine mitteilt, „bewog der kostspielige Aufenthalt in Gmünd den Vater, um die Erlaubnis zu bitten, sich mit seiner Familie in den nächsten württembergischen Ort

zu begeben und von dort aus seine Werbungen zu besorgen, welches ihm auch erlaubt wurde".

Es war eine glückliche Veränderung. Zwar bot die Stadt Gmünd viel Ansprechendes durch ihre reizende Lage in einem mildschönen Tal, ihre stattlichen Kirchen, Türme und Mauern, bessere Bauart vieler ihrer Häuser in den saubern Gassen und besonders um den weiten Marktplatz her. Aber die Zustände des kleinen Gemeinwesens waren, wie die der meisten schwäbischen Reichsstädte im letzten Jahrhundert ihres Bestehens, sehr unerfreuliche. Endlose Streitigkeiten der Landorte mit der Stadt, unausgesetzte Klagen der Bürgerschaft über den „Vetterlesrat", seine parteiische und säumige Rechtspflege, ungleiche Besteuerung, schlechte Finanzverwaltung u. s. w. ließen es in der Stadt der Goldschmiede, deren es 1739 250 Meister waren, zu keinem ruhigen Gedeihen kommen, brachten Rückgang statt Fortschreiten. Eine zahlreiche Welt- und Klostergeistlichkeit, welche den Magistrat und die Schule beherrschte, sorgte dafür, daß die Einwohnerschaft bis zum Ende der Reichsstadt eine ausschließlich katholische blieb.

Ganz anders Lorch, das nun der Aufenthalt der Familie Schiller bis zum Dezember 1766 wurde. An demselben Flusse wie Gmünd, im grünen Tale der Rems, 1½ Stunden abwärts, liegt auf dem Vorhügel eines tannbewaldeten Höhenzugs in friedlich ernster Stille das altstaufische, von Württemberg eingezogene Benediktinerkloster, am Fuße des Hügels das (1865 zur Stadt erhobene) protestantische Dorf Lorch. „Noch steht droben die alte Basilika,' in deren Felsengrüften der Stifter Herzog Friedrich, die Königin Irene und andere Mitglieder des staufischen Hauses ruhen; noch steigt einer ihrer uralten Rundtürme hoch auf, führt im Westen durch die starke Ringmauer das weite Rundbogentor, durch das sie einst von Lorch herauf zur Kirche zogen, und noch grünt auf der Morgenseite vor der Mauer, halb zerschlagen vom Sturm, jener große Lindenbaum, der gewiß schon sah, wie sie die Leiche der auf Burg Hohenstaufen gestorbenen Irene in der Nacht bei Fackelschein herübertrugen" (E. Paulus).

Kloster und Dorf zählten, als die Familie Schiller aufzog und im Gasthaus zur Sonne, später in des Schmieds Molt Haus, dem Lamm gegenüber, Wohnung nahm, unter ihren kaum 1200 Bewohnern nicht wenige „Honoratioren". Da war der Klosteroberamtmann Heinrich Scheinemann, ein ehemaliger Offizier, Kamerad des Vaters Schiller, der Klosteramtsschreiber Johann Philipp Conz, der Forstverwalter Christian Wilhelm Grub — diese droben im Kloster; im Dorfe der Pfarrer M. Philipp Ulrich Moser und der Helfer (Diakonus) M. Johann Melchior Kapff. Zu diesen Familien trat die neu zugezogene in freundschaftliche Beziehungen. Das Curriculum vitae des Hauptmanns nennt als Zeugen bei der Taufe der am 24. Januar 1766 geborenen Luise Schiller: Herr Pfarrer Moser, Frau Oberamtmann Scheinemännin, Frau Helferin Kapfin; die Frau Pfarrer Moserin und Frau Helfer Kapfin taten den gleichen Liebesdienst auch nach der in Ludwigsburg am 20. November 1768 erfolgten Geburt der früh wieder gestorbenen Maria Charlotte, und noch unter den Taufpaten der auf der Solitude 1777 geborenen Nanette ist Herr Pfarrer Kapff aufgeführt. Ja noch 1790 wendet sich Vater Schiller, weil von des Sohnes Berufung nach Tübingen die Rede sei, an den Pfarrer Kapff in Lorch, „dessen Herr Bruder, Professor, in Tübingen den Ton angebe".

Die Schillerschen Kinder fanden in Lorch Spiel- und bald auch Lerngenossen. Es war altschwäbischer Brauch, die Knaben, welche dereinst vom zehnten bis vierzehnten Jahr die vier Landexamina zur Aufnahme in eine Klosterschule, d. h. ein philologisch-theologisches Seminar, die Vorstufe des Tübinger Stifts, machen sollten, schon sehr frühe neben dem Unterricht in der Volksschule auch Lateinisch und wenig später Griechisch zu lehren. Auch der würdige Pfarrherr von Lorch machte den älteren seiner zwei Söhne, August Christoph Ferdinand, geboren zu Lorch 13. Juli 1759, schon im sechsten Lebensjahre zum Lateiner, und Herr und Frau Hauptmann Schiller, die für ihr Söhnchen gleichfalls die theologische Laufbahn in

Aussicht nahmen, ließen es gerne an dem Unterricht in der Studierstube des Pfarrers teilnehmen. Hatte doch der Vater nach der Geburt seines einzigen Sohnes den Schöpfer angerufen, „daß er demselben an Geistesstärke zulegen möge, was er selbst aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte". So wurde Friedrich Schillers erster Freund auf dem Spielplatz und in der Schule der nur einige Monate ältere

Ferdinand Moser

1759—1800

In einer mit ihm verwandten Familie ist überliefert, daß einst „ein Sack voll Briefe", darunter auch Schillerbriefe, vernichtet worden sei, und man könnte vermuten, daß die von einem gewissen G. W. Ömler (Schiller, der Jüngling, oder Szenen und Charakterzüge aus seinem früheren Leben, Stendal 1806) auszüglich mitgeteilten Briefe Schillers an Karl (!) M... in L... wirklich an den Jugendfreund Moser geschrieben und von Ömler eingesehen worden seien. Allein dessen beide Schriften, neben der genannten auch die schon im Todesjahr des Dichters erschienene: Szenen und Charakterzüge aus Schillers späterem Leben, sind längst gründlich als Sammlungen einer „Menge von Unrichtigkeiten und bewußten Fälschungen" nachgewiesen; auch kann der Karl Moser in Ludwigsburg, der 1805 Ömler Briefe von Schiller anvertraut haben soll, unmöglich der 1800 verstorbene Ferdinand Moser sein; so daß kein Wort weiter über diese grobe, später von H. Döring erneuerte, Täuschung zu verlieren ist. Die einzige echte Moser-Schiller-Reliquie hat ein Enkel Ferdinand Mosers, der Apotheker Emil Herwig, vor Jahren mit nach Amerika genommen: ein Stammbuch seines Großvaters. Daraus sind von ihm vier Blätter photographisch vervielfältigt und im Jahr 1865 aus Philadelphia in die alte Heimat versandt worden,[16] nämlich: zwei Einträge, ein deutscher und ein lateinischer, von der Hand Schillers, des Kandidaten der Medizin (ohne Datum), einer vom Vater Schiller, lateinisch,

„Solitudinis d. 15. Novembris 1776" mit der Beischrift des Sohnes: quod et testatur J. C. F. Schiller filius, endlich einer vom Vater Moser, gleichfalls lateinisch, Dettingae, Dioecesis in Ducatu Wirtembergico Heidenhemiensis, d. 5. Maji 1778. Der junge Dichter hat sich mit folgenden Einträgen verewigt:

Selig ist der Freundschaft himmlisch Band,
Sympathie, die Seelen Seelen trauet,
Eine Träne macht den Freund dem Freund bekannt —
Und ein Auge, das ins Auge schauet;
Selig ist es, jauchzen wenn der Freund
Jauchzet, weinen mit ihm, wenn er weint —
Mit diesem empfiehlt sich in Ihre Freundschaft und Liebe
Joh. Christ. Frid. Schiller m. c.

Sperat infestis, metuit secundis
Alteram sortem bene praeparatum
Pectus.
Hoc in memoriam Amicitiae veteris renovandam
Amico suo dicatum vult
J. C. F. Schiller,
Acad. milit. alumn. et M. C.

Der lateinische Eintrag stammt aus Horaz, Oden II, 10. Da der deutsche Vers, etwas verändert und kürzer, auch in der Rede über die Freundschaft auf den Geburtstag der Reichsgräfin von Hohenheim (ohne Jahr) sich findet, hat sich ein Streit darüber erhoben, ob die Rede von Schiller verfaßt ist oder der Redner den Schillerschen Vers frei benützt hat. Wir lassen die Frage dahingestellt und teilen mit, was wir von Ferdinand Mosers Leben wissen.[17]

Von demselben Stammvater, wie der allbekannte Johann Jakob Moser, ging der Pfarrer Philipp Sigmund Moser in Sindelfingen, zuletzt Spezial in Dürrmenz (1686—1755), aus. Dessen Sohn war Philipp Ulrich Moser, geboren Sindelfingen 1720, Pfarrer in Hausen an der Würm 1750, in Lorch 1757, in Dettingen am Albuch 1767 bis zu seinem Tode 1792. Der hatte von seiner Gattin Margareta Dorothea, geborenen Elwert, zwei Söhne: den bereits genannten, 13. Juli 1759 geborenen Ferdinand und einen Philipp Heinrich, ge=

boren 1761, gestorben als Pfarrer zu Gültlingen bei Nagold 1842, sowie eine Tochter Christiane Luise (Nanele), geboren 1765, gestorben 1843 zu Herbrechtingen als Witwe des Kollaborators Christian David Ziegler von Waiblingen, wozu später in Dettingen noch drei weitere Töchter kamen. Die Söhne unterwies der, wie aus der Herausgabe eines hebräischen Wörterbuchs und anderer Schriften zu schließen, wohlunterrichtete Vater, zuerst in Lorch, dann in Dettingen mit solchem Eifer und Erfolg, daß der ältere, wie es scheint, ohne eine Schule besucht zu haben, schon im Herbst 1775 die Universität Tübingen beziehen und sein Studium, nicht im Stift und ohne Magister geworden zu sein, nach vier Jahren vollenden konnte. Dies erhellt aus seinem Eintrag in das Stammbuch eines jur. stud. F. W. Hößner, das in der Elwertschen Familie sich vererbt hat:[18]

Wie glücklich waren unsre Väter!
Der Wein war ihnen unbekannt.
Sie wurden alt und siechten nimmer,
Das Wasser war ihr Trank allein.
Die Welt wird alle Tage schlimmer:
Drum trinkt sie jetzt für Wasser — Wein.

Lebe stets glücklich und denke bisweilen an

Tübingen,
den 12. August 1779.
Symb. Religioni et Amicitiae
vivo.

Deinen wahren Freund
Christof Ferdinand Moser
Minist. Cand.
aus dem Würtbgschen.

Der Besitzer dieses Stammbuchblatts hat auf ihm die Worte beigefügt: „Ging einige Tage darauf nach Haus und wurde Vikar.“ Und zwar ist Ferdinand Moser dies bei seinem Vater geworden, dessen Doppelpfarrei Dettingen und Heuchlingen er fünf Jahre mit versah, bis er die damals deutschordische Pfarrstelle Wippingen-Lautern bei Blaubeuren erhielt. Die noch vorhandenen Zeugnisse des visitierenden Spezials rühmen die Amtsführung und den Wandel des treuen, fleißigen, bei seiner Gemeinde beliebten Mannes; auch daß er sich mit den neueren Schriften, welche die Verbesserung des deutschen Schulwesens betreffen, beschäftige, sich der Schulen

annehme, sei eine große Wohltat; daß er ein Freund sei von Schul- und Verbesserungsanstalten, auch durch Schriften den Schuldienern nützlich zu werden suche u. s. w.[19]

In der Tat ist Moser unter den ersten zu nennen, die in Württemberg seit den 1780er Jahren, nach den bekannten mittel- und norddeutschen Vorgängen eines Rochow, Rist u. a., um die Hebung des ganzen Volksschulwesens, gründliche Lehrerbildung, würdigere Stellung des Lehrerstandes, Herstellung besserer Schullokale u. s. w. sich ernstlich bemüht haben. Schon als Vikar veröffentlichte er eine „Anweisung zum Briefschreiben, ein Handbuch für den gemeinen Mann und auch für die, welche die Kinder gemeiner Leute im Briefschreiben zu unterrichten haben" (1783. 2. Aufl. 1789). Seit 1786 gab er in zwölf Jahrgängen (Ulm, J. C. Wohler) ein „Taschenbuch für teutsche Schulmeister" heraus, dem er in demselben Verlag, zusammen mit einem andern rührigen Pädagogen, Pfarrer M. Wittich in Hundersingen bei Münsingen, später Wittershausen bei Sulz, der schon am Taschenbuch mitgearbeitet hatte, die Vierteljahrsschrift: „Der Landschullehrer" folgen ließ. Der Plan dieser Zeitschrift enthält schon so ziemlich alles, was heute noch unsere periodischen Volksschulblätter behandeln. Und da die Herausgeber eine Reihe tüchtiger Geistlichen und Lehrer zur Mitarbeit gewannen: Schmid in Ulm, den Geschichts- und Sprachforscher, Magenau in Niederstotzingen, der als Dichter noch nicht ganz vergessen ist, den vortrefflichen Lehrer Völter in Heidenheim u. a., so enthält diese reichhaltige Fortsetzung des Moserschen Taschenbuchs nicht wenige gute Beiträge zur Pädagogik und Didaktik, die uns hohe Achtung für jene Mitbegründer einer besseren Volksbildung einflößen.

Zu diesen Blättern kamen noch mehrere besondere Schriften Mosers: Leichen- und Hochzeit-, Abdankungsreden für Landschulmeister (Ulm 1788), ein Buch über Taubenzucht (Ulm 1790), auch Journalartikel über allerlei ökonomische Gegenstände, wie er denn ein eifriger Obstbaum- und Bienenzüchter, auch Naturalien-, Bücher- und Kupferstichsammler war. In

seinen späteren, doch noch so jungen Jahren hat Moser diese umfassende Tätigkeit einem hemmenden Siechtum, auch schroffem Wechsel von häuslichem Glück und Hauskreuz abringen müssen. Zwei Ehefrauen wurden ihm in der Blüte ihrer Jahre durch den Tod genommen, drei Kindern von acht mußte er ins Grab sehen und die dritte Gattin war fast nur noch die Pflegerin des hinsterbenden Mannes. Ihr, Auguste Kapff (1771—1853), hatte zur Hochzeit am 24. November 1796 ein Schwager, der geistreiche Historiker David Friedrich Cleß, im Tone eines „Mitglieds der Schulmeisterzunft" ein witziges „Lehr- und Trost-, auch Ermahnungs- und Erweckungslied" gewidmet, darin die Verse über Mosers gemeinnütziges Wirken:

— — Denke dir einmal im Geiste,
Als ob Er mit dir das Land durchreiste,
Laß mich euren Reisgefährten sein!
Und laß dir's dann unbeschwert gefallen,
Ziehe mit uns in die dumpfen Hallen
Deutscher Schulregenten-Weisheit ein;
Laß uns Männer hohe Reden führen,
Jeden die Methode kritisieren,
Gar gelehrt und gar erbaulich sein!
Stöbre du indes zum Zeitvertreibe —
Denn so etwas nimmt man einem Weibe
Gar nicht übel — Pult und Schränkchen aus:
Neben Rochow, roter Tint' und Bakel
Ist in jedem solchen Tabernakel
Mosers Taschenbuch gewiß zu Haus.
Deines Mosers — denk dir, welche Freude,
Ihn im blauen marmorierten Kleide
Überall gekannt, gebraucht zu sehn!
An der Seite dieses großen Lehrers,
Weisen Schulen-Schlendrian-Bekehrers,
Als sein liebes Weibchen dazustehn! ...

Im Juli 1798 zog die junge Frau mit dem kränklichen Gatten auf die Pfarrei Herbrechtingen-Hürben bei Heidenheim, wo er bald die Hilfe eines Vikars nötig hatte und nach einer ernsten, noch durch Kriegsdrangsale erschwerten Prüfungszeit schon 1800, am 31. August, zur ewigen Ruhe

abgerufen wurde, fast fünf Jahre vor dem ehemaligen Lorcher Freund Schiller, von dem wir leider keine Spur irgend welchen späteren Verkehrs mit Moser haben.

Nach dem „Landschullehrer" der Hochschullehrer, dessen Leben reicher, doch in fast gleich engen Raumgrenzen verlief — das Leben des zweiten Lorcher, zwar nicht Schulfreundes, aber Spielgenossen, mit welchem Schiller nachweislich lebenslang verbunden blieb:

Karl Philipp Conz

1762—1827

Aus einer altwürttembergischen Theologenfamilie stammte der Klosteramtsschreiber in Lorch Johann Philipp Conz. Ihm wurde von seiner Hausfrau Sophie Rosamunde, geborenen Blifers, einer Tübinger Bürgerstochter, am 28. Oktober 1762 ein Sohn Karl Philipp geschenkt, dessen Erziehung, da der Vater schon 1767 starb, wesentlich der Mutter und, als diese den Amtsnachfolger ihres Mannes, Joh. Friedrich Hopf, geheiratet, diesem zufiel. Bald nahm den begabten Knaben die Lateinschule in dem nahen Schorndorf auf, die an dem Präzeptor M. Balthasar Mebold (1708—1788) einen weithin geschätzten Lehrer hatte. Unter den Mitschülern waren der Stadt- und Amtschreibersohn Friedrich Wilhelm Schmid, der spätere Syndikus in Frankfurt a. M., Schwager des Professors Abel, und Karl Friedrich Reinhard, Sohn des Diakonus, der nachmalige Diplomat, Graf und Pair von Frankreich (1761—1837).[20] Reinhard schloß mit dem ein Jahr jüngeren, aber in manchem Wissen, von Klopstock u. s. w., reiferen Conz innige Freundschaft, teilte mit ihm, woran er in einer Elegie von 1783 ihn erinnert, die sorglosen Spiele am Ufer der Rems und die ersten Empfindungen, die der Natur sanftstrahlende Schönheit den Knaben ins wächserne Herz grub. Das Landexamen führte Reinhard 1774 in die Denken-

dorfer Klosterschule, und als im folgenden Jahr sein Vater als Spezial nach Balingen befördert wurde, sahen sich die Freunde lange nicht mehr. Erst als Conz in Bebenhausen, wohin er 1779 von Blaubeuren vorgerückt war, im letzten Klosterschuljahr stand, erinnerte er sich der einstigen Knabenfreundschaft. Er mochte erfahren haben, daß auch Reinhard wie er selbst nach dem Ruhme strebe, ein deutscher Dichter zu werden. Veröffentlicht hatte Reinhard noch nichts, weder von seinen klopstockisierenden Gedichten, noch von seinem Tibull, noch von seinen arabischen Übersetzungen. Dagegen war der „betriebsamere und ungeduldigere" Conz bereits mit Haugs Schwäbischem Museum in Verbindung getreten, hatte dort im Jahrgang 1780 zwei dithyrambische Schilderungen in Prosa veröffentlicht: „Wallfahrt nach dem Staufenberg" und „Rosenstein, ein altes Schloß", war auch schon mit Gotthold Stäudlin persönlich bekannt, und jetzt trug er, im Beginn des Jahres 1781, Reinhard eine Art poetischen Freundschaftsbundes an. Dieser antwortete freundlichst entgegenkommend und es entstand ein reger Briefwechsel zwischen Tübingen und dem nahen Bebenhausen, bei welchem der Tübinger Friseur Payer den Boten machte. Auch vermittelte Conz eine Korrespondenz mit Stäudlin. Im Sommer fanden dann noch persönliche Begegnungen der beiden Freunde statt in dem zwischen Bebenhausen und Tübingen auf aussichtreicher Höhe gelegenen Waldhäuser Hof. Die Briefe aber drehten sich wieder um die beiderseitigen Gedichte, dann um Reinhards Pläne, die Tibullübersetzung nebst eigenen Gedichten herauszugeben, um die Vorbereitungen zu dem von Stäudlin unternommenen Musenalmanach, und endlich um die Wahl der Stiftsstube für den im Herbst in Tübingen erwarteten Conz.

In dem genannten Almanach übernahm Stäudlin von Conz neben einigen Bardensängen, Huldigung an Klopstock, Schwur bei den Heldengeistern, „bider stets und Schwabe zu sein" u. s. w., eine Ode vom März 1781 „An S.", das ist Schiller, worin die Landschaft von Lorch mit Fluß und

Wald, den hereinschauenden Rechberg und Hohenstaufen geschildert und dann geschlossen wird:

> Ach, wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieenblick
> Die Freuden der Kindheit!
> Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
> Ist ein Blatt,
> Darauf lebendig mich anspricht
> Mein Knabengefühl! —
> Und o, wie du schon da
> Manche kindische Freuden
> Mit mir theiltest,
> Da noch schlummernd in uns
> Ruhte der Funke, der jetzt
> Aufzulodern begann und bald
> Ausschlagen wird zur Flamme!

Der Almanach, in dem diese Ode erschien, ist vom September 1781 datiert. Derselbe Monat führte Reinhard und Conz in Stuttgart, wohin sie sich längst gesehnt hatten, mit Schiller zusammen, brachte sie auch in die Familie Andreä, wo mit Zumsteeg Conz der ältesten Tochter Luise, Reinhard mit Stäudlin der geliebten Minna huldigten (s. unten Zumsteeg). Auch Schubart, der Gefangene auf Hohenasperg, wurde besucht, wie wir in einer gemeinsam mit Zumsteeg in dessen „dumpfiger Orfeushalle" am 18. August 1782, Sonntag abend 10 Uhr, gedichteten Epistel „An Luise" erfahren.[21]

Im ersten Stück des Wirtembergischen Repertoriums veröffentlichte Schiller die bekannte Kritik des ersten Schwäbischen Musenalmanachs von Stäudlin. Darin gibt er Conz das Zeugnis, daß er den Klopstock studiert und einen kühneren männlicheren Ton habe. Conz aber lieferte dem Freund für das zweite Stück jener Zeitschrift eine Besprechung von Stäudlins „Vermischten poetischen Stücken", die der Angegriffene insofern nicht mit Unrecht Schiller selbst zuschrieb, als sie sicher von diesem überarbeitet und verschärft worden ist. Zum Dank dafür durfte Conz sich mit einrechnen, wenn Schiller in dem gegen Stäudlin und seinen Almanach gerichteten derblustigen Gedicht der Anthologie „Die Rache der Musen" sang:

Waren hübsche Jungens drunter,
Wie gerieten die,
Dieses, Brüder, nimmt mich wunder,
In die Kompanie?

Treu hütete Conz die Erinnerungen an die Zeit, da Schiller ihn solcher Genossenschaft würdigte, und es war ihm ein Herzensanliegen, als nach des Meisters Tod allerlei irrige und schiefe Mitteilungen über ihn zu lesen waren, sie, soweit es ihm zustand, richtig zu stellen. Mit gerechtem Grimme geißelt er, zahlreiche Fehler und Schiefheiten nachweisend, in den Tübinger Gelehrten Anzeigen vom 19. August 1805 die in Leipzig bei Tauchnitz anonym erschienene Schrift von J. F. Gruber: „Friedrich Schiller, eine Biographie, und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter" als ein „schamloses Machwerk einer heillosen Kompilation, die nicht Begeisterung für den Unsterblichen, nein, die der Hunger mit der Unverschämtheit erzeugt hat". Gleichzeitig veröffentlichte er, was er selbst Zuverlässiges über Schillers Jugendjahre berichten konnte, als „Fragmente" in der von Kotzebue und Merkel herausgegebenen Berliner Zeitschrift „Der Freimüthige". (Wenigstens spricht manches für seine Verfasserschaft; siehe unten bei Petersen.) Auch gab er 1807 zu den Mitteilungen, welche Petersen im Morgenblatt gemacht, in eben dieser Zeitschrift (Nr. 201) einige Berichtigungen und Ergänzungen. Am Abend seines Lebens hat er dann, mit den Erinnerungen an seinen beglückenden Aufenthalt bei Schiller in Jena 1792, auch die aus der Jugend zusammengestellt,[22] die gleich jenen so sehr das Gepräge der Wahrheit tragen, daß ein Kenner wie Voas von ihnen sagen konnte:[23] „Conz berichtet nie etwas, was er nicht selbst miterlebt oder aus Schillers eigenem Munde erfahren hat; er läßt sich aber auch nichts abstreiten, und gerade diese Konsequenz, verbunden mit dem aufrichtigsten Charakter, bürgt für seine Glaubwürdigkeit." Hier das wichtigste daraus:

Schiller hatte bereits die Akademie verlassen, lebte in Stuttgart, als Regimentsarzt bei einem Grenadierbataillon angestellt, und hatte

schon seine Räuber in den Druck gegeben, als der Verfasser dieser wenigen Blätter, drei Jahre jünger, als Schiller damals war, eine vorübergehende Jugend- oder Knabenbekanntschaft mit ihm erneuerte. Ich hatte damals mehrere Gedichte, teils in das Schwäbische, vom Professor Haug besorgte Magazin, in das Schiller früher von der Akademie aus verschiedene Poesien lieferte, teils in den ersten Jahrgang des Schwäbischen Musenalmanachs, dem Schiller ebenfalls eines seiner Gedichte, An Laura, einverleibt hatte, bereits einrücken lassen. Er würdigte sie seines Beifalls, auch öffentlich in einer für das Ganze des Instituts eben nicht günstigen Anzeige. Ich besuchte ihn öfter von Tübingen aus in den Ferien, und der schüchterne, jüngere Freund der Musen genoß von dem gereifteren, kühnstrebenden jungen Manne viele Aufmunterung.

Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, lange von ihm ein Stammbuchblatt aufbewahrt zu haben, um das ich bei der nachmaligen öfteren Veränderung meines Aufenthaltes endlich doch kam, nicht ohne daß ich mich noch manchmal, wie über andere ähnliche Fälle, einer Nachlässigkeit darüber anklage, in das er mir aus Sallust, seinem damaligen Lieblingsschriftsteller, folgende Sentenz geschrieben hatte: „Animi imperio, corporis servitio magis utimur. Quo mihi rectius esse videtur, ingenii, quam virium opibus gloriam quaerere; et quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere.“

Lebhaft schwebt mir noch das kleine Zimmerchen vor der Phantasie, worin Schiller damals wirtschaftete. Er bewohnte es eine Zeit in Gesellschaft mit einem Akademiefreunde und Jugendgenossen, dem Leutnant Kapf, einem jungen Manne von Talent, heftig und aufbrausend, wie Schiller selbst damals war, im Professor Haugschen Hause. Einst, als ich von der Straße aus, wo ich Schillern getroffen hatte, mit ihm nach seinem Logis ging, Kapf aber nicht zu Hause war und Schiller seinen Schlüssel zu sich zu stecken vergessen hatte, stieß er in der Ungeduld, um die Mühe, beim Eigentümer des Hauses einen Schlüssel zu holen, so sich zu ersparen, ohne Umstände geradezu mit dem Fuße die Türe auf einen Ansprung ein. — Einmal traf ich auf seinem Schreibetisch — er hatte meist wenige Bücher um sich her — Klopstocks Oden an, den Karlsruher Nachdruck! Als ich sie eröffnete, fand ich mit Befremdung, daß eine nicht gar unbeträchtliche Anzahl mit großen, quer ins Kreuz gezogenen derben Tintenzügen rein durchstrichen war. Als ich ihn lächelnd fragte, was dies zu bedeuten habe? sagte er: „Diese gefallen mir nicht.“

Ich blätterte nach und freute mich, daß meine Lieblingsoden: der Zürcher-See, die an Cidli, an Fanny, an Ebert-Wingolf u. a., von dieser strengen Kritik waren verschont geblieben, und sie doch

meist nur diejenigen getroffen hatte, worin der Geist der Reflexion und eine oft grammatisch-wissenschaftliche Tendenz vor der eigentlich begeistert-lyrischen voranherrscht. — Als ich einst seines Gedichtes, das er einige Jahre früher schon in das Schwäbische Magazin gegeben hatte, „Der Eroberer", gegen ihn mit Teilnahme erwähnte, sagte er: „O! damals war ich noch ein Sklave von Klopstock." Es war mir auffallend, denn nicht sowohl Klopstockische, als schon Shakespearesche Nachbildung schien mir darin zu herrschen. Nur in der Idee des Ganzen und einigen Bildern schien er mir von Klopstocks Gericht über die Könige in der Messiade ausgegangen zu sein.

Aus jener Periode erinnere ich mich ebenfalls lebhaft, wie mir Schiller öfter erzählte, daß er anfänglich dem geistlichen Stande gewidmet gewesen sei, es freue ihn aber, daß sein Schicksal nun diese Wendung genommen, er würde die langsame Klosterlaufbahn, wie die württembergischen Theologen sie gewöhnlich machen, eine Bahn, die in der Regel an die neun Jahre dauert, haben durchlaufen müssen; so sei er nun fertig, ausgerüstet für die Welt. „Was wäre ich jetzt?" — setzte er hinzu — „Ein Tübingisches Magisterchen ..." Ich war es selbst damals noch nicht, und so konnte die Rede, übrigens mit vieler Gutmütigkeit hingeworfen, für mich nichts Beleidigendes haben. Später, wo überhaupt Schillers ganze innere und äußere Natur eine durchgreifende Umwälzung erfahren hatte, wie ich zu meiner Verwunderung fand, als ich in Jena wieder mit ihm jene frühere, durch seine bald eingetretene Flucht aus Stuttgart unterbrochene Bekanntschaft zu erneuern das Glück hatte, sprach er mir doch mehrere Male von seinem oft bei ihm rückkehrenden Wunsche, der Laufbahn eines Predigers nicht entzogen worden zu sein. Vor einer versammelten Gemeinde über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der Menschheit zu reden, stelle er sich als etwas Großes, Erhebendes vor; und gewiß — Schiller, mit diesem tiefen Gefühl, diesem ernsten Sinn für alles der Menschheit Wichtige, dieser glühenden Einbildungskraft, dieser hinreißenden Darstellungsgabe, würde auch von der Kanzel herab mächtig auf das Volk gewirkt haben.

Schillers Räuber waren bereits erschienen, die Ausarbeitung seines Fiesko, von dem er mir um dieselbe Zeit einmal sagte: „Meine Räuber mögen untergehen, mein Fiesko wird leben!" beschäftigte ihn soeben. Ich besuchte ihn mit einem meiner ältesten Universitätsfreunde, es war der durch seine Talente, seine Schicksale, vor allem seinen trefflichen Charakter achtungswürdige Graf Reinhard, der damals noch in Tübingen, wenige Jahre älter als ich, die Theologie studierte. Reinhard, von echt dichterischen Anlagen, keiner Kenntnis fremd, durch frühe Schulfreundschaft schon und frühe Liebe zu den Musen mit mir verbunden, hatte auf der Universität Tübingen unter

des trefflichen Orientalisten Schnurrers Anleitung sich dem Studium der orientalischen Sprachen vorzüglich zugewendet und bei der Leichtigkeit seines Kopfes, womit er alles erfaßte, sehr schnelle Fortschritte darin gemacht. Er hatte sich an das Wagestück gegeben, eine nicht unbeträchtliche Anzahl Liebesgedichte und andere Gedichte der Araber, wie sie die damals uns jungen Männern zugänglichen Anthologien darboten, metrisch zu verdeutschen. Proben davon teilte er Schillern mit und las sie ihm vor, der ihn sehr aufmunterte, auf dieser Laufbahn, auf der er gewiß, wie auch auf der bereits begonnenen dichterischen, Lorbeeren pflücken würde, fortzufahren. Ich erinnere mich, wie Schillers Angesicht voll Glut wurde, wie er sich in eine ganz neue Welt versetzt fühlte und uns gestand, daß eine neue ihm hier eröffnet sei, als Reinhard ihm seine Nachbildungen arabischer Poesien vorlas.

Als erste selbständige Druckschrift ließ Conz 1782, angeblich in Frankfurt und Leipzig, in Wirklichkeit zu Tübingen und mit einem neuen Titelblatt in Ansbach 1783, ein fünfaktiges Drama Konradin von Schwaben erscheinen. In Lorch unter den ernsten Staufenerinnerungen aufgewachsen, war der Tübinger Stiftler der erste unter vielen, der an dem dankbaren Stoff sich versuchte. Bescheiden spricht er in einem „Nachwort an den Kunstrichter" die Erwartung aus, mit „seinem Vorgang einen glücklicheren Kopf zu erwecken, der dieses so interessante Thema zu einem noch interessanteren Nationalstück ausarbeite". Ob er dabei an Schiller gedacht hat? Wir wissen nur, daß dieser wiederholt auch seinerseits einen Konradin ins Auge faßte, gleich nach der Rückkehr von dem Besuch in Mannheim im Januar 1782, bis er sich für Fiesko entschied, und dann wieder 1783 in Bauerbach und Mannheim, wo Don Carlos über den jungen Staufer siegte.[24]



Conz 1783

Der Stiftler Conz fuhr fort, neben Mitarbeit an Armbrusters Schwäbischem Museum und einer Göttinger theo-

logischen Zeitschrift allerlei im Druck erscheinen zu lassen, teils allein: Schildereien aus Griechenland, Reutlingen 1785; Über den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit, Gotha 1786; teils gemeinschaftlich mit anderen — mit seinem Reinhard: Gedichte des Tibulls (R.) nebst einer Probe aus dem Properz und den Kriegsliedern des Tyrtäus (C.) in der Urschrift, nebst einem Anhang von eigenen Gedichten, Zürich 1783; Episteln von R. u. C., Zürich 1785; mit mehreren: Beyträge zur Philosophie, Geschmack und Litteratur (Reutlingen 1786; sollte fortgesetzt werden, brachte es aber nur zu einem Heft). Durch diese Betriebsamkeit hatte sich der junge Schriftsteller, der übrigens immer der Erste in seiner „Promotion" blieb, nicht nur gelegentlich eine Verwarnung seitens der Aufsichtsbehörde, sondern auch anhaltende Geldverlegenheiten zugezogen, die seine zum Stammbuchsymbolum erwählte beata tranquillitas[25] manchmal erschüttert haben mögen, und woraus ihn erst auf Anrufen seines Reinhard der edelmütige Professor Abel in Stuttgart um Neujahr 1786 befreite. So konnte er im Herbst die Hochschule leichteren Sinnes verlassen, obwohl ein gewisser Druck auch in den folgenden Jahren, die er als Vikar zuerst in Adelberg bei Schorndorf, dann in Welzheim und Zavelstein zubrachte, nicht von ihm weichen wollte. Wenigstens schrieb Reinhard, mit dem er lebenslang treu verbunden blieb, im Herbst 1790 aus Bordeaux an Conz neben dem Dank für die Beweise seiner sich gleichgebliebenen Freundschaft von der Teilnahme, womit er im vorigen Jahr „die Schilderung seiner Leiden", aber auch der Annäherung „ruhigerer Zeiten" empfangen habe.[26] Die letzteren im Sinn von sorgenfreierem Dasein brachte der zweite Aufenthalt in Tübingen, wo Conz 1789 Repetent im Stift wurde. Ruhe, Nachlassen der emsigen Schriftstellerei gab es aber auch jetzt nicht. Übersetzungen aus Seneca (1790 und 1792) wechselten mit einer Gedichtsammlung (1792), Schriften über seinen 1790 durch den Tod abberufenen Lehrer der Philosophie Ploucquet, den „unglücklichen württembergischen Gelehrten und Dichter" Nikodem Frischlin mit einer Geschichte der Seelenwanderungs-

lehre (1791). Und diese unermüdliche Tätigkeit auf denselben Gebieten setzt sich dann auf den wenigen Stationen seines ferneren Amts- und Studierstubenlebens fort.

Zunächst unterbrach er sie im Jahr 1792 für längere Zeit mit der hergebrachten, durch Stipendien erleichterten Reise des schwäbischen Magisters nach dem mittleren und nördlichen Deutschland. Gedichte auf ein Bild der Galerie in Kassel, im Park zu Weimar (Juni 1792), an Herder vor seiner Abreise ins Bad, ebenso auf Gemälde der Dresdner Galerie, im Tiergarten zu Berlin (September 1792), an Klopstock zum Abschied, Hamburg September 1792, bezeichnen den Weg, den der junge Dichter und Gelehrte einschlug. Er hat keine Verse Schiller gewidmet, aber dreißig Jahre später über seinen vertrauten Verkehr mit ihm in Jena und bald darauf in Ludwigsburg eine Reihe wertvoller Beiträge zur näheren Kenntnis von dessen Wesen und Leben veröffentlicht,[27] die schwerer wiegen als viel Gedichte, und um des Schreibenden wie des Beschriebenen Willen hier wenig gekürzt mitgeteilt werden sollen.

Schiller lebte und webte damals, als ich in Jena ihn wieder traf (1792), ganz in Kants Schriften, eine Liebe, die er, schon früher, wie seine ersten Schriften beweisen, für philosophische Untersuchungen sehr geneigt, mit vielen seiner Zeitgenossen und einer beträchtlichen Anzahl der damaligen Professoren in Jena teilte. Reinhold, der unter die ersten gehörte, welche das Studium der Kantischen Schriften und den Enthusiasmus für sie in Deutschland belebten, lehrte jetzt noch Philosophie mit ungeteiltem Beifall in Jena. Mehrere, vorzüglich der jüngeren Lehrer dieser Hochschule versammelten sich wöchentlich einige Male zu abendlichen geselligen Unterhaltungen. Kant und Kantische Philosophie war hier immer der Gegenstand, über den am lebhaftesten gesprochen und gestritten wurde, und Schiller blieb immer so wenig bloß Zuhörer, daß er vielmehr mit seinem feurigen Geiste und seinem eindringenden Scharfsinne dem Gespräche oft das größte Interesse zu geben wußte. Da ich bei meinem Aufenthalte in Jena, von ein paar Monaten, mehrere Male Gelegenheit hatte, diesen geistreichen Abendzirkeln beizuwohnen, so konnten mir diese Besuche nicht anders als sehr anziehend und lehrreich sein. Aber auch sonst genoß ich oft des geistreichen Umgangs mit Schiller in seinem Hause, an seinem Tische, auf Spaziergängen. Er war die

Humanität selbst, so wie seine treffliche, noch lebende Gattin, die ihn liebte, wie er sie liebte, ein Muster edler Gefälligkeit und Bescheidenheit war. Schiller führte mit seiner Gattin um diese Zeit keine eigene Haushaltung. Beide nahmen die Kost bei einem älteren Frauenzimmer des Hauses, worin sie wohnten, die, wo ich nicht irre, Eigentümerin desselben war. Auch speisten der jetzige Konsistorialrat, damals Dr. legens, Niethammer, und noch ein Landsmann von mir, der, als Erzieher eines jungen Adeligen von Frankfurt, diesen auf die Universität begleitet hatte, der nunmehrige Dekan Göriz, mit seinem Zöglinge in der Gesellschaft. Die Tafel war einfach, frugal, und durch Schillers sokratischen Ernst und Scherz — möchte ich sagen — gewann sie die schönste Würze. Schiller sprach nicht viel, aber was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmut, er liebte den gemäßigten Scherz; ein Feind des Leeren, und gleichförmig heiter, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten, wie er war, hörte man nur selten ein Wort, einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden, brausenden Schiller, wie er sich in seinen früheren Schriften, Kabale und Liebe, Fiesko, den Räubern besonders, oft darstellte, jetzt erinnert hätte; wie zum Beispiel, als er über eine niederträchtige, kund gewordene Tat eines damals in Jena angesehenen Mannes, die einer der Gesellschaft während des Essens erzählte, lebhaft entrüstet, aber doch mit edler Haltung, selbst lächelnd sagen konnte: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen!“ Solche kräftige Bilder hörte man nur zuweilen von ihm, auch wenn er von Personen sprach, die er wahrhaft achtete, zum Beispiel von des Kirchenrat Griesbachs Verschwiegenheit in Geschäftssachen: „Seine Brust ist verschlossen wie ein Archiv.“ — Der Ernst, wenn schon ein milder Ernst, blieb stets vorherrschend bei ihm, und die Sehnsucht nach dem Höheren, Ideellen, von der er ganz durchdrungen war, begleitete ihn oft auch zum Anteil an harmlosen Spielen und Ergötzlichkeiten, denen er sich zuweilen hingab, zum Billard, zum Tarock, zum Kegelschub selbst. Ich erinnere mich, bei einem solchen Zeitvertreibe in einem Garten vor der Stadt ihn gesehen zu haben, wie er auf einmal, von dem Kegelspiele sich wegwendend, die Augen zum schönen Abendhimmel emporhob, und auf die Bemerkung eines der Mitspielenden: „Ein trefflicher Abend!“ — wehmütig entgegnete: „Ach, man muß doch das Schöne in die Natur erst hineintragen!“

Außer seiner Beschäftigung mit Kant, die sich hauptsächlich doch mehr auf das Studium der Kritik der Urteilskraft, als der Kritik der reinen Vernunft damals erstreckte, war Schiller zu jener Zeit mit der Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges für den Göschenschen

Damenkalender beschäftigt, aber wegen oft gestörter Gesundheitsumstände nicht selten daran unterbrochen. Er war gewohnt, was er den Tag zuvor, oder auch wenige Stunden vor der Komposition aus seinen Folianten: Hugo Grotius und anderen, sich zurecht gelesen, sogleich zu verarbeiten. Bei dem schnellen Überblicke, den er besaß, bei der Macht der Darstellung, die ihm eigen war, konnte dies seiner Arbeit weniger nachteilig werden, als es bei minder von der Natur begabten Schriftstellern der Fall hätte sein müssen; doch haben geistvolle Schriftsteller, zum Beispiel Woltmann, Schlegel, Spittler und andere, bemerkt, daß nichtsdestoweniger dieses Werk, so verdienstvoll es von vielen Seiten ist, die Spuren einer solchen zu flüchtigen und rhapsodischen Bearbeitung an vielen Orten nur allzu sichtbar an sich trage, und daß die dramatische Trilogie Wallenstein im ganzen auf einem viel gründlicheren Quellenstudium beruhe, als eben diese historische Komposition. Poetischen Arbeiten war Schiller doch auch in jener Periode nicht, wie Döring in seinem Leben Schillers anzunehmen scheint, ganz fremd geblieben. Die bekannte metrische Verdeutschung einiger der ersten Gesänge von Virgils Äneide beschäftigte ihn um diese Zeit. Schon in der Militärakademie hatte er diesen Dichter, wie den Homer, den er damals im Originale las, liebgewonnen. Drück erklärte den ersten, Nast den zweiten. Besonders, sagte er mir einmal, hätte die Bürgersche Übersetzung einzelner Homerischer Gesänge in Jamben, die Nast seinen Zuhörern zuweilen vorgelesen, einen erfreulich-begeisternden Eindruck auf ihn gemacht.

Jetzt hatte Wieland, der nicht ohne Einfluß auf seine fortschreitende, dem Edlen, Klassischen immer mehr sich zuwendende Bildung geblieben war, ihm große Liebe für die Ottaven beigebracht, wie für den Reim überhaupt. Ich erinnere mich, daß er damals für die antiken Silbenmaße wenig Geschmack bezeugte und auch die Vossische Hexametrik, die er später erst würdigen und schätzen lernte, als ungefüg und dem Ohr zu wenig schmeichelnd, nicht sehr achtete. Als ich ihm Proben einer hexametrischen Übersetzung des Lukan damals zeigte, sprach er nicht ungünstig davon, mahnte mich aber doch mehr ab, die Arbeit fortzusetzen. Es war nach einem Krankheitsanfalle, der ihm angestrengtere Arbeiten verbot, als Schiller sich entschloß, wie er einst in Hexametern die Probe gemacht hatte, nun in vollständigeren Gemälden, in einer noch freieren, aber dem Ohre mehr zusagenden Bearbeitung den Virgil rhythmisch zu bearbeiten. Bei meinem ersten Besuche, den ich ihm in Jena erstattete, las er mir, noch frisch von der Freude über das Gelungene, aus einem soeben fertigen Hefte der Thalia von den fast nassen Druckbogen aus die ersten Proben dieser seiner Verdeutschung vor. Er betrachtete diesen Versuch, wie er mir sagte, als Studium zugleich, um, wenn

er sich an eine Epopöe geben wollte, der Kunstgriffe im Technischen voraus schon mehr Meister zu sein.

Der Gedanke an eine solche Epopöe war damals noch lebhaft in ihm. Aus der Geschichte des Siebenjährigen Krieges wollte er seinen Stoff sich schöpfen. Darum waren ihm auch die von Jenisch damals ihm für die Thalia eingeschickten Proben einer Borussiade — so mißlungen sie im ganzen auch waren — nicht unwillkommen, und er ließ, wo ich nicht irre, mehrere Gesänge in dieser Zeitschrift abdrucken. Er selbst, dem harmonischen Reim ganz damals zugetan, fast bis zur Ungerechtigkeit gegen hexametrische und andere antike Formen, den Jamb ausgenommen, er selbst war fest entschlossen, wenn die Hore der Ausführung des epischen Plans käme, keiner anderen Versart als der Ottaven sich zu bedienen. Allein die Ausführung dieses Plans unterblieb, vermutlich darum, weil der Entschluß, die dramatische Laufbahn bald wieder aufs neue zu betreten und frische Lorbeern dort zu brechen, ihm doch noch näher und angelegener war.

In den paar Monaten, daß ich Schillern oft in Jena sah, erinnere ich mich nicht nur einmal ihn gehört zu haben, wie er mit Begeisterung von jener Periode sprach. Es brenne ihn recht in der Seele — waren seine Worte —, bald wieder mit einem neuen Drama aufzutreten, und er sei selbst begierig darauf; es müsse sich, ahne er, nach Form und Gestalt ganz unterscheiden von seinen vorigen. Seit er die Griechen studiert, schwebe ihm ein ganz neues Ideal vom Trauerspiel vor. Über einen bestimmten Stoff jedoch, den er etwa bereits gewählt, erklärte er sich damals nie.

Aber das Jahr darauf, als er eine Reise in sein Vaterland gemacht hatte und sich mehrere Monate, teils in Ludwigsburg, teils in Stuttgart aufhielt, hatte er es kein Hehl, daß er mit dem Entwurfe eines Plans zum Wallenstein sich fleißig beschäftige, wobei er doch mehrere Male unumwunden erklärte, er glaube wahrzunehmen, die zu lang fortgesetzte Beschäftigung mit der abstrakten Philosophie hätte seinem Genius Abbruch getan. — In Ludwigsburg war es, wo er auch die Briefe über ästhetische Bildung an den Prinzen Augustusburg, der ihm edelmütig zu Wiederherstellung seiner Gesundheit auf mehrere Jahre eine nicht unbedeutende Pension ausgesetzt hatte, im ersten Entwurfe niederschrieb und absendete. Sie erschienen in der Folge, unter Fichtes Einflüssen umgearbeitet, in den Horen, und mehrere, die das erste Manuskript mit dem Abdrucke vergleichen konnten, unter die ich mich selbst zu zählen kein Bedenken trage, wollten behaupten, die einfachere Darstellung in dem ersten Entwurfe hätte sie mehr angesprochen.

Gedichtet hat Schiller in jener Periode nur wenig. Eigentlich

teilte er sie zwischen Erholung bei Freunden und im liebenswürdigen Kreise seiner trefflichen Familie, und zwischen seinen Studien, unter denen immer die kritische Philosophie, wie wir schon sagten, damals noch seine Lieblingsbeschäftigung war. Kants Kritik der Urteilskraft lag, wenn er auch unpäßlichkeitshalber das Bett hüten mußte, oder gar, wie er oft scherzen konnte, von Arzneigläsern sich umlagert sah, immer nicht unweit jenes Belagerungsgeschützes, und lächelnd erzählte er einmal seinem Jugendfreunde und damaligen Arzt, dem Hofmedikus v. Hoven, bei einem Morgenbesuche: sein Bedienter, der bei ihm die Nacht über habe zu wachen gehabt, hätte, um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urteilskraft in einem Zuge durchgelesen.

Ein anderes Erzeugnis seiner in Ludwigsburg zugebrachten Sommermuße indes ist seine geistreiche Rezension über die Matthissonschen Gedichte. Die Ansichten über malerische Poesie darin dankten ihre Entstehung einer Unterredung mit einem seiner Stuttgarter Freunde, dem geschmack- und einsichtsvollen Rapp, der, wie er ein Freund und selbst ausübender Liebhaber der Kunst und der Landschaftsmalerei besonders ist, viel über dieselbe gedacht hat. Manche der Ideen in jener Rezension sind nur erweiterte Rappsche.

Schillers Aufenthalt in Ludwigsburg und Stuttgart ist auch deswegen merkwürdig, weil hier die Bekanntschaft mit der Cotta'schen (damals noch Cotta-Zahnschen) Buchhandlung angeknüpft und der Plan zu einem Journal schon vorläufig besprochen wurde. Schiller ging anfänglich damit um, ein tragisches Theater der Griechen herauszugeben; die besten Tragödien der Alten sollten darin metrisch übersetzt erscheinen. Er selbst hatte mich schon auch zur Teilnahme daran aufgefordert. Der größere Plan zu dem Weltjournal, wie er es nannte, den Horen, machte in der Folge wahrscheinlich diesen scheitern. Man sieht aber aus solchen Vorbereitungen, daß er doch nun ernstlich damit umging, sich zu einer neuen schriftstellerischen Epoche zu rüsten, die dann auch wirklich bald darauf nach seiner Zurückkunft in Jena und seiner, aus der Goetheschen Morphologie nach ihrer allmählichen Entstehung bekannten, engeren Verbindung mit Goethe erfolgte.

Was aber das Wichtigste sein möchte von Schillers Aufenthalte in Ludwigsburg, und bei einem Manne von seinem edlen Geist und Gemüte auch nicht ohne entschiedene Folgen auf seine Individualität bleiben konnte, ist das Glück, das ihm hier zu teil wurde, das süße Glück der ersten Vaterfreude. Es war ein erhebender Anblick, den hohen Mann in den einfach-wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgeborenen, seinem Goldsohn, wie er ihn oft nannte, zu beobachten und, wie ich öfter das Glück hatte, Zeuge

davon zu sein. Zufällig oder absichtlich, ich weiß nicht wie? war ihm auch in jener Zeit Quinctilian in die Hände gefallen. Er studierte ihn aufmerksam und, durch das Vaterinteresse gespornt, hauptsächlich des trefflichen Römers herrliche Grundsätze über die Erziehung. Wie ihn alles ihm Neue aufs lebhafteste ergriff, so auch dieses. Er sprach mit Begeisterung mehrmalen mit mir davon, mit der Versicherung, er wolle seinen Sohn nach den Maximen, wie sie Quinctilian auseinandersetzt, erziehen. Da ich auch um dieselbige Zeit das Museum für griechische und römische Literatur, wovon drei Hefte in Zürich (durch die Kriegszeiten wurde das Institut bald abgebrochen) in der Folge erschienen sind, öffentlich ankündigte, so erlaubte er mir, seinen Namen als Mitarbeiter zu nennen, und versprach, über Quinctilians Grundsätze der Erziehung mir einen Aufsatz mitzuteilen. Wichtigeres verhinderte ihn, Wort zu halten, und der bescheidene Herausgeber wollte nicht weiter mahnen. —

Von kleineren, in Einzelheiten gehenden Untersuchungen, selbst eines Lessing und anderer, konnte Schiller wohl öfter, nicht hämisch, aber doch mit einem Lächeln, welches dieselben als unbedeutend herunterzusetzen schien, reden.

Die Anekdote, die sich im Konversationslexikon über Schiller findet, daß sein erstes Trauerspiel, ein sehr jugendlicher Versuch, den Titel gehabt hätte: Der Student von Nassau, ist nicht ungegründet. Der Verfasser dieser Blätter erinnert sich genau, sie mehreremals aus Schillers Munde selbst gehört zu haben, und er war es auch, der sie zuerst im Morgenblatt bekannt machte. Das Thema war das ganz einfache: Eine Zeitung erzählte den Selbstmord eines Studenten, der aus Nassau gebürtig war. Dies erhitzte die jugendliche Phantasie des Dichters so, daß er es als willkommenen Stoff zu einer Tragödie ergriff. Er selbst äußerte, er wünschte nur das unreife, jugendliche Produkt, um einiger gelungenen Szenen willen, noch zu besitzen, die er vielleicht anderwärts noch benutzen könnte.

Mein letztes Hemd auf dem Leibe, konnte er sagen, hätte ich in jenen Tagen oft hingegeben um einen dankbaren tragischen Stoff, meinen jugendlich-aufstrebenden Geist daran zu üben. Auch von einer frühe verstorbenen geistreichen Schwester erzählte er, daß sie viel Lust und Anlage zum Drama gehabt, und manche Versuche in den abgelegensten Plätzen des Hauses aus Furcht vor dem Vater, der eine solche Beschäftigung nach seinen strengen Grundsätzen für Mädchen zu unzweckmäßig hielt, als daß er sie an der eigenen Tochter hätte dulden können, szenenweise komponierte oder niederschrieb.

Überhaupt scheint es mehr die Mutter Schillers gewesen zu sein, von der, wenn eine gewisse Vererbung der geistigen Anlagen angenommen werden kann, zu behaupten sein dürfte, daß ihr zarter,

gefühlvoller Sinn auf Schillers dichterischen Geist möchte Einfluß gehabt haben. Der Vater war ein rechtlicher, in seinem Fache sehr verständiger Mann, und besonders ein sehr guter Kenner der Landwirtschaft, — in welchem Felde er später noch Schriften, die mit Beifall aufgenommen wurden, herausgab, dabei fruchtbar an allerlei weitaussehenden Entwürfen, wie diejenigen, die ihn genauer kannten, von ihm versichern; die Mutter, ohne besondere Bildung, voll natürlich-glücklicher Anlagen, und, wie alle die sie kannten behaupten, voll Milde, Güte und zarten, auch religiösen Sinnes. Schiller selbst erzählte mir einmal, sein erstes lyrisches Gedicht sei mittelbar auf ihre Ermahnung hin entstanden, und ein — religiöses Gedicht gewesen. Den Tag vor der Konfirmationshandlung, als sie ihn sorglos nach Knabenweise auf der Straße umherschlendern sah, rief sie ihn zu sich, machte ihm sanfte Vorwürfe wegen seines Leichtsinnes, und indem sie ihm eindringlich die Wichtigkeit des morgenden Tages vorstellte, war die Frucht davon beim gerührten Sohne ein frommes Gedicht ...

Ich hörte öfter aus Schillers Munde ihn nicht nur die energisch-gedrängte Fülle der Hallerschen Lehrpoesien, die seinem eigenen Tiefsinn und Ernst so sehr zusagten, rühmen. Auch von Utzens lyrischem Schwunge, besonders seiner Theodicee, der herrlichen Lehrode, die also beginnt:

Mit sonnenrotem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf, ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang
Gleich einer Flut von furchtbaren Klippen
Sich strömend fort und braust von meinen Lippen —

sprach er mit dem größten Wohlgefallen und äußerte mehrere Male den Gedanken gegen mich, er hege den Entwurf, in einem ähnlichen Gedichte, als Pendant zu diesem, die Resultate der kritischen Philosophie, von der er damals ganz begeistert war, wie Utz es hier mit der Leibnizschen versuchte, in einer Art Wettstreit darzustellen; das Wagestück, mit einem so vorzüglichen Kopfe wie Utz seine Kraft zu messen, reize ihn ...

Schiller hatte den Landsmann Conz bei der Weiterreise nach Leipzig seinem Verleger Göschen als einen sehr guten praktischen Kopf und guten Philologen empfohlen, der ihm vielleicht als Schriftsteller einmal brauchbar werden könne;[28] er hatte ihm auch von seinem Vorhaben gesagt, in nicht ferner Zeit die Heimat aufzusuchen. Die Freude des Wiedersehens

ließ nicht lange auf sich warten. Nach der Rückkehr von der Kandidatenreise wurde Conz mit Vikariatsdiensten für die Stuttgarter Geistlichen und dem Predigtamt an der Karlsschule betraut. Er hoffte vergebens, daß in Tübingen endlich eine besondere Lehrstelle für klassische Literatur errichtet und ihm übertragen werde, er ist vielmehr noch im Jahre 1793 zum Helfer (Diakonus) in Vaihingen an der Enz und Pfarrer von Kleinglattbach ernannt worden. Schon am 4. Oktober dieses Jahres schrieb Schiller aus Ludwigsburg an seinen Körner, in jenem mißgelaunten Brief über die Freunde in der Heimat (siehe S. 4) von Conz, der ihn sofort nach der Ankunft in der Heimat zu Heilbronn begrüßt hatte,[29] die anerkennenden Worte: „Unter den Besten ist der M. Conz, den du, glaube ich, auch hast kennen lernen, und der sich sehr verbessert hat. In einer neuen Schrift von ihm, Analekten aus griechischen Dichtern 2c., findest du einige Stücke von vielem Gehalt, unter vielem Mittelmäßigen freilich."[30] Am 30. Oktober verbindet Schiller mit einer Einladung an Haug die Bitte, „ja den dicken Helfer Conz mitzubringen",[31] während Vater Schiller vergeblich gehofft hatte, zu seinem siebzigsten Geburtstage (27. Oktober) werde der Herr Helfer auch mit auf die Solitude kommen.[32] Auch Charlotte Schiller, die ihres Mannes schwäbische Freunde materiell und unkultiviert fand, nennt Conz musterhaft artig



Conz um 1793

(S. 4). Er hatte nicht versäumt, an des Freundes Geburtstag (10. November) die Frau Hofrätin anzusingen:[33]

Deutschland feire den Tag, da seinen Liebling der Erde
Gutes Göttergeschick und die Gunst der Grazien schenkte!
Wo die Muse frohlocket, in stille Gefühle verloren
Freundschaft zum Altare die Gabe der Redlichkeit hinträgt,
Edle, da hanget dein Blick, vergessend des Dichters und Weisen
Und des Vielgeehrten, am Vielgeliebten, am Gatten;
Schaut vom Gatten voll Inbrunst herab zum Zärtling am Busen,
Und vom Zärtling empor zum leisewandelnden Schicksal.
Alle flehen mit dir zum guten Geiste des Schicksals,
Welcher Gesundheit gibt und Kraft und Fülle des Lebens ...

Mit Conz und mit dem ehmaligen Lehrer Nast — beide sind Ihnen, schreibt er an Cotta, als vortreffliche Griechen bekannt — verabredete Schiller bald darauf die Herausgabe der vorzüglichsten griechischen Tragödien „in einer modernen und angenehmen Übersetzung" im Cottaschen Verlag.[34] Letzterer glaubte jedoch den Antrag ablehnen zu müssen. Conz blieb aber in literarischem Verkehr mit Schiller.[35] Er schickt diesem im Sommer 1795 Beiträge für den Musenalmanach und zeigt ihm die Geburt seines Erstgeborenen an. Am 18. Januar 1796 sendet ihm Schiller durch Cotta ein Exemplar des Musenalmanachs,[36] und am 24. Juni (?) läßt Cotta mit einem Dankbrief von Conz dessen Beiträge zum Xenienalmanach an Schiller abgehen.[37] Diesen Almanach bittet Schiller Cotta am 31. Oktober 1796 je in einem postpapiernen Exemplar den Mitarbeitern Diakonus Conz und Magister Neuffer zuzustellen.[38] Als der Dr. jur. Sixt Gottlieb Kapff im Herbst 1797 nach Norddeutschland reiste, gaben Conz und Abel dem auch als Dichter sich versuchenden Empfehlungsschreiben an Schiller mit.[39] Auch für den Musenalmanach von 1799 schickt Conz im Juni 1798 Beiträge, worüber Schiller an Goethe, 31. August, etwas mißmutig schreibt: „Sie haben recht, daß gewisse Stimmungen, die Sie erregt haben, bei diesen Herren Conz, Matthisson und anderen nachhallen. Diese moralischen Gemüter treffen aber die Mitte selten, und wenn sie menschlich werden, so

wird gleich etwas Plattes daraus. Dieser Herr Conz hat in dem kleinen Gedicht, das Sie gedruckt gefunden haben (Der Liebeszuruf), eigentlich mein ‚Geheimnis‘ kopiert, obgleich er in der Rezension, die er in der Tübinger Zeitung von dem Almanach (1798) gemacht hat, von diesem Gedicht sowie von allen übrigen, außer dem Ibykus, ganz stillgeschwiegen.“ [40] Trotz dieser nicht unverdienten Beurteilung war Schiller nach wie vor dem Landsmann, der auch im Mai 1799 schrieb und im Mai 1800 Gedichte schickte, freundschaftlich zugetan. Als er im Oktober 1801 Hoven und seine Frau nach Weimar einlädt, fügt er bei: „Vielleicht brächtet ihr auch Freund Conz mit, der sich hier der vergangenen Zeiten mit Vergnügen erinnern würde. Grüße ihn recht schön von mir“. [41] Statt eines Besuchs verzeichnet Schillers Kalender einen letzten Brief von Conz unterm 9. Juli 1802. Inzwischen war dieser auf das Diakonat Ludwigsburg befördert worden, nachdem er sich 1794 mit einer Tochter des verstorbenen Prälaten Volz von Bebenhausen, des als Zensor aus Schillers Redakteurszeit bekannten Stuttgarter Gymnasialrektors, vermählt hatte. Von dort haben wir über den Menschen Conz eingehendere Nachricht aus regelmäßigem Umgang, durch zwei bekannte Ludwigsburger: Schillers Freund Friedrich v. Hoven, der noch bis 1803 in seiner Vaterstadt als Arzt wirkte, und den Dichter Justinus Kerner, der 1786 dort geboren war. Beide schildern Conz als einen Mann von seltener Herzensgüte und wahrhaft kindlichem Sinn, ganz in seiner Gedankenwelt lebend, in der gemeinen Welt ein Fremdling, und darum nicht selten in seiner guten Meinung von dieser betrogen. Der junge Kerner hatte in dem Seelsorger seiner verwitweten Mutter nicht nur seinen Religionslehrer, sondern auch an dem Gelehrten, „der die Güte und Naivetät selbst war“, einen Förderer in den toten und lebenden Sprachen, der ihn mit Schillers neuesten Dramen, mit Klopstock, Hölty, Matthisson, Salis bekannt machte und dem der angehende Dichter, was er in gebundener Sprache verfertigte, bringen durfte, bis er selbst sich sagen mußte, daß der

Klassizist an seinen unklassischen Versuchen keine besondere Freude haben konnte. Kerner, der damals auch bei einem ehrsamen Schreinermeister sich beschäftigte, gewann des „väterlichen Lehrers" Conz Liebe noch besonders dadurch, daß, als diesem sein teurer Erstgeborener starb, er für ihn den Sarg machte. Dafür befreite ihn der allzeit Hilfreiche von dem Los, einem Konditor in die Lehre gegeben zu werden, und bewog später Kerners Mutter, den Lehrling der Tuchfabrik doch noch studieren zu lassen. Das hat ihm der Doktor Justinus nie vergessen.[42]

Sein geistliches Amt, in welchem er wegen seiner Biederkeit allgemein geschätzt war,[43] aber die seelsorgerliche Tätigkeit mehr dem Spezial, zuerst noch Zilling, dann Pfleiderer (dem späteren Prälaten, Abels Vorgänger in Schönthal) und hauptsächlich dem frommen Waisenhauspfarrer Schöll überlassen konnte, ließ Conz vorerst Zeit für seinen gewohnten Betrieb übrig. Hatte er noch in Vaihingen eine Schrift über die stoische Philosophie (Tübingen 1794) und ein Museum für die griechische und römische Literatur in drei Stücken (Zürich 1794 f., vgl. oben S. 29) veröffentlicht, so erschienen von ihm in den sechs Ludwigsburger Jahren, außer bereits Genanntem und Abhandlungen in Zeitschriften: ein dramatisches Gedicht, Timoleons Rückkehr nach Korinth (Ludwigsburg 1801), Rhapsodien moralischen und religiösen Inhalts (Tübingen 1801), Morgenländische Apologen (1803), Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolf Weckherlins (Ludwigsburg 1803).

Im Februar 1804 starb in Tübingen der Professor der klassischen Literatur, David Christoph Seybold, der seit 1796, wo Conz wieder vergeblich einen Ruf erhoffte, als der erste an der kleinen Hochschule die Griechen und Römer mit Geschmack erklärt hatte. Man weiß aus Uhlands Leben,[44] wie die Homervorlesung den jungen Dichter mächtig angeregt, wie er von Seybold den Waltharius und mit ihm ein Stück neue Welt erhalten hat. Dieses geistvollen, redemächtigen Lehrers Nachfolger wurde nun, doch so, daß man

ihn erst 1807 in die Fakultät und den Senat aufnahm, der Helfer Conz — eine gänzlich andere Persönlichkeit, schon in seinem Äußern. Goldfasan nannten ihn die jungen Romantiker in Tübingen, Haselhuhn Justinus Kerner in seinen Reiseschatten, Ölschlägel das Morgenblatt. Varnhagen[45] fand 1809, daß er „gedrückt und gehemmt lebe, nach Menschen seufze, die seine Gegenstände kennen, seine Richtungen einsehen, sein Streben würdigen: da er als Anempfinder wenig Festigkeit und Schärfe besitzt, sich teils aus Gutmütigkeit, teils aus Schwäche leicht einschüchtern läßt, so kann er seine Sache nicht mit dem nötigen Ansehen durchsetzen; die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen sich leichtfertig, zu Hause gibt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Literatur die einzige Zuflucht, aber in der herrscht ein neuer Geist, der von ihm und all dem Seinen nichts wissen will".

Gustav Schwab[46] spricht von einem „mit Fett gepolsterten Kopfe, dem die Wangen zu Mund und Augen kaum Platz ließen; der ganze dicke Leib rührte sich nur schwerfällig und die Lippen brachten, in Gesellschaft oder auf dem Katheder, Töne hervor, die mit Mühe sich zum Artikulierten steigerten. Aber wenn der Mann ins Feuer kam und die blauen Augen freundlich zu leuchten begannen, so lösten sich die Worte allmählich verständlicher von der sich überschlagenden Zunge. Feine Bemerkungen, gewürzte Scherze, sprühende Funken Geistes, selbst tiefere Gedanken und gelehrte Untersuchungen ließen sich unterscheiden, und man konnte dem stammelnden Lehrer der Beredsamkeit das Zeugnis des alten Poeten nicht versagen: In uns waltet ein Gott, sein regend Bewegen erwärmt uns." So in des Professors ersten Tübinger Jahren; aus den letzten erzählt Schwab: Am 27. September 1825, als eben Conz am Geburtstage König Wilhelms seine letzte Festrede auf dem Katheder herauswürgte, sei auf der Durchreise ein namhafter Künstler mit Schwab in den Saal getreten, habe verwundert zugehört und endlich gefragt, wer der Mann mit den stolpernden Lippen sei; auf den Namen Conz rief der Maler erschrocken:

Was? Doch nicht etwa ein Bruder von dem berühmten Dichter Conz?

Aber der also Gezeichnete war seinen Schülern ein werter Führer und Freund, am meisten dem jungen Dichter und Forscher Ludwig Uhland. Er schreibt im Januar 1807 an Kölle: „Conz liest diesen Winter Theorie der Dichtkunst, er sagt viel Gutes"; und später als Professor führte er in seinem Stilistikum an, daß er ein derartiges Kolleg in seiner Jugend von Conz mit Nutzen gehört habe. Uhlands Tagbuch aus den Jahren 1810—1820 berichtet von zahlreichen Besuchen des jungen Dr. juris bei dem mitteilsamen Professor, der ihn reichlich mit alter und neuer Literatur versieht, welche die karg dotierte Universitätsbibliothek nicht besaß, von Spaziergängen mit ihm, besonders auch in seinen Garten auf dem Schloßberg, wo sie über den Unterschied der klassischen und romantischen Poesie disputieren, einander ihre neuesten Gedichte vorlesen. Uhland unterhält sich später, 1818, in Stuttgart mit Conz über Konradin, liest ihm 1819 den ersten Aufzug seines leider Fragment gebliebenen Trauerspiels vor.[47] Und Kerner schrieb an Varnhagen, als ihm dieser 1837 mitteilte, er werde in seinen Denkwürdigkeiten auch die Tübinger Zeit schildern und „mit allen sehr glimpflich verfahren, außer mit Baggesen und Conz, die nicht gut wegkommen": „Dem Conz tue nichts an, er war ein zu guter Mensch."[48] Das hatte Kerner ja schon in Ludwigsburg erfahren (S. 33 f.) und hatte ihm Conz jetzt wieder gezeigt, als er ihm nicht nachtrug, daß Übersetzungen altenglischer Balladen, die Conz ihm für den Almanach von 1812 mitteilte, nicht aufgenommen wurden. So fand ihn denn auch der jüngere Voß, als er 1809 Tübingen besuchte, brav und liebenswürdig, auch geistreich, nur mit einem kleinen Zug von Philisterei.[49]

Conz fuhr in Tübingen fort, literarisch tätig zu sein, wurde auch, nach Abels Abgang auf eine Prälatur, 1812 Professor der Eloquenz, als welcher er hauptsächlich die Reden bei festlichem Anlaß, Geburtstag des Landesherrn und dergleichen, zu halten hatte. Seine Vorlesungen umfaßten

die Klassiker Äschylos, Sophokles, Plato, Aristophanes, Demosthenes, Horaz, Tacitus, Seneca, Juvenal und Persius, Geschichte der griechischen Beredsamkeit, Theorie der Wohlredenheit nach Eschenburg, Regeln des guten deutschen Stils ꝛc. Er wird auch darin, freilich bei abschreckendem Vortrag (siehe oben) gewesen sein, wie ein geschätzter Nachfolger auf seinem Lehrstuhl, W. S. Teuffel, ihn nach seinen Schriften beurteilt:[50] ein Mann von feinem Formgefühl, Weite des Gesichtskreises, ein vielseitig angeregter und anregender Dilettant. Die Schriften waren, abgesehen von mehreren Sammlungen seiner lyrischen Erzeugnisse (1806, 1818 f. und 1824), Biblischen Gemälden und Gedichten (1818), sowie Übersetzungen einiger Klassiker, durchaus kleinere Arbeiten philologischen, historischen, biographischen, literärgeschichtlichen, ästhetischen und philosophischen Inhalts, von denen er schließlich eine Auswahl in zwei Bändchen Kleinere prosaische Schriften vermischten Inhalts (1821 f.) und einem Band Kleine prosaische Schriften oder Miszellen für Literatur und Geschichte (1825) herausgegeben hat.

Der Dichter Conz, von dem in heutigen Anthologien und Lesebüchern sich nur etwa noch eine Hohenstaufen-Romanze findet, während Schiller das Lehrgedicht „die Seele" als „sehr schön"[51] in die Thalia aufnahm, hat ein jüngerer württembergischer Poet, Ernst Planck, in einer guten Doktorschrift: Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus (Stuttgart 1896), zutreffend gezeichnet: wie er, der alle Anlage hatte, ein voller Dichter zu werden, gleich den anderen Klassizisten der Gefahr nicht entgangen ist, in dem großen Reichtum von Anregungen sich zu zersplittern: Sophokles und Klopstock, Anakreon und Petrarca, Minnesänger, Hölty und Kleist, Matthisson und immer entschiedener Schiller, zuletzt noch die Romantiker — alle hat er auf sich wirken lassen. Was der junge Uhland 1811 in seinem Tagbuch berichtete, daß Conz den Unterschied zwischen der romantischen und klassischen Poesie nicht anerkenne, zeichnet ganz des Dichters Mittelstellung zwischen Klassizismus und Romantik. Manches in seiner Lyrik, zumal aus der letzten Zeit, da seine Sprache unter Tiecks und Uhlands



Einfluß stand, ist auch jetzt noch genießbar; das Lied: „Es singt ein Vöglein witt, witt, witt, komm mit, komm mit," hört man noch hie und da singen. Die Lieder, in denen er dem Schmerz über Deutschlands Schmach und Erniedrigung, dem Jubel über seine Erhebung und Befreiung tiefempfundenen Ausdruck gab, gehören zu den besseren Zeitgedichten. Gut ist auch manches von dem an Personen Gerichteten; darunter beweisen die Sonette an Reinhard die unwandelbare Fortdauer einer Gemeinschaft der beiden so verschiedenen Freunde, die das ehrendste Zeugnis ist für die Gediegenheit des in engem Leben selbst nicht eng gewordenen Dichters. Aber er ist eben eines unter jenen mehr aneignenden als schöpferischen Talenten des Klassizismus, die über gewisse Schranken nicht hinauskommen, bei denen wir nie die Anschauung einer bedeutenden und schönen dichterischen Persönlichkeit gewinnen. Dem Dichter und Philologen war es im Wildbad ein lieber Zeitvertreib, Goethesche Gedichte ins Lateinische zu übersetzen.[52]

Am 20. Juni 1827 ist der Ehreninvalide, wie Strauß ihn in den Erinnerungen an seine Tübinger Studentenzeit nennt,[53] nach längerer Krankheit verschieden. In den Enkeln eines seiner beiden Söhne blüht das Geschlecht weiter. Als seinen Nachfolger im Lehramt für Ästhetik und deutsche Literatur dachten sich wohlwollende Freunde den jungen Dichter Wilhelm Hauff, andere mit triftigerem Grunde Uhland, der in der Tat im Juli 1827 „um eine Lehrstelle für die Literatur in Tübingen in bester Form sich meldete",[54] aber bis zum Schlusse des Jahres 1829 auf eine außerordentliche Professur daselbst warten und um der leidigen Politik willen schon 1833 sie wieder verlassen mußte.

*

Karoline v. Wolzogen, die Schwägerin Schillers, erzählt:[55] „Er behielt immer große Anhänglichkeit an die Gegend von Lorch, und als er die Akademie verlassen hatte, war sie das Ziel des ersten Ausflugs, den er mit seiner Schwester Christophine machte." Damals lebten von den alten Freunden in dem Dorfe noch die Familien Scheinemann und Kapff,

sowie die Mutter des Freundes Conz. In Gmünd aber begab sich, was Schiller im Wirtembergischen Repertorium der Literatur 1782, als „Beitrag zu der gegenwärtigen Mönchenhistorie" mitteilt, daß der Augustinerpater Spiegel die Besuchenden mit einem Stück Wachs beschenkte, welches, an das Eck des Fensters gestrichen, den Teufel mit seinem ganzen Troß sichtbar hinaustreibe, worauf er ihnen noch ein Amulett zum Schutz im Reiten und Fahren mit einem inhaltlich und in der Rechtschreibung gleich kindlichen Brief nachsandte.[56]

Ein Menschenalter später hat Conz der Erinnnerung an sein Lorch gedankenschwere Ottaverime gewidmet, von denen drei, zugleich seines Dichtens Art kennzeichnend, diesen Abschnitt schließen mögen:[57]

Noch denk' ich fromm der süßen Knabenzeiten
Dort in der alten gotischen Abtei.
Noch hör' ich dumpf die Glockentöne läuten
Vom nahen Turm, und meinem Geist vorbei
Ziehn mit der Klänge weckendem Bedeuten
Der Bilder mir so manche frisch und neu.
O Tage, mir ins innre Mark geschrieben
Mit Geisterschrift, ich muß euch ewig lieben ...

Der Kirche denk' ich, wo der Vorzeit Schauer
Auf jede Tritt' und Blicke mich umschwebt
Und deutscher Helden Schatten an der Mauer
Aufsteigen herrlich, wie sie einst gelebt;
Des Mals, das dort sich für der Kirch' Erbauer,
Den frommen Ahn der Staufen, schön erhebt,
Und alles, was sie taten, was sie litten,
Und steurend kühn gewehrt und kühn erstritten.

Des Tanns gedenk' ich, dessen Einsamkeiten
Mich oft empfingen, die der Sonne Strahl
Nur sparsam grüßt, bis wo der Berge Weiten
Ringsum bekränzt das stille Lindental,
In das herein, wie aus verschwundnen Zeiten
Ein Riesenhort, ein festlich Hünenmal,
Der Staufen scheint von himmelhohem Rücken,
Und mahnend alte Geister niederblicken ...



Neckarweihingen

Ludwigsburg

1766—1773

Nach dreijährigem Außendienst als Werbeoffizier verlangte der Hauptmann Schiller, dessen Familie sich in Lorch um ein zweites Töchterlein, Luise (geb. 24. Januar 1766), vermehrt hatte, ins Regiment zurückgerufen zu werden, weil er unmöglich länger aus eigenen Mitteln und auf Borg leben konnte — die herzogliche Kriegskasse schuldete ihm an Gage und Diäten mehrere tausend Gulden. So kam er in die Garnison Ludwigsburg, wo er schon 1762—1763, abwechselnd mit Stuttgart, an letzterem Ort schwerlich mit Familie, gelebt hatte. Unterkunft gewährte zunächst der Leibchirurgus Reichenbach in dem sogenannten Hahnschen Haus an der hinteren Schloßstraße, bis eine dauernde Wohnung im Hause des Hof- und Kanzleibuchdruckers Cotta (Stuttgarter Straße 26) bezogen werden konnte.[58]

Ludwigsburg war die jüngste der Städte des Herzogtums. Auch die Kleinfürsten des achtzehnten Jahrhunderts hatten das Bedürfnis, in der Nähe ihrer alten Haupt- und Residenzstädte ihr Versailles oder Charlottenburg zu haben, bei München ein Nymphenburg, bei Durlach ein Karlsruhe, bei Schwerin ein Ludwigslust erstehen zu lassen. Der Württemberger Herzog Eberhard Ludwig rief bei einem Jagdschloß

Ludwigsburg, drei Stunden von Stuttgart, einer Nebenfrau, der Mecklenburgerin v. Grävenitz, zuliebe, in den Jahren 1706 ff. durch Steuererleichterungen und Geschenke an die Bauenden eine kleine Stadt ins Dasein, vergrößerte sie durch die Auflage an die Städte und Ämter des Landes, Gebäude darin zu errichten, und verlegte Hof und Regierung dahin. Das letztere tat auch sein zweiter Nachfolger, Karl Eugen, 1764, im Hader mit Stuttgart und den Landständen, legte einen weiteren Stadtteil, die Karlsstadt, an, baute ein Arsenal, ein Opernhaus und anderes, hob das Gewerbe, insbesondere die von Privaten errichtete Porzellan- und Fayencefabrik, erteilte neue Privilegien, so daß die Zahl der Einwohner immerhin auf 10—11000 stieg, während die Bevölkerung von Stuttgart und sein Wohlstand in demselben Maße zurückging.

Üppige Hoffeste, Oper und Ballett mit unsägliches Geld verschlingenden Kräften aus Italien und Frankreich, machten den Ludwigsburger Hof zu einem der leichtfertig glänzendsten der Zeit — ein Glanz, der dem ernstbiedern Subalternoffizier Schiller nur das Leben verteuert, ihm und der zärtlichen Mutter seiner Kinder deren Erziehung nicht erleichtert haben wird. Zum Glück besaß die Stadt nach bewährter altwürttembergischer Weise eine gute Lateinschule, die eben, als der junge Fritz Schiller sie besuchte, von einer drei- zu einer vierklassigen erhoben wurde, später, nachdem sie einen Kerner, Mörike, Strauß, Vischer ihre Söhne genannt, ein Lyzeum, neuestens ein Gymnasium (noch in demselben Hause wie damals, an der Stuttgarter Straße) geworden ist. Zu der Zeit, von der wir reden, hatte sie an den Herren Elsäßer (gestorben als Pensionär in Ludwigsburg 1815), Honold (gestorben 1787 als Pfarrer in dem nahen Erdmannhausen), Jahn (gestorben im Amt 1800), Schwindrazheim (gestorben 1813 als Pfarrer in Gomaringen), dann, als Jahn 1771 auf die Solitude berufen wurde, Winter (gestorben als Pfarrer in Öschelbronn 1812), sämtlich außer Elsäßer studierte Leute, Tübinger Magister, tüchtige, wenn auch nach Sinnes- und Lehrart

recht verschiedene Lehrer. Bei ihnen hat der in Lorch wohlvorbereitete Junge wacker gelernt, freilich, wie er selbst später schrieb, nicht ohne erstmals im Leben dessen Rauheit zu empfinden. Aber auch gute Kameraden, Freunde, die ihm treu zugetan blieben sein Leben lang, fand der muntere, spielbedürftige Knabe. Der ihm an Alter und Vertrautheit nächste, Friedrich von Hoven, hat in seinen Lebenserinnerungen[59] dem großen Freunde ein würdiges Denkmal gesetzt. Und einem anderen, dem wackeren Immanuel Elwert, hat Schiller beim Wiedersehen nach zwanzig Jahren sofort wieder die Ludwigsburger Knabenzeit ins Gedächtnis zurückgerufen.

Friedrich v. Hoven
1759—1838

Zu Bönnigheim im württembergischen Unterlande, wo die Hoven schon vor der Reformation nachgewiesen sind, war 1732 geboren Christian Daniel v. Hoven, der erst 1823 als Oberst a. D. gestorben ist. Er hatte von seiner Gattin, einer Försterstochter aus Zavelstein im Schwarzwald, zwei Söhne: Friedrich Wilhelm, geboren zu Stuttgart am 11. März 1759 und den zwei Jahre jüngeren August. Im großelterlichen Forsthaus verbrachte der ältere Enkel schöne Kindesjahre, auch er, gleich dem jungen Schiller und wie fast in jeder „besseren" Familie Altwürttembergs mindestens ein Sohn, für das Landexamen und die theologische Laufbahn bestimmt und darum wie jener schon sechsjährig von dem Geistlichen des Orts in die Anfänge des Lateinischen eingeführt. Ganz gleichzeitig mit Fritz Schiller kam dann Fritz Hoven in die Schule zu Ludwigsburg, wohin sein Vater versetzt worden war, und beide liefen nun miteinander alle Stufen der Lehrzeit hinan.



Fr. v. Hoven um 1780

Aus den Lateinschuljahren teilt Hoven in seiner Selbstbiographie viel über die Lehrer, nur wenig über die Schulkameraden mit. Der aus Schubarts Leben und Nicolais Reise bekannte Spezial Zilling, ein harter Junggeselle, der schon als Pfarrer in Zavelstein den kleinen Förstersenkel in seine Obhut und Schule genommen hatte, glaubte jetzt den Lateiner dem Umgang mit den „bösen Buben" der Stadt entziehen und in seinen engen Kreis bannen zu sollen, bis Vater Hoven unter dem Vorwand, daß der Junge fortan mehr zu Hause lernen müsse, ihn dem Pedanten entzog. Und da den beiden nahe befreundeten Hauptleuten, die zuletzt in demselben Haus, der Cottaschen Buchdruckerei (siehe oben),[60] wohnten, alles daran gelegen war, daß die Söhne etwas Rechtes in der Welt werden sollten, so wurden diese streng zum Lernen angehalten und ihnen außer der Schule wenig Umgang mit den Kameraden gestattet. Umso fester schlossen die zwei sich aneinander an, spielten zusammen in den müßigen Stunden und übten allerlei Mutwillen an Nachbarsleuten, dem Setzer in der Druckerei u. s. w. Die dramatischen Spiele, von denen Christophine Schiller als einer Folge des Theaterbesuchs berichtet,[61] scheinen Bruder und Schwester allein getrieben zu haben. Aber auch von Spielen mit den Kameraden erzählte Hoven später der Frau v. Wolzogen, „wobei es oft ziemlich wild herging und Schiller meist den Ton angab. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponierte er, weil er niemals Furcht verriet. Unter den Spielgesellen waren wenige seine vertrauten Freunde, aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer schien ihm zu groß, das er ihnen nicht hätte darbringen mögen".[62] So lebten Schiller und Hoven „in der innigsten Verbindung" zusammen bis zu des letzteren Aufnahme in die militärische Pflanzschule auf der Solitude.

Die Art und Weise, wie der Zwölfjährige in die Anstalt gepreßt wurde, verdient zur Kennzeichnung des Bundes, welchen Humanität und Tyrannei in Herzog Karl geschlossen hatten, in Hovens Erzählung festgehalten zu werden.

Die Offiziere, welche Söhne hatten, wurden aufgefordert, solche der neuen Erziehungsanstalt zu übergeben. Gleich anderen fürchtete auch der Hauptmann v. Hoven die Ungnade des Herrn und meldete sich widerwillig um die Aufnahme seines jüngeren Sohnes. Diese erfolgte sofort, „und ich — Friedrich — durfte Vater und Bruder auf die Solitude begleiten. Sogleich nach unserer Ankunft ließ sich mein Vater bei dem Herzog melden, dieser bestimmte die Stunde und den Ort, wo ihm der Knabe vorgestellt werden sollte, und kaum hatten sich beide an dem bezeichneten Ort eingefunden, so kam auch der Herzog in der zum Schloß führenden Allee heraufgeritten, begrüßte meinen Vater freundlich, betrachtete meinen Bruder mit Wohlgefallen und fragte jenen, ob es sein einziger Sohn sei. Der Vater antwortete, daß er noch einen älteren Sohn habe, und auf die Frage, warum er nicht auch diesen in die Anstalt gebe, erwiderte er, daß derselbe zum geistlichen Stande bestimmt sei. Das ist ein anderes, sagte der Herzog, aber da er älter ist als sein Bruder, fuhr er gegen den nebenstehenden Professor Jahn fort, so wird er auch in seinen Kenntnissen weiter sein als der jüngere? Jahn bejahte dies und der Herzog ritt weiter. Nach Tische kam der Vorsteher der Anstalt, Hauptmann Seeger, zu uns ins Wirtshaus und sagte meinem Vater, der Herzog habe erfahren, daß er auch seinen älteren Sohn bei sich habe, und geäußert, daß er ihn sehen wolle. Darauf fand sich mein Vater zur bestimmten Stunde an demselben Platz mit mir ein, wo er den Herzog am Vormittag gesprochen hatte. Der Herzog kam in derselben Allee heraufgeritten, und nachdem er meinen Vater wie am Morgen freundlich gegrüßt und mich scharf angesehen hatte, sagte er: Das ist also Sein älterer Sohn, Herr Hauptmann, den Er heute Vormittag vor mir verheimlicht hat? Er hat unrecht getan, denn da Er mir ihn nicht geben will, so hätte Er ihn mich wenigstens sehen lassen sollen. Hierauf sah er mich abermals scharf an und fragte mich dann, wie es mir auf der Solitude gefalle? Und auf die Antwort, es gefalle mir sehr wohl, fragte er weiter, ob ich nicht auch in die Pflanzschule aufgenommen zu werden Lust hätte? Ich antwortete: O ja, wenn ich nicht ein Geistlicher werden sollte. Hat Er es gehört, Herr Hauptmann, sagte der Herzog, sich gegen meinen Vater wendend, der Knabe hat deutlich erklärt, was er wünscht, und er bleibt bei seinem Bruder, nicht wahr? Der Herzog bemerkte die Verlegenheit meines Vaters und ohne eine Antwort abzuwarten ritt er weiter. Wir begaben uns zurück in das Wirtshaus, aber es war noch keine halbe Stunde vorbei, so kam der Professor Jahn, der meinem Vater aus Auftrag des Herzogs sagte, daß es dieser sehr gerne sehen würde, wenn er auch seinen älteren Sohn in die Pflanzschule gäbe. Mein Vater wußte nicht, was er antworten

sollte, aber Jahn setzte ihm die Gründe für und wider so auseinander, daß er endlich nachgab, jedoch unter der Bedingung, daß ihm der Herzog erlauben möchte, mich noch auf einige Tage mit sich zurückzunehmen, weil zu meinem Eintritt gar nichts vorbereitet sei. Allein der Herzog gestattete diesen Aufschub nicht: es bedürfe keiner Vorbereitung, was die Zöglinge nötig haben, besorge der Herzog — und so mußte mein Vater allein nach Ludwigsburg zurückkehren".

Über den Aufenthalt in der Pflanzschule, welche die beiden Brüder, Fritz und August, und zwar an demselben Tage, am 17. Juni 1771, als künftige Juristen aufnahm, ergeht sich die Selbstbiographie des älteren ausführlich; mit besonderer Liebe wird das Zusammensein mit dem Ludwigsburger Freunde, der anderthalb Jahre später eintrat, geschildert, für unser Wissen von dem Dichterbund in der Karlsschule und seinem Haupte Friedrich Schiller, neben Abels, Petersens und Scharffensteins Mitteilungen, die Hauptquelle, die wir aus dem selten gewordenen Buche hier im wesentlichen wiedergeben wollen.

„Das Band der Freundschaft war durch unsere Trennung nicht gelöst worden, es wurde durch dieselbe nur umso fester. Was uns aber noch mehr miteinander verband, war unsere gemeinschaftliche Neigung zur Dichtkunst. Bei Schiller hatte sich diese Neigung schon in Ludwigsburg deutlich ausgesprochen und auch bei mir hatte sie sich frühe geregt. Ich hatte Gellerts Fabeln und Lieder, Geßners Idyllen, Kleists Gedichte, Gleims Kriegslieder u. s. w. gelesen, jedoch hatte ich mich noch an keine eigenen poetischen Versuche gewagt. Dazu wurde ich erst später von Schiller angeregt, der mich, nachdem ich ihm an einigen von den seinigen besonderes Wohlgefallen bezeigt hatte, zu ähnlichen Produktionen aufforderte. Was mich aber noch mehr bestimmte, seiner Aufforderung zu folgen, war der Beifall, welchen zwei seiner in Haugs Schwäbischem Magazin abgedruckten Gedichte: Der Eroberer und Der Abend von dem Herausgeber des Magazins erhielten. Außer den genannten hatte ich jetzt auch noch andere deutsche Dichter, Uz, Hagedorn, Hölty und später auch Klopstock kennen gelernt, doch zogen mich vorzüglich die von Ursinus herausgegebene Sammlung von Balladen, der Landprediger von Wakefield, Wielands Agathon und andere Romane an, während dagegen Schiller sich für Klopstock und Shakespeare, den wir zuerst durch die Wielandsche Übersetzung kennen lernten, auf das entschiedenste erklärte. So versuchte ich mich zuerst in lyrischen Ge-

dichten, in Liedern, wo mir vorzüglich Kleist, und in Oden, wo mir Klopstock zum Muster dienten, in Balladen und Romanzen, und nach der Erscheinung Werthers von Goethe vorzüglich in Romanen, deren ich mehrere angefangen, jedoch nur einen ganz fertig gebracht hatte. Schiller hingegen, dessen großes Muster Shakespeare und weiterhin Goethe in seinem Götz von Berlichingen waren, übte sich vorzüglich im Dramatischen, schrieb nach mehreren vorhergegangenen anderen Versuchen seine Räuber, wozu ihm den Stoff eine in dem oben erwähnten Schwäbischen Magazin (1775) befindliche Erzählung gab, und ehe er die Akademie verließ, hatte er das Stück größtenteils vollendet. Daß er diesen Stoff wählte, war eigentlich ich die Ursache. Ich hatte ihn auf die Erzählung als ein zu einem Drama trefflich geeignetes Sujet aufmerksam gemacht, und meine Idee war, darzustellen, wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den schlimmsten Wegen führe, Schiller aber machte die Räuber zum Hauptgegenstand oder, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, zur Parole des Stücks, was ihm bekanntlich von vielen Seiten her übelgenommen worden, und was ihm auch selbst in der Folge leid getan zu haben scheint. Indessen waren wir beide nicht die einzigen Zöglinge in der Akademie, welche sich in dichterischen Versuchen übten, es schlossen sich an uns noch einige andere an, zuerst Petersen, Verfasser der mit Beifall aufgenommenen Geschichte der Nationalneigung der Deutschen zum Trunk, der Literatur der Staatslehre unter dem Namen Placidus und einer prosaischen Übersetzung Ossians, der sich vorzüglich im Epischen übte und zuletzt sich an ein größeres episches Gedicht: Konradin von Schwaben wagte, welches aber, obschon größtenteils fertig, nie öffentlich bekannt wurde; — dann Haug, dessen Epigramme schon damals den künftigen ausgezeichneten Epigrammatisten verrieten; — endlich Schubart, der Sohn des als Dichter und Staatsgefangener auf der Festung Hohen-Aschberg berühmten Schubart; er hatte sich vorzüglich in metrischen Erzählungen geübt, und ohne Zweifel würde er etwas Bedeutendes in diesem Fach geleistet haben, wenn er nicht zu frühe gestorben wäre. Da der Herzog kein Freund der Dichtkunst war, so mußten wir natürlich unser dichterisches Treiben geheim halten. Wir dichteten also im stillen, arbeiteten jeder in dem gewählten Fach, so oft wir Zeit und Gelegenheit dazu fanden, teilten unsere Arbeiten uns gegenseitig mit, kritisierten sie, tadelten und lobten einander, natürlich das letzte mehr als das erste. So brachten wir nach und nach eine ziemlich ansehnliche Sammlung von poetischen Produktionen zusammen, und da wir glaubten, daß sie wohl gedruckt zu werden verdiene, so beschlossen wir, sie dem Druck zu übergeben und es ward mir aufgetragen, einen Verleger zu finden. Ich schrieb daher an einen Buchhändler

in Tübingen, von welchem wir gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften, denn natürlicherweise durften wir uns als Zöglinge der Akademie nicht nennen, in Verlag nehme, und schickte auf geheimem Wege einen Brief an ihn ab. Aber der Brief blieb unbeantwortet. Ich schrieb wieder und es kam wieder keine Antwort. Endlich erfuhren wir, daß der Buchhändler vor einigen Jahren — gestorben war. So blieb also unsere Sammlung ungedruckt und wir mußten uns begnügen, unsere Produktionen einzeln in andere damals existierende Sammlungen, wie die von Schwan in Mannheim redigierte Schreibtafel,[63] in die damaligen Musenalmanache, und diejenigen, welche wir nach unserem Austritt aus der Akademie noch des Drucks wert hielten, teils in den Stäudlinschen Schwäbischen Musenalmanach, teils in die von Schiller herausgegebene Anthologie einrücken zu lassen."

Schiller hatte Hoven eine Romanze, welche er für die Anthologie eingesandt, zurückschicken müssen, weil sie die theologische Zensur nicht passieren würde und das ganze Institut hintertreiben könnte; er soll etwas anderes verfertigen, auch seinen Ossianschen Sonnengesang und gute Epigramme schicken, überhaupt seine komische Muse nicht für die Freunde verloren gehen lassen.[64] In der Tat enthält die Anthologie „Ossians Sonnengesang. Aus dem Gedichte Katharton" und, gleich diesem mit H. gezeichnet, zwei Epigramme: „Unterschied der Zeiten" und „Auf den Herrn R.", unbedeutende Witze über Weiber und einen Trinker, sowie eine Satire auf die Zensur: „Die Spinne und der Seidenwurm". „Indessen," fährt Hoven fort, „haben wir die meisten, weil unser reiferes Urteil die Vorliebe für unsere Arbeiten immer mehr schwächte, unterdrückt, und was die meinigen betrifft, so habe ich sie nach meinem Austritt aus der Akademie größtenteils dem Feuer übergeben. Außer den genannten poetischen und nachdem wir in den letzten Jahren das Dichten größtenteils aufgegeben hatten, unseren medizinischen Freunden (Plieninger, Elwert, Jacobi, Liesching) standen wir auch noch mit vielen anderen Zöglingen der Akademie in näheren Verbindungen, doch waren die Schillerschen und die meinigen nicht ganz dieselben." Hoven nennt als solche, an die er selbst sich vorzüglich anschloß, die Adeligen Thürheim, Normann,



Mandelsloh, Phull, Marschall, Massenbach, Bernstorff, weiter Schmidlin, Wächter, Seubert, Schott. — Aus dem bekannten Urteil, welches Schiller in jenem befohlenen Elaborat für den Herzog 1774 über Hoven niederschrieb,[65] worin ihm „übergroßer Stolz und gehässige Eigenliebe, Dienstfertigkeit, Lebhaftigkeit, aber Ehrgeiz und Grobheit" bei Hauptneigung für die schönen Künste und Wissenschaften bezeugt sind, darf gewiß nicht auf Abkühlung der Freundschaft geschlossen werden. Denn einmal erklärt sich die Fassung aus der angeordneten Gegenüberstellung zweier Charaktere, hier Hovens und Grammonts, und dann macht der ganze Bericht vielfach den Eindruck, daß die Zöglinge es dem hohen Auftraggeber und einander gegenüber mehr auf eine Übung in Witz und Scherz, als ernste Lösung der Frage abgesehen hatten.

„Mit Dannecker und Zumsteeg standen wir," sagt Hoven weiter, „auf einem gleich freundschaftlichen Fuß. Ebenso mit Scharffenstein, der, ob er schon sich mehr mit Zeichnen und Malen abgab, doch auch mehrere Gedichte verfertigte, welche bewiesen, daß es ihm ebensowenig an dichterischem, als an Kunsttalent fehle. Diejenigen, an welche sich vorzüglich Schiller hielt, weiß ich nicht mehr alle zu nennen und erwähne ich nur der Brüder v. Wolzogen als zwei seiner vertrautesten . . ." Folgt der Besuch K. Josephs II. — „neben unserem stattlichen Herzog stellte der Kaiser nicht sonderlich viel vor, aber seine Einfachheit, die fern von aller Affektation war, seine Herablassung und Leutseligkeit, die er gegen jeden, mit dem er sprach, bewies, und sein Verstand, der aus allem, was er äußerte, hervorleuchtete, zogen umsomehr an und machten uns Zöglingen seinen Besuch in der Akademie unvergeßlich". Dann Lavater — „die Beobachtung unserer Physionomien machte einen sonderbaren Eindruck auf uns, wir freuten uns ihrer und fürchteten sie zugleich, denn wir glaubten an die Realität dieser Wissenschaft. Allein wir überzeugten uns bald von dem Gegenteil, da Lavater in der Physionomie eines von uns allen als ein sehr guter Mensch gekannten Zöglings etwas Heimtückisches zu bemerken glaubte". Weiter Karl August von Weimar und Goethe (1779) — „hätte Goethe geahnt, daß unter den Zöglingen, die ihn mit Verwunderung ansahen, sich auch der befand, welcher in der Folge als dramatischer Dichter sein würdiger Rival und als Mensch einer seiner vertrautesten Freunde werden sollte, gewiß würde er, um ihn auszufinden, jeden von uns

mit eben dem Interesse betrachtet haben, wie früher Lavater zum Behuf seiner Physiognomik".

Mit Fritz v. Hoven war, wie schon erwähnt, sein zwei Jahre jüngerer Bruder August in die Pflanzschule auf der Solitude eingetreten: „ein Jüngling von ausgezeichneten Gaben und von dem besten Herzen. Er studierte Jurisprudenz, war äußerst fleißig und gehörte unter die Geschicktesten. Er hatte das ruhige Temperament unserer Mutter, ich das lebhaftere unseres Vaters. Gleichwohl betrugen wir uns gegeneinander stets brüderlich, nur die Verschiedenheit unserer Neigungen und Bestrebungen hielt uns etwas auseinander. Er war Jurist mit ganzer Seele, ohne Sinn für die Dichtkunst, ich Mediziner aus Pflicht, nicht mit dem Interesse für meine Wissenschaft, wie er für die seinige, denn ich teilte es mit dem für die Dichtkunst. Indessen sah ich mit Vergnügen die großen Fortschritte, die er in seinen Studien machte, und freute mich ebenso sehr als er selbst der vielen Preise, die ihm alle Jahre zu teil wurden. Aber in eben dem Jahre, wo er zuverlässig auch den akademischen Orden — für vier Preise in einer Prüfung — erhalten haben würde, starb er, ein achtzehnjähriger Jüngling. Wie nahe sein früher Tod mir, unseren Eltern und Geschwistern, seinen Lehrern und Vorgesetzten und seinen vielen akademischen Freunden ging, brauche ich nicht zu sagen. Selbst der Herzog, auf dessen Befehl alle seine Leibärzte während seiner Krankheit zugezogen wurden, beklagte seinen Tod und bezeigte mir und meinen Eltern auf eine ebenso herablassende als rührende Art seine Teilnahme an unserem Verluste. Dies und ein Brief von Schiller an meinen Vater, worin er ihn bat, die Pflichten eines Sohnes gegen ihn übernehmen zu dürfen,[66] und das schöne Gedicht, welches er bei dieser Veranlassung dichtete,[67] trugen das meiste zur Beruhigung meiner Eltern bei. Aber das wehmütige Andenken an den hoffnungsvollen Sohn erlosch erst mit ihrem Leben" ...

Am Schluß des medizinischen Studiums erging es Hoven wie Schiller: seine Probearbeit De causis morborum wurde nicht für des Drucks würdig erklärt, weil sie nicht einseitig Boerhaves Säftetheorie huldigte, sondern auch mit Stahl und Cullen die Nerven und selbst die Seele eine Rolle in den Krankheiten spielen ließ. Aber während Schiller noch ein Jahr in der Akademie auszuharren hatte, wurde Hoven im Dezember 1780 entlassen, wohl auf Grund einer zweiten Arbeit, deren Druck genehmigt wurde. Bei den Akten der Karlsschule befindet sich nämlich eine ziemlich umfangreiche

gedruckte Abhandlung Hovens: Versuch über die Wichtigkeit der dunkeln Vorstellungen in der Theorie von den Empfindungen — eine Schrift, die unter anderem auch in den Hinweisen auf Garve, Eberhard, Platner, Mendelssohn, Sulzer, Engel, Herder und den Zitaten aus Shakespeares Timon, Othello und Hamlet, Götz von Berlichingen, Addison, Rousseau den gelehrigen Schüler Abels zeigt.

Nach dem sogenannten praktischen Examen vor dem Collegium archiatrale, das heißt den drei Leibärzten und dem Leibchirurgen des Herzogs, ließ sich der junge Arzt als titulierter Hofmedikus, mit 150 Gulden Besoldung bis zu seiner weiteren Beförderung, in Ludwigsburg nieder und nahm zunächst bei seinem Vater, im Waisenhaus (der späteren „großen Gardekaserne"), Wohnung.

Krankenbesuche in dem nahen Asperg führten den jungen Arzt mit dem Kommandanten der Festung, General Rieger, zusammen, der ihn zu öfterem Kommen einlud und namentlich auch bat, Schiller, den Dichter der Räuber, mitzubringen, von welchem er wußte, daß er manchmal von Stuttgart aus zu Hoven komme.

„Ich versprach," erzählt Hoven, „daß dies gleich bei seinem nächsten Besuch geschehen solle, und der General, um sich den Besuch Schillers zu einem Fest zu machen, forderte Schubart, der Schiller auch noch nicht persönlich kannte, zu einer Rezension der Räuber auf. Schubart war mit dieser fertig, Schiller kam und wir begaben uns auf die Festung. Der General, hocherfreut über den Besuch Schillers, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und nun wurden wir zu Schubart geführt. Abgeredetermaßen wurde diesem Schiller unter dem Namen eines Dr. Fischer vorgestellt und sobald die erste Begrüßung vorbei war, von dem General das Gespräch auf die Räuber geführt. Der angebliche Dr. Fischer sagte, daß er den Verfasser genau kenne und sehr wünsche, das Urteil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General, sich zu Schubart wendend, ein: Sie haben ja eine Rezension der Räuber verfaßt, wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen? Schubart holte sein Manuskript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfasser der Räuber vor ihm stehe, die Rezension vor und als er den Wunsch äußerte, daß er den großen Dichter persönlich kennen möchte, sagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: Ihr Wunsch ist erfüllt, hier

steht er vor Ihnen. Ist es möglich, rief Schubart frohlockend aus, das ist also der Verfasser der Räuber! fiel Schillern um den Hals, küßte ihn und Freudentränen glänzten in seinen Augen. Rieger war hocherfreut über das Gelingen seiner Überraschung, welche er Schubart bereitet hatte. Schiller aber und ich verließen vergnügt die Festung und gedachten in der Folge noch oft dieser Szene."

Sie spielte im Oktober 1781, ein halbes Jahr vor Riegers Tod, den Schiller in der bekannten „Todenfeyer" beklagt hat. Im Winter 1781 war der Dichter mit der Herausgabe des „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur" beschäftigt. In dessen drittem Stück, das übrigens erst 1783, ohne Mitwirkung Schillers, erschien, steht auch ein Aufsatz von Dr. Hoven: eine Beschreibung des von Herzog Karl wenige Jahre zuvor errichteten Militärwaisenhauses zu Ludwigsburg, das unter dem Hauptmann v. Hoven stand, während eine seiner Töchter den Haushalt führte und die Mädchen unterrichtete. Dort machte die Frau Hauptmann Schiller im Juli 1784 mit ihrem späteren Schwiegersohn Reinwald von Meiningen Besuch, und Dr. Hoven führte auch sie zu Schubart auf den Asperg. Damals war es, daß der Gefangene die Mutter Schillers mit den Worten verabschiedete: Gebenedeiet bist du unter den Weibern und gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes.[68]

Hoven machte im Februar 1785 an der Akademie den Doktor, wurde noch in diesem Jahr, als der Hofmedikus Möricke, des Dichters Eduard Mörike Großvater, starb, zweiter Physikus, bald auch glücklicher Gatte, einer Tochter des Hofapothekers Bischoff, und zärtlicher Vater. Jetzt wuchs auch seine Praxis mehr und mehr, er wurde nach wenigen Jahren erster Physikus und weiß fortan von viel vornehmer Kundschaft, einheimischer und zugereister, französischen Emigranten u. s. w., zu erzählen.

Da brachte das Jahr 1794 den bedeutendsten und willkommensten Besuch: den „ältesten und geliebtesten Jugendfreund" — Schiller. Er, der nach seinen eigenen Worten „vom dreizehnten Jahr bis fast zum einundzwanzigsten alle



Epochen des Geisteslebens mit Hoven gemeinschaftlich durchwandert" hatte, „zusammen dichteten wir, trieben wir Medizin und Philosophie"[69] — Schiller nimmt im Herbst 1792, ohne Zweifel durch seine Mutter veranlaßt, die mit Nanette im September und Oktober in Jena zu Besuch gewesen, den lang unterbrochenen Verkehr wieder auf. Er läßt Hoven durch die Mutter ein überaus herzliches Schreiben zugehen, worin er ihn zu „der im Stillen gereiften Frucht seines so reichen, so schön gebildeten Geistes" (der Schrift über das Wechselfieber, siehe unten) beglückwünscht, ihm dafür die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs schickt — „eine neue Bekleidung des Alten, alles, was ich jetzt mit meinem kranken Kopfe vermag" — und dem Freund ankündigt, wenn ihm in Jena nicht geholfen werde, zu ihm zu kommen und sich Genesung zu holen.[70] Hochbeglückt antwortet Hoven am 10. Dezember und fordert ihn dringend auf: „Erfülle doch meinen und der Deinigen Wunsch und komme nächsten Sommer nach Deinach! (Bad im württembergischen Schwarzwald, heute Teinach.) Vielleicht vermag der vaterländische Himmel mehr als die Arzneikunst und deine Freunde mehr als deine Ärzte!" Zum Schriftstellern habe er immer weniger Zeit, Schiller möge kommen, ihm die Geschichte seiner Krankheit erzählen und „wenn ich im stande wäre, dich Deutschland wieder zu geben, welcher schriftstellerische Name käme dem meinigen gleich!"[71]

Am 8. August 1793 kam Schiller mit seiner Frau nach Heilbronn, am 8. September nach Ludwigsburg. Was Hoven beim Wiedersehen empfunden, davon wolle er schweigen, schreibt er, und nur sagen, wie er den Freund nach einer Trennung von mehr als zehn Jahren gefunden habe.

„Er war ein ganz anderer Mann geworden, sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war

der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden. ... Da er nur selten ganz frei von Brustkrämpfen war, so konnte er nicht viel und anhaltend arbeiten, indessen schrieb er doch fast täglich, meistens in der Nacht, einige Stunden an seinem Wallenstein, und die Stunden, in welchen er sich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er seinen Briefen an den Prinzen von Augustenburg. Um dieselbe Zeit machte er auch den Plan zu einer neuen Zeitschrift, welche an die Stelle seiner Thalia treten sollte, und die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta, dem ich in Ludwigsburg zu einem Besuch bei ihm verhalf, beschleunigte hauptsächlich die Ausführung dieses Plans; bald nach seiner Zurückkunft nach Jena erschienen die Horen. Gedichte hat er, während er sich in Ludwigsburg befand, keine geschrieben, bloß die Götter Griechenlands umgearbeitet, aber so, wie er das Gedicht mir vorgelesen, hat er es nicht drucken lassen. Von seinen Räubern und überhaupt von seinen älteren dramatischen Produktionen hörte er nicht gern sprechen, ja es schien mir öfter, als wünschte er, daß sie nicht gedruckt wären. Von Goethes Iphigenie äußerte er eines Tags auf einem Spaziergang, daß dies das einzige deutsche dramatische Produkt sei, welches er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches hervorbringen könnte. Von Voß war er ein großer Verehrer; seine Übersetzung Homers, die damals erschienen war und die er in meiner Gegenwart erhielt, machte ihm große Freude. Beinahe alle Abende las er daraus vor und pries wechselsweise das Original und die Übersetzung. An Bürger rühmte er das dichterische Talent, aber seine Gedichte schätzte er weniger. Von Gerstenberg bedauerte er, daß er nicht mehr Trauerspiele wie seinen Ugolino geschrieben habe. Die Bekanntschaft mit Matthisson, welchen er zuerst in Ludwigsburg sah, erfreute ihn sehr, und es war ihm angenehm, daß er gerade damals mit einer Rezension seiner Gedichte für die Jenaer Literaturzeitung beauftragt war. Ein großes Interesse zeigte er für die bildenden Künste, besonders für die Bildhauerei, was sonst nicht der Fall war, und den Umgang mit dem genialen Dannecker, dem Verfertiger der herrlichen Büste Schillers, zählte er zu den angenehmsten Stunden, welche er in Stuttgart zubrachte. Übrigens sah er sowohl in Stuttgart als in Ludwigsburg außer seinen näheren Bekannten und Freunden nicht gern jemand bei sich und machte ebensowenig Besuche bei Per-

sonen, wo er sich genieren mußte. Die Ursache war natürlich seine Kränklichkeit. Wer ihn nicht näher kannte, hat es für Stolz gehalten. Aber Schiller war nicht stolz, er hatte nur das äußere Ansehen des Stolzes, was ihm seine lange Figur und seine aufrechte, etwas steife Haltung gaben. Dieses Ansehen hatte er schon als Zögling der Akademie, und ich erinnere mich noch wohl, daß einst eine Frau, welche dort ihren Sohn besuchte, wie sie Schiller den Schlafsaal hinunterschreiten sah, sagte: Sieh doch, der dort bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtemberg! Ebensowenig gegründet als der Vorwurf des Stolzes war auch die so oft gehörte Sage, daß Schiller sich durch Opium begeistert habe. Er konnte geistige Getränke in keinem großen Maße vertragen (siehe unten) und jene Sage kommt bloß daher, daß er meistens Nachts arbeitete, was er nicht getan haben würde, wenn seine Brustkrämpfe ihm nicht bei Nacht mehr Ruhe gelassen hätten, als bei Tage. ... Als die Nachricht kam, daß der Herzog lebensgefährlich krank sei, sah ich Schiller erblassen, hörte ihn den Verlust, welchen das Vaterland durch seinen Tod erleiden würde, in den rührendsten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tode erfüllte ihn mit einer Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tode eines Freundes erhalten hätte. Der Nachfolger des Herzogs Karl Eugen war sein Bruder Ludwig Eugen, ein Prinz, von welchem man sich wegen seiner Herzensgüte und wegen des Eifers, womit er sich bei jeder Gelegenheit der Landesverfassung gegen die Anmaßungen seines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Württemberg versprach. Aber dieses günstige Vorurteil hatte auf Schiller keine Wirkung, er konnte ungeachtet aller Vorstellungen seines Vaters, welchem an der Gunst des neuen Herzogs natürlich viel gelegen war, nicht dazu gebracht werden, diesem zu seinem Regierungsantritt Glück zu wünschen. Indessen war er nichts weniger als ein blinder Verehrer des Herzogs Karl. Er kannte alle seine Fehler sehr gut, aber er sah ein, daß seiner guten und großen Eigenschaften weit mehr waren, und nie vergesse ich, was er mir auf einem Spaziergange, wo wir an die fürstliche Gruft hinsehen konnten, gesagt hat: ‚Da ruht er also, dieser rastlos tätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch, aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen und das Andenken an die letzteren muß mit dem Tode begraben werden; darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachteilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.‘"

Man hat die letzten Sätze von Hovens Bericht anzweifeln wollen, als nicht stimmend zu einer gleichzeitigen Äußerung

Schillers über den „alten Herodes, statt dessen die Leute jetzt doch einen Menschen vor sich haben, freilich einen Menschen in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Worts".[72] Aber abgesehen davon, daß dieses Urteil sich in einem Briefe findet, in welchem Schiller selbst über seine nervöse Reizbarkeit klagt und dem treuen Körner unbegründete Vorwürfe macht, will es uns scheinen, daß beide Ergüsse den wechselnden Stimmungen derselben lebhaft bewegten Seele entströmt sein können.

Hoven berichtet weiter, wie sie, so oft Schiller wohl war, zusammen spazieren gingen, wozu die schönen Alleen in und um Ludwigsburg die erwünschteste Gelegenheit gaben. Nur einmal, an einem besonders schönen Tage, wurde ein weiterer Gang gemacht zu dem Hoven befreundeten Konsulenten Mader in Heutingsheim, weil Schiller aus der großen Bibliothek des geschätzten Publizisten Bücher entlehnen wollte. Das gelang auch, aber auf dem Heimweg bekam Schiller einen solchen Anfall von Brustkrampf, daß Hoven ihn nur mit größter Anstrengung, „mehr tragend als führend", nach Hause brachte. Auch einer der wiederholten Ausflüge nach Stuttgart, wo in der „Geistlichen Herberge" (damals im Gasthof zum Bären) gespeist, ein und das andere Mal das Freundespaar Haug und Petersen eingeladen wurde, brachte ein unliebsames Erlebnis.

„Schiller hatte sich vorgenommen, Petersen, der ein großer Liebhaber des Weins war, betrunken zu machen; wer aber betrunken wurde, war nicht er, sondern Schiller, der zwar glücklicherweise frei von seinen Brustkrämpfen blieb, aber so ausgelassen lustig wurde, daß er sich auf den Tisch legte und wälzte. So kamen wir spät am Abend zurück nach Ludwigsburg, und als ich ihn am andern Morgen an das Geschehene erinnerte, meinte er lachend, es sei gut, daß dergleichen Absenzen nicht oft vorkommen."

Harmloser war das Begegnis mit dem Wirt in Waldenbuch, auf der Reise Schillers und Hovens nach Tübingen zu ihrem geliebten Lehrer und Freund Abel.

„Um seine Gäste recht nach Stand und Würden zu bedienen, wich der Wirt, seine Serviette über dem Arm, nicht von der Stelle,

und, was noch auffallender war, stand er da, ohne ein Wort zu sprechen. Wir ärgerten uns beide über den beschwerlichen Gesellschafter, aber wir wußten nicht, wie wir ihn, ohne unhöflich zu sein, wegbringen könnten. Endlich tat er doch seinen Mund auf und sagte ganz gleichgültig, heute früh sei seine alte Mutter begraben worden. Und das sagen Sie so kalt, Herr Wirt, entgegnete ihm Schiller, genieren Sie sich doch ja nicht vor uns, wir nehmen teil an Ihrem Verlust und fühlen, wie nahe er Ihnen geht, darum begeben Sie sich sogleich in Ihr Kämmerlein und weinen Sie sich aus, wir werden mit dem Essen schon selber zurecht kommen. Der Wirt nahm es für Ernst und entfernte sich, mit seiner Serviette über dem Arm, ohne sich wieder sehen zu lassen."

(Den Aufenthalt bei Abel in Tübingen siehe unten.)

Schiller war nach Ludwigsburg hauptsächlich wegen der bevorstehenden ersten Entbindung seiner Frau gekommen. Sein Vater hatte, als beide nach Schwaben gereist und mit dem Aufenthalt in der Reichsstadt Heilbronn nicht ganz zufrieden waren, in einem Brief vom 13. August 1793 geraten, nach Ludwigsburg zu ziehen, wo alles billiger sei ... „und in Ludwigsburg ist Hoven".[73] Dieser hätte Schiller am liebsten bei sich beherbergt, allein der Raum genügte nicht.

„Aber wir kamen," schreibt er, „täglich zusammen, speisten öfters miteinander zu Mittag und Abend, und jede Stunde, welche ich meinen Geschäften abgewinnen konnte, war ihm gewidmet. Gewöhnlich war Schiller ernst und so betraf auch unsere Unterhaltung meistens ernste Gegenstände. Aber er konnte auch, besonders wenn er sich ganz wohl befand, heiter, lustig, ja selbst kindisch sein. Er war schon im Herbst gekommen und seine Frau hatte noch lange bis zu ihrer Entbindung. Aber er freute sich auf Weihnachten, als ob er schon ein Kind hätte, welchem er den heiligen Christ bescheren lassen könnte. Am Weihnachtsabend kam ich zu ihm, und was sah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgeputzten Weihnachtsbaum. Vor ihm saß Schiller ganz allein, den Baum mit heiter lächelnder Miene anschauend und von seinen Früchten herunternaschend. Verwundert über den unerwarteten Anblick fragte ich ihn, was er da mache? ‚Ich erinnere mich meiner Kindheit,' erwiderte er, ‚und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu antizipieren. Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis

er seine Kindheit auf ein anderes fortgesetzt hat.‘ So kindlich, ja kindisch war der hohe, ernste Mann in den Stunden seines Wohlbefindens, und es ist ja nichts wahrer, als was Goethe von ihm gesagt hat:

Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald rasch gewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rat und Tat ergossen, —
Das haben wir erfahren und genossen.

So liebenswürdig Schiller in solchen guten Stunden war, so ernst und fruchtbar belehrend war er zu jeder anderen Zeit. Schwerlich gibt es irgend einen Gegenstand, worüber wir uns nicht unterhielten, besonders aber sprach er gern mit mir über Medizin, ob er sie schon längst aufgegeben hatte, und forderte mich mehrmals auf, wieder etwas zu schreiben, weil er wünschte, daß ich mich nicht zu lange dem praktischen Leben widmen, sondern trachten solle, zum Professor an irgend eine Universität berufen zu werden.[74] Ich konnte nicht umhin, seinen Gründen Beifall zu geben, und dies war auch die Veranlassung zu der im Jahr 1795 erschienenen Schrift: Geschichte eines epidemischen Fiebers, welches in den Jahren 1792 bis 1793 in dem Marktflecken Aschberg geherrscht hat.“

Über diese Schrift und die wissenschaftliche literarische Tätigkeit Hovens überhaupt urteilt ein medizinischer Mitarbeiter der Allgemeinen deutschen Biographie:[75] In den Phasen, welche diese Tätigkeit durchlaufen hat, spricht sich der wechselnde Charakter der Heilkunde seiner Zeit in interessanter Weise aus. In seinen ersten Arbeiten: „Versuch über das Wechselfieber und seine Heilart“, 2 Bde., 1789 und 1790, in der „Geschichte eines epidemischen Fiebers“, 1795, einer seiner besseren Arbeiten, stand der Verfasser auf dem nervosistischen Standpunkte Fr. Hofmanns und Cullens, später in seinen Schriften: „Verteidigung der Erregungstheorie“, 1802, „Die Vorzüge der Brownschen Praxis“, 1803, und in einem „Handbuch der praktischen Heilkunde“, 2 Bde., 1805, trat er als Erregungstheoretiker, in der letztgenannten Schrift allerdings schon mit kritischem Eklektizismus auf;

noch mehr spricht sich dieser in seinen „Grundsätzen der Heilkunde", 1807, aus, während er in einer seiner letzten Arbeiten: „Versuch einer praktischen Fieberlehre", 1810, eine dritte Schwenkung gemacht, den Brownianismus fast vollkommen aufgegeben hat und einem gemäßigten Humorismus huldigt. Übrigens, schließt diese Beurteilung, stand die wissenschaftliche Tätigkeit, welche Hoven entwickelt hat, seinen praktischen Leistungen weit nach, durch welche er sich die allgemeinste Anerkennung und Verehrung in den ihn umgebenden Kreisen erworben hat.

Daß Hoven der Poesie ganz entsagt hatte, wollte Schiller nicht billigen. Er drang in ihn, einen angefangenen Roman, die Geschichte eines Nachbarn, des Konditors Bächler, eines wunderlichen Theosophen, fortzusetzen, was auch geschah, aber ohne zur Vollendung zu gelangen. Schiller machte damals sich und dem Freunde auch Hoffnung auf einen Ruf beider in die Dienste Karl Dalbergs, des Statthalters in Erfurt und Koadjutors von Konstanz und Mainz, der die Patenschaft für des Dichters erstgeborenen, nach ihm Karl genannten Sohn annahm. Aber die „steinalten" Inhaber der beiden Bistümer „dachten nicht ans Sterben. Das große Übel bei diesen Herren," sagte Schiller, „ist, daß sie nichts denken. Käme eine einzige Idee in den Kopf des betagten Bischofs von Konstanz, so würde es die Organisation seines Gehirns nicht aushalten, er müßte plötzlich an einem Schlagfluß dahinfahren." Die Hinneigung zu dem „französischen Freiheitswesen", die Hoven mit vielen seiner Landsleute teilte, bekämpfte Schiller lebhaft.

Für Frau Schiller kam die Zeit ihrer Entbindung.

„Sie war schwer und dauerte lange, Schiller zweifelte an einem glücklichen Ausgang. Er suchte seine Besorgnisse zu verbergen, aber seine Angst blickte sichtbar aus seinem Betragen hervor. Am meisten beruhigte ihn die Zusprache meiner Frau, welche die Kreisende keinen Augenblick verließ und ihr allen möglichen Beistand leistete. Schiller hatte sich zu Bette begeben, die Entbindung verzögerte sich tief in die Nacht, aber sie ging glücklich vorüber. Meine Frau brachte Schillern das Kind vor das Bett, er schlief noch, aber das Geräusch

erweckte ihn. Sein erster Anblick, wie er die Augen aufgeschlagen hatte, war der ihm geborene Sohn. Seine Freude war unaussprechlich; es war die Freude des gefühlvollen edlen Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Gattin, es war die Freude des Vaters über seinen erstgebornen Sohn."

Hiermit schließt der Bericht Hovens über sein Zusammensein mit dem geliebten Freund seiner Jugend, nicht aber jeglicher Verkehr der beiden. Zunächst erhielt Hoven mit „seiner liebenswürdigen Henriette" von dem mit Mutter und Kind nach Jena Zurückgekehrten ein Schreiben mit dem wärmsten Dank: „Ihr habt uns auf Zeitlebens verpflichtet und alles, was ich vermag, ist dieses Geständnis, daß ich es lebhaft fühle und ewig fühlen werde, und daß meine ganze herzliche Liebe und Freundschaft Euch dafür gewidmet ist. Laß mir die frohe Hoffnung, daß diese schöne Erneuerung unserer Jugendfreundschaft für unser ganzes Leben gilt und daß ein gutes Geschick uns endlich und auf längere Zeiten wieder zusammenführen wird . . ." [76] Es ist nicht dazu gekommen, aber die Verbindung Hovens mit des Dichters Angehörigen in der Heimat und dadurch mittelbar mit ihm selbst blieb eine herzliche und hat in der letzten Krankheit des Majors auf der Solitude 1796 [77] und der Frau Majorin 1802 [78] sich treulich bewährt. Im Herbst 1794 bat Hoven den Freund, ihm einen Verleger für seine Schrift über die Asperger Epidemie zu verschaffen [79] und Schiller tat dies, unter Hoven ehrender Zustimmung Hufelands, mit umsichtiger Hingebung, wie wir in zwei Briefen vom November 1794 und Januar 1795 erfahren, in denen er zugleich eingehend über den Plan der Horen, über Goethe und Fichte u. s. w. sich ausspricht. [80] Zu Neujahr 1796 erfreute Schiller die Frau „Heinrike" Hoven mit dem Musenalmanach, in dem er „nach einer langen Pause wieder zur Poesie zurückgekehrt" ist, und meldet, daß man Hovens Schrift „sehr estimiere". [81] Auch die Frauen der Freunde standen seit dem Ludwigsburger Zusammenleben in Briefwechsel. Im Sommer 1801 schrieb Charlotte v. Schiller an die Freundin: sie hätten Hoven

gerne näher bei sich und fangen an ernstliche Pläne zu machen, ihn entweder an Hufelands Stelle nach Jena oder nach Weimar selbst zu bringen. Hoven antwortete, daß ihm die Sache gar nicht übel gefalle, weil sein beschwerliches Amt zum Studieren keine Zeit lasse, literarischer Umgang fast gänzlich fehle; er würde aber, da er schon 42 Jahre alt sei, lieber in der praktischen Laufbahn bleiben und die Stelle eines Leibarztes der Professur vorziehen.[82] Die Unterhandlungen zwischen Weimar und Ludwigsburg zogen sich bis in das Jahr 1803 hinein; im April dieses Jahres, als man eben auch in Tübingen an Hoven dachte,[83] glaubte Schiller bestimmt, es werde ein Ruf an den Freund ergehen, aber die Sache zerschlug sich, wie auch ein anderer Plan Hovens, Professor in Petersburg zu werden oder in Dorpat, wo der ehemalige Karlsschüler Parrot lehrte, und ebenso noch ein dritter: Ferdinand und Therese Huber hatten jenen in Stuttgart kennen und schätzen gelernt und empfahlen ihn, aber vergeblich, nach Göttingen. Da bewirkten die Landsleute Paulus und Schelling, die Jena mit Würzburg vertauschten, Hovens Berufung an diese aufblühende, eben bayerisch gewordene Hochschule. Sein Akademiefreund Graf Thürheim, der die Verwaltung der neuen Landesteile und ihrer Universität leitete, schrieb so lockend, daß Hoven sofort annahm.

In der Mainstadt scheint jedoch Hoven, wenn man die günstig lautenden Mitteilungen in der Selbstbiographie durch seine Briefe an Schiller und die der Frau v. Hoven an Charlotte v. Schiller ergänzt, nicht recht heimisch geworden zu sein. Zwar wurde er bald erster Kliniker und erhielt das berühmte Juliusspital, wurde auch Mitglied des Medizinalkollegiums, sah sich vom Kurfürst Max, der 1805 längere Zeit mit seinem Hof und den Ministern in der Mainstadt weilte, sehr gütig behandelt und trug unbestritten zum wachsenden Ruf der Universität, insbesondere ihrer medizinischen Fakultät, mit bei. Aber die Schellingsche Naturphilosophie zog die Jugend mehr an als die exakte Medizin; auch hatte der Fremde und gar der Protestant seine Neider und ge-

heimen Feinde, und die geselligen Beziehungen ließen, zumal für Frau v. Hoven, die sich namentlich durch Karoline Schelling gedrückt fühlte, manches zu wünschen übrig. So nahm es denn der Professor mindestens nicht schwer, als ihn beim Übergang Würzburgs an den Kurfürsten von Salzburg, Erzherzog Ferdinand von Österreich, die bayerische Regierung 1806 als ersten Rat in das Medizinalkollegium zu Ansbach und auf seinen Wunsch nach wenigen Monaten in einen größeren Wirkungskreis, nach dem nun gleichfalls bayerischen Nürnberg, versetzte.

Schiller hatte dem Freund für das Frühjahr 1805 einen Besuch in Würzburg zugesagt. Statt seiner kam die Todeskunde. „Was ich an ihm verlor," schrieb Hoven, „werde ich tief fühlen, solange ich lebe ... Sein Geist lebt fort in seinen Schriften, sie werden gelesen werden, solange in den Deutschen der Sinn für das Schöne, Wahre und Gute nicht erstorben ist, und diese Zeit wird und kann nie kommen." In Nürnberg rief ihm manches die Jugendzeit und den Jugendfreund lebhaft ins Gedächtnis zurück. Den November 1810 brachte die Herzogin Franziska in der ehemaligen Reichsstadt zu, sich von Hoven ärztlich beraten zu lassen; dieser speiste täglich bei ihr im Gasthof und die Unterhaltung galt meistens der ehemaligen Akademie. König Friedrich beauftragte Hoven, die Kranke zurückzuschicken, was dieser bei der Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes nicht schwer nahm; sie erklärte, daß sie gern heimkehren würde, wenn nur der fatale Neujahrstag nicht wäre. Ob es Angst vor den Belästigungen dieses Tages oder Ahnung war — sie starb daheim, in Kirchheim unter Teck, am 1. Januar 1811. Körner bat 1812, wie die andern Freunde Schillers, so auch Hoven um Beiträge zu seiner Biographie des Dichters, die er lieferte mit dem Bedauern, nicht selber eine solche schreiben zu können. Und einmal kam auch der „liebe Jugendfreund" Dannecker nach Nürnberg, um der Grundsteinlegung zum Dürerdenkmal anzuwohnen.

Im Dezember 1830 sah Hoven auf eine fünfzigjährige

ärztliche Praxis zurück, was dem König und der Regierung, der Stadt Nürnberg sowie den Universitäten Erlangen und Würzburg Anlaß gab, den Jubilar auf mancherlei Weise zu ehren. Noch sechs Jahre war er als Arzt und Medizinalbeamter tätig, dann zog er, der nach dem Hingang des einzigen, übel geratenen Sohnes 1827 auch die treue Lebensgefährtin verloren hatte, mit der Tochter, als deren Gatte Hänlein auf die Stelle des Postamtsvorstandes in Nördlingen befördert wurde, in diese kleinere ehemalige Reichsstadt. Dort beschäftigte er sich mit philosophischen und historischen Studien, sowie dem Niederschreiben seiner Lebenserinnerungen, unterbrach die Arbeit aber auch durch wiederholte Reisen nach der schwäbischen Heimat und eine nach Nürnberg, Ausflüge, von denen er sehr befriedigt schreibt. Ein echter Karlsschüler, hatte er das Philosophieren nie ganz aufgegeben, hatte seine nach wie vor an Garve sich anlehnenden moralphilosophischen Gedanken 1822 in einer Schrift: Ideen über sittliche Kultur und Erziehung dargelegt. Jetzt reizte sein Denken, unter Herders Führung, der Gang der Weltgeschichte, ohne daß er freilich viel weiter kam als negativ zur Verwerfung theologischer und philosophischer Spekulation, die ihm gleichwertig waren mit Homöopathie, Geisterseherei und Teufelaustreibung, positiv zur Rotteckschen Erwartung eines stetigen Fortschreitens der Aufklärung: „die Menschen werden immer vernünftiger werden und Licht und Recht wird früher oder später die allgemeine Losung in der zivilisierten Welt sein.“ Ganz zuletzt aber kehrte der Hochbetagte zu seiner ersten Liebe zurück, seinen Dichtern, insbesondere Ariost und Shakespeare: „sie unterhielten mich, sie erheiterten mich, ja sie machten mich



Fr. v. Hoven

wieder jünger, indem sie mich in die Zeiten versetzten, wo sie mir waren, was andern die Musik ist, und eine Zuflucht, wenn mich amtliche Verdrießlichkeiten oder Unannehmlichkeiten anderer Art in üble Laune versetzen wollten."

Alles zusammen hatte der redliche Forscher und treue Arbeiter, im Kampfe mit einer, wie er sie selbst schildert, zugleich leidenschaftlichen und verzagten Natur, ein Großes errungen, als er am 6. Februar 1838 nach kurzer Krankheit entschlief: das Bekenntnis, womit er wenige Tage zuvor seine Lebensbeschreibung geschlossen hat: „Ich stehe nun nahe am Rande des Grabes, aber ich fürchte den Tod nicht. Was nach dem Tod aus mir werden wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich in jeder Form der Existenz dem großen Ganzen angehöre, welches das Werk der höchsten Macht, Weisheit und Güte ist." Auf dem Felsblock über seinem Grabe im hochgelegenen schönen Friedhof von Nördlingen stehen die Worte: „Er war groß als Arzt, größer als Mensch." [84]

Ungleich schlichter, einförmiger als das Hovensche, verlief das Leben des andern Freundes, der mit Schiller auf der Ludwigsburger Schulbank gesessen und hernach sein Studiengenosse in der Akademie gewesen ist: Immanuel Elwert, oder, wie er sich, namentlich in jüngeren Jahren, gerne schrieb, Emanuel Elvert.

Immanuel Elwert

1759—1811

Johann Friedrich Elwert, 1731—1787, Sohn des zu Straßburg 1685 geborenen Johann Philipp Elwert, Lizentiaten der Medizin und Physikus in Vaihingen, und der Johanne Regine Hopf, war Stadt- und Amtsphysikus in Cannstatt, wo ihm am 6. März 1759 von seiner Gattin Rosine Charlotte, geborenen Jenisch, Physikustochter von Cannstatt, unser Immanuel Gottlieb geschenkt wurde. Bald darauf machte Herzog Karl den Vater zum Medikus

bei der Fußgarde und charakterisierten Leibmedikus. Da diese Truppe mit dem Fürsten von 1764 an jahrelang sich in Ludwigsburg befand, besuchte der Sohn die dortige Schule. Er selbst schreibt nach Schillers Tod an Petersen,[85] in der zweiten und dritten Klasse habe er Schiller immer neben sich gehabt, bis er — Elwert — in das Gymnasium zu Stuttgart gekommen sei. Das mag im Herbst 1772 gewesen sein, nachdem er im Frühjahr von Spezial Zilling in der Stadtkirche, Schiller von dem Pfarrer v. Olnhausen in der Garnisonskirche konfirmiert worden war. Über den Lehrer in der dritten Klasse, den Oberpräzeptor Jahn, berichtet Elwert, er habe viel Geschmack und die Gabe gehabt, mit der Sprache auch viele Kenntnisse beizubringen; die Schüler haben bei ihm außer dem Vorgeschriebenen auch Virgils Äneide und Horazische Oden gelesen; die Behandlung sei außer dem Grammatischen auf Mythologie, Altertümer u. s. w. gegangen, während bei Jahns Nachfolger, Winter, Virgil apocryphon war und Ovids tristia an die Stelle traten, und zwar nur zur Phrasenjagd. An Schiller haben weder Lehrer noch Schulkameraden im mindesten etwas Auszeichnendes bemerkt. „Er war unter den Ersten immer in seiner Klasse, aber nicht gerade der Erste, und die Ersten waren damals, die am wenigsten Grammatikalfehler im exercitio machten. Das erinnere ich mich, daß wir zwei immer sehr viel beisammen waren und in unseren Bubenjahren keine eigentliche rechte Buben gewesen, die Ball- und andere dergleichen Spiele auch getrieben hätten; häufig schlenderten wir in unseren Freistunden miteinander in den Ludwigsburger Alleen herum, und da ist es mir noch mit Lachen erinnerlich, daß unsere Unterhaltung meist Klagen über unser Schicksal (wozu wir aber keinen Grund hatten) und kindisch-schimärische Plane für unser künftiges Leben waren." Elwert läßt nun in seinem Brief an Petersen die durch diesen bekannt gewordene Erzählung von dem Gang nach Neckarweihingen folgen, die hier wörtlich mitgeteilt werden soll, weil jener sie mehrfach verschlimmbessert hat.

„Eine Anekdote, die ich mit Schillern gehabt habe und die zwischen unser neuntes und zehntes Lebensjahr fallen mag, will ich dir hauptsächlich aus dem Grunde mitteilen, weil sie auch Schillern unvergeßlich war, und er mich vor zwölf Jahren, da er im Land war, gleich wieder daran erinnerte. Wir hatten als Sekundaner den Katechismus in der Kirche zu sprechen. (Der in Altwürttemberg heute noch vielfach sich findende Brauch des Katechismussprechens oder Känzelebetens in der Kirche, wofür die Schüler eine kleine Geldbelohnung erhalten.) Unser Präzeptor war Honold, ein sehr frommer, malitiöser und dummer Mann, der den Stecken weidlich zu führen wußte. Dieser drohte, uns durchein zu bläuen, wenn wir ein Wort fehlten. Zu allem Unglück hielt gerade dieser Präzeptor die Kinderlehre, da wir den Katechismus zu sprechen hatten. Mit zitternder Angst also fingen wir an, zum Glück aber brachten wir es ohne Anstoß hinaus. Unsere Belohnung davor war zwei Kreuzer à Person, facit vier Kreuzer. Soviel Barschaft hatten wir sonst nie leicht beisammen. Wir sinnten also darauf, wie wir ihrer los werden könnten. Schiller machte den Vorschlag, eine kalte Milch auf dem Hartenecker Schlößle zu essen, da wir aber dahin kamen, war keine zu haben. Schiller änderte das Projekt dahin, einen Vierling Käs zu nehmen, aber der Vierling Käs kostete allein vier Kreuzer und wir hätten dann kein Brot dazu gehabt. Dies Projekt mußte also aufgegeben und Harteneck mit hungrigem Magen verlassen werden. Wir wandten uns nun nach Neckarweihingen, kamen da in drei bis vier Wirtshäuser, bis wir in dem letzten eine kalte Milch bekamen. Noch schmeckt mir diese wohl, man gab uns eine reinliche zinnerne Schüssel und silberne Löffel dazu. Die Milch und das Brot, davon wir uns einbrockten, und noch jeder in die Tasche übrig behielt, kostete zusammen nur drei Kreuzer. Wir hatten also noch einen Kreuzer übrig, den wir in der Allee in Ludwigsburg in einem halben Kreuzerwecken und für einen halben Kreuzer Johannisträubchen, in die wir uns brüderlich teilten, vollends verzehrten, und ein so köstliches Mahl hatten, als ich nachher nie wieder bekam. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Schillers poetischer Geist schon in seiner völligen Blüte. Dann da wir Neckarweihingen verließen, stieg er auf einen Hügel, wo wir Neckarweihingen und Harteneck übersehen konnten, segnete das Wirtshaus, wo wir gespeist wurden, und verfluchte Harteneck und die übrigen Neckarweihinger Wirtshäuser mit einer so poetisch prophetischen Emphase, daß ich noch es mir deutlich in das Gedächtnis zurückrufen kann.“

Petersen hatte an die Erzählung von diesem Spaziergang nach Neckarweihingen die Mitteilung angeschlossen: „Das

erste Gedicht, das Schiller eigentlich ausarbeitete, war in lateinischen Doppelversen und hatte zum Gegenstand seinen Tauferneuerungsbund im Jahre 1772. Als er es seinem Vater überreichte, empfing ihn dieser mit der Frage: „Bist du närrisch geworden, Fritz?" Diese Mitteilung und noch mehr Petersens wenig freundliche Worte über Schillers Vater und den Präzeptor Jahn veranlaßten Elwert zu sofortiger Richtigstellung und Ergänzung in einem neuen Brief an den Freund Bibliothekar. Er schildert den Lehrer in der oben angegebenen Weise und sagt von dem Major Schiller, er selbst habe ihn bloß in einem Alter kennen gelernt, in welchem man keinen Charakter beurteilen könne, meine aber doch, daß Petersens Porträtierung im Morgenblatt ein wenig zu sehr in die Karikatur gearbeitet sei. Dann will er „noch einen Pendant zu der Anekdote von Schillers Konfirmationscarmen liefern", welche er erst aus dem Morgenblatt kennen gelernt habe. Jahns Nachfolger, Winter, wurde wie üblich mit lateinischen Versen der Ersten in der Klasse bewillkommt. „In Schillers Carmen paradierte der Pentameter: Ver nobis Winter polliciturque bonum, über welchen witzigen Gedanken Schillers Vater eine solche Freude hatte, daß er äußerte, keinen schicklicheren Namen hätte der neue Präzeptor nicht haben können und wenn er Engel geheißen hätte. Der neue Lehrer aber hatte einen heimlichen Triumph darüber, daß ihm einer der Ersten in der Schule im Bewillkommnungscarmen einen solchen Wortschnitzer [pollicĭtur statt pollicētur] vorgesetzt, wie er es erst geraume Zeit nachher dann gelegentlich äußerte."

Nicht lange vor Schillers Abgang in die Pflanzschule auf der Solitude trat Elwert in das Stuttgarter Gymnasium über, wurde aber im Januar 1774 gleichfalls in die Akademie aufgenommen. Daß beide einander sofort wieder nahe kamen, dürfte, auch wenn manches nur Phrase und Schablone gewesen ist, aus der Beurteilung erhellen, welche Schiller noch 1774 in jenem vom Herzog verlangten Bericht seinem Elwert, zusammen mit Liesching, Duttenhofer, Scheidle und Pfeifflin,

angedeihen ließ: „Sie verdienen gemeinschaftliche Bewunderung, Lobsprüche und Liebe. Durch Freundlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue haben sie sich den größten Teil ihrer Mitbrüder verbindlich gemacht. Durch eine edle und würdige Gesinnung von Gott und der Religion sehen sie alle ihre Handlungen gesegnet; durch eine vorteilhafte Denkungsart von Eurer Herzoglichen Durchlaucht erscheinen sie an der ersten Stufe hier, welche ich bewundert habe. Vorgesetzte und Lehrer sehen und hören sich von ihnen geliebt, geehrt und mit Dank belohnt. Reinlichkeit haben dieselben meistens gemein. Elwerts und Duttenhofers fürtreffliche Gaben werden durch Fleiß immer vergrößert. Liesching und Elwert lieben und verehren die Arznei-, Duttenhofer die Kameralwissenschaften, Pfeifflin richtet Sinn und Gedanken auf den Soldatenstand und Scheidle macht sich die Mathematik zum Hauptstudium."[86] Die Freundschaft der Ludwigsburger Mitschüler ist dann auch dadurch nicht gestört worden, daß Elwert zweimal mit Schiller um einen akademischen Preis zu losen hatte und diesen erhielt, 1778 in der Anatomie, 1779 gar „in Vertheidigung der Sätze über die teutsche Sprache und Schreibart". Schon vorher war Elwert mit Preisen in der griechischen Sprache (1774), Geschichte der Arzneikunde (1776) und Naturgeschichte vom Steinreich (1777) bedacht worden. Das Los von 1779 brachte Schiller, dem damals drei Preise, aus der praktischen Medizin, der materia medica und der Chirurgie, zufielen, um die Ehre, für auf einmal erhaltene vier Auszeichnungen zum Chevalier ernannt zu werden, und zwar in Gegenwart Goethes! Der schlicht-ehrliche Mediziner hat die ersten Versuche, mit welchen der Freund sich in die Öffentlichkeit wagte, nicht besonders hoch angeschlagen. Er schrieb später an Petersen,[87] es sei ihm lange von dem seligen Haug (Balthasar Haug, gestorben 1792) auffallend gewesen, „daß er, da ihm Schiller einmal ein unbedeutendes Gedicht (Der Abend) in sein Schwäbisches Magazin einzurücken gab, es ganz enthusiastisch gelobt und Schiller im prophetischen Geist ein os magna sonaturum genannt". Er „hörte aber nachher, daß dies ein

Lieblingsausdruck von Haug gewesen, mit dem man es nicht so genau nehmen könne".

Aus einem Stammbuch, das der junge Mediziner, wie wohl die meisten seiner Kommilitonen, anlegte, haben sich in seiner Familie dreiundzwanzig Blätter erhalten.[88] Das Titelblatt AMICIS — Emanuel Elvert hat der Kameralist Pfeiffer (siehe unten) verunstaltet, indem er zu der Widmung Amicis schrieb: Wär dies wahr, du hättest der Blätter weniger in diesem Buch gemacht oder du hast keinen ... Dum ferrum candet, ardere quemque debet. Es folgen zwei Einträge von Schiller, mit recht verblaßter Tinte auf vergriffenen Blättern. Auf dem ersten Blatt:

Stutgardt d. 4. Merz. 1779

So eingeschrenkt der Mensch ist, hat er || doch noch den Trost, daß er diesen || Kerker verlassen darf — wenn er will.

Werther.
Schiller.

Auf dem andern:

Stutgard d. 4. Merz. 1779

Ist einer krank und ruhet gleich
Im Bette das von Golde reich
Recht fürstlich ist gezieret,
So haßet er doch solche Pracht
Auch so, daß er die ganze Nacht
Ein kläglich Leben führet
Und zählet jeden Glockenschlag
Und seufzet nach dem lieben Tag.

Aus dem Wirtemberg. Gesangbuch[89]
von Schiller.

Auf der Rückseite des ersten Blattes von Schiller hat sich auch der Mediziner Jacobi (siehe unten), „Stuttgart am 5. März 1779 in einer heitern Stunde", mit einem Satz aus Werthers Leiden eingetragen, und darunter Kausler (siehe unten: Weiterer Freundes- und Bekanntenkreis). Die anderen, teilweise doppelt beschriebenen Blätter sind: je zwei von Atzel und Pfeiffer (siehe unten ebendaselbst), je eines von Haug (siehe unten: Engerer Freundeskreis), Liesching,

Hölder und Weckherlin (siehe unten: Mediziner), den Brüdern G. J. und J. A. L. Gegel; Gaupp I; Seubert (siehe unten: Weiterer Kreis); zwei v. B., wahrscheinlich den Grafen Detlef und Ernst v. Bernstorff: Pour être heureux il faut deux êtres — Tabacks-Freunde verlassen sich nie; J. Kerner, wohl dem Botaniker Joh. Simon Kerner, mit der Bemerkung Elwerts: „Schade um das schöne Vergißmeinnicht, das hier weggeschnitten, aber was kann ich davor, daß es die Jungfer Weißin wollte!" Ferner von Bühler aus Stuttgart, wohl dem ältesten der acht Bühler, welche die Akademie besuchten, Friedrich, geboren 1760, zuletzt Wirklichem Staatsrat in Petersburg — „Mil.-Ak. den 26. Okt. 1779, Morgens um 7 Uhr, also wenige Wochen vor dem Abschied des Herrn Eigentümers aus der Akademie und 8 Tage nach der Apothekers-Visitation" — dazu die Berichtigung: „viele Wochen vor dem Abschied Errare humanum est". Weiter von zwei Brüdern Struve von Regensburg, C. C. Vischer, einem Forstmann; Friderich, Hofstuccator, Frid. Beurlin, späterem Rentkammersekretär, und zwei Ungenannten.

Im Dezember 1779 beschloß Elwert sein Studium an der Akademie mit einer Dissertatio medico-diaetetica de vitae ratione hominis naturae convenientissima, worauf er in Tübingen mit einer Abhandlung: Observationes binae anatomico-medico-practicae de hepatitide et de phthisi pulmonali doktorierte. Sein Vater aber, der zu Straßburg alte Beziehungen hatte (S. 63), ließ ihn zu weiterer Ausbildung noch die dortige Universität beziehen, an welcher unterm 3. November 1780 Emanuel Gottlieb Elwert von Cannstatt und am folgenden Tage sein Akademiefreund Johann Wilhelm Reinhardt (s. unten) in die Matrikel eingetragen wurden. Zahlreiche Mediziner und Chirurgen aus Schwaben finden sich in dieser Liste in den Siebziger- und Achtzigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts,[90] darunter von solchen, die sich später bei uns einen Namen als Ärzte gemacht haben: Jacobi (s. unten), Köstlin, Osiander, Uhland, Röser und andere, alle angezogen von jenen Lehrern, die uns aus Goethes „Dichtung und Wahrheit" bekannt sind und von denen Elwert in einem Schreiben an den Intendanten der Karlsschule, 17. Januar 1781,[91] besonders den Anatomen Lobstein und den Geburtshelfer Röderer rühmt, die „eine unterscheidende

Stutgardt d. 4. Merz. 1779

So eingeschränkt der Mensch ist, hat er
doch noch den Trost, daß er diesen
Kerker verlaßen darf — wenn er will

Werther.

Schiller.

Stuttgard. d. 4. Merz. 1779

Ist einer krank und ruhet gleich
Im Bette, das von Golde reich
Recht fürstlich ist geziert,
So hasset er doch solche Pracht
Auch so, daß er die ganze Nacht
Ein kläglich Leben führt
Und zählet jeden Glockenschlag,
Und seufzet nach dem lieben Tag.

Aus dem Wirtemberg. Gesangbuch
von Schiller

und vorzügliche Aufmerksamkeit für ihn und Reinhardt haben, welche sich nicht auf bloße Höflichkeiten einschränkt".

Nach Straßburg schrieb Schiller dem Freunde schon wenige Wochen, nachdem er aus der Karlsschule entlassen und als Regimentsmedikus bei dem Grenadierregiment Augé in Stuttgart mit dreiundzwanzig Gulden Monatsgehalt, ohne Portepee, in der Uniform eines Regimentsfeldschers, angestellt worden war, von seiner ganz unbefriedigenden Lage, mit dem weissagenden Wort: „seine Knochen haben ihm im Vertrauen gesagt, daß sie nicht in Schwaben verfaulen wollen". Elwert hat dies später Petersen mitgeteilt, um zu beweisen, daß nicht erst sein Vater, der Leibmedikus Elwert, der allerdings öfters Ursache gehabt, mit Schillers Verhalten unzufrieden zu sein, diesem seine Stellung entleidet habe, sondern daß ihm dieselbe von Anfang an unbehaglich, insbesondere der damalige Feldschererskittel mit dem blauen Kamisol, den er aus General Augés Caprice tragen mußte, unerträglich gewesen sei.[92]

Während Elwerts Aufenthalt in Straßburg erschien in dem von Boie herausgegebenen Teutschen Museum ein scharfer Artikel über allerlei Übelstände im Unterricht und in den Einrichtungen an der Stuttgarter Karlsschule. Elwert fühlte sich gedrungen, in einer kleinen Schrift: „Beantwortung des in dem 5. Stück des T. M. vom Mai 1781 befindlichen Aufsatzes über die Militärakademie in Stuttgart. An den Verfasser desselben gerichtet. Im Oktober 1781" — die Anstalt gegen unbegründete Vorwürfe, hauptsächlich den einer schroff und steif militärischen Behandlung der Zöglinge, zu verteidigen. Es geschieht in ruhigem, würdigem Ton, der gelegentlich auch warm werden kann, wenn zum Beispiel gegen die Behauptung, es werden Heuchler erzogen, unter anderem gesagt wird: „Ist ein Heuchler zur wahren Freundschaft fähig? Sie werden mir eingestehen, daß er es nicht ist, und dann fordere ich Sie auf, eine Verbindung in der Welt aufzusuchen, wo Sie mehr Freundschaft — nicht Freimäurerei, aber wahre, einträchtige, brüderliche Freundschaft antreffen als in der Akademie, bei ihren darin noch befindlichen und davon ge-

trennten Gliedern. Du mein teurer L** (Liesching?) entscheide, ob ich wahr rede. Ich kann mich auf meine sowohl in als außer meinem Vaterland mir erworbene Freunde berufen, ob sie je einen Funken von Heuchelei bei mir entdeckt haben, und Sie werden es mir auf mein Wort glauben, daß ich in keinem Betracht der Beste des Instituts war, und also gegen diese Induktion nichts einzuwenden haben." Oder gegen den Vorwurf, die Zungen werden gefesselt, die Herzensergießung ertrocknet: „Ich weiß es, daß in ganz Schwaben an keinem Orte von den wichtigsten die Menschheit interessierenden Gegenständen freier gesprochen und gedacht wird als in der Akademie. Der Grund ist leicht anzugeben und kurz dieser, weil der Fürst und die Vorgesetzten selbst frei und aufgeklärt denken." Beachtung verdient in dem Schriftchen das Zitat aus Schillers soeben erschienenen Räubern: „Ein Holzapfel, sagt der Verfasser eines neuen Schauspiels, wird in dem Paradisgärtgen selbst ewig keine Ananas." Als der Intendant das Schriftchen, welches der Verfasser ihm gesandt, dem Herzog zustellte, schrieb dieser, es sei wohl von Plieninger und wäre besser nicht gedruckt worden.[93]

Die Familien Elwert und Schiller standen in näheren, wie es scheint auch verwandtschaftlichen Beziehungen zueinander. Unter den Zeugen bei der Taufe der am 4. Mai 1773 in Ludwigsburg geborenen, schon im Dezember wieder gestorbenen Beata Friederike Schiller war, dieser den Namen gebend, Jungfer Beata Friederike Elwertin, Tochter des Leibmedikus, ebenso bei der auf der Solitude geborenen Karoline Christiane (Nanette, Nanele) Schiller „beide Jungfern Elwertin". Dem entspricht es, daß zu der kranken Frau Schiller, 1783, der Leibmedikus wiederholt auf die Solitude berufen wurde und daß Vater Schiller dem Sohn 1784 am 4. April die Mitteilung macht: „Der junge Herr Dr. Elwert — der sich, von Straßburg heimgekehrt, in Cannstatt als Arzt niedergelassen hatte — ist Bräutigam mit einer Jungfer Zechin (so ist statt Zachin zu lesen), Tochter des Herrn Rats in Liebenstein, und wird nach Ostern Hochzeit machen. Er hat

uns seine Braut allhier produziert, es ist eine recht artige Person von guter Erziehung und vermöglich. Wollte Er, liebster Sohn, aus Freundschaft für den jungen Elwert auf seine Trauung eine Epistel aufsetzen, so wollte ich hier das Nötige damit — den Druck — besorgen." Im Dezember 1792 wird ein Brief Elwerts durch den Vater Schiller nach Jena befördert (siehe unten), und im Juli 1793 rühmt der letztere: Dr. Elwert habe der Frau v. Beulwitz, Friedrich Schillers Schwägerin, die von dem Aufenthalt bei einer Freundin zu Gaisburg aus das Cannstatter Bad gebrauchte, eine ganz vortreffliche Arznei gegen ihre Nervenanfälle verschrieben.[94]


Dr. J. Elwert

In diesem Cannstatt, wo Elwert geboren war und nun bis an sein Ende blieb, war der Lebensgang des fleißigen Arztes kein leichter. Im November 1792, als die Frau Hauptmann Schiller ihm aus Jena einen Brief des Sohnes und den eben erschienenen ersten Band seiner kleineren prosaischen Schriften mitgebracht hatte, schrieb er an den teuren Jugendfreund: dreimal in wenigen Jahren sei er am Rande des Grabes gewesen, habe ein hoffnungsvolles sechsjähriges Töchterlein nach langer Krankheit verloren und ein vierjähriges mache den Eltern durch ein hartnäckiges Übel an den Augen viel Sorge; der liebe Galenus gebe ihm nicht nur nicht opes, sondern verwahre ihn bei gegenwärtigen Zeiten, vielen aufeinander folgenden Fehljahren im Weinberg, öfters nicht vor den beunruhigendsten Nahrungssorgen.[95] Und in den folgenden Jahren ist er zweimal Witwer geworden und mußte seinen Kindern eine dritte Mutter geben. Emsige Berufs-

arbeit und medizinische Schriftstellerei, die auch auswärts Anerkennung fand durch Aufnahme unter die Ehrenmitglieder der Gesellschaft Schweizerischer Ärzte und Wundärzte (1792), sowie der Vaterländischen Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwabens (1804), wohl noch mehr aber ein glückliches Gemüt haben ihm, freilich in einem nur kurzen Erdenleben, über dessen Ungemach hinübergeholfen. Seine Fachschriften behandeln neben gerichtlicher Medizin besonders auch, für die ehemaligen Karlsschüler bezeichnend, das Grenzgebiet von Psychologie und Medizin: Psychologischer Grund, warum Ärzte ihre eigenen Krankheiten nicht gut selbst behandeln können; Vermeintliche Anomalie des Erinnerungsvermögens, welche eigentlich Täuschung der Phantasie war; Ein Beispiel, da die Einbildungskraft einer Mutter keine Wirkung auf die Leibesfrucht äußerte; Selbstmord u. s. w.[96] Der beste Sorgenbrecher, Humor, hat den Biedern nie verlassen, wie zahlreiche aus seiner Jugendzeit und dem Mannesalter uns erhaltene Gelegenheitsgedichte beweisen. Ihn spornte, wie ein an Hoven gerichtetes Carmen erklärt:

— — — — — der Ehrgeiz nie
Nach Lorbeern echter Poesie,
Zufrieden, wenn die Reimerei
Ihm dient zur Mädchenneckerei,
Die ihnen das sagt ins Gesicht,
Was reimenlose Prosa nicht
Dürft' ungeahndet wagen
Den Dingergen zu sagen.

So schäkert er denn mit den Basen und Freundinnen, stellt sich bei allen Hochzeiten, Geburts- und Namenstagen in der Verwandtschaft und Bekanntschaft als Festdichter ein, läßt den Küster und Nachtwächter mit Knittelversen auftreten, macht Epigramme u. s. w. Die meist mit einem Motto aus Horaz versehenen „Reimereien" sind fast nie ohne Witz, zeigen öfters einen heute nicht mehr üblichen Gebrauch von Freimut und Vertraulichkeit; auch über die von den Franzosen erlittenen Unbilden, als sie nach der Einnahme von Cannstatt

1796 ihn ausplünderten, tröstet der Doktor sich und die Gattin mit heiteren Versen.

Aus drei Ehen hinterließ Elwert, als er wenige Jahre nach seinem Schiller, am 27. November 1811, aus dem Leben gerufen wurde, vier Kinder, darunter den sechsundzwanzigjährigen Karl Christian Friedrich, zuletzt Amtmann in Walddorf bei Tübingen, in dessen Familie der Mannesstamm sich fortsetzt, und den erst sechsjährigen Eduard. Auch dieser (1805—1865; Professor der Theologie in Zürich und Tübingen, zuletzt Ephorus am Seminar Schönthal) ist nur wenig älter als der Großvater und Vater geworden, lebt aber im Gedächtnis dankbarer Schüler noch fort als trefflicher Lehrer und weiser Erzieher — ein edler Jünger Schleiermachers mit jenem „Ineinander tiefer Religiosität und freien, klaren, für alles echt Menschliche offenen, durch keine Formel und keinen Bannspruch gebundenen Geistes, des Geltenlassens jeder Individualität und des aufgeschlossensten sozialen Sinns, klassischer Durchbildung und christlich einfacher Frömmigkeit".[97] Der Sohn hatte vom Vater auch eine dichterische Ader geerbt, er hat in schnöder Reaktionszeit ein Lied auf die Farben der Burschenschaft mit „Rejektion aus dem Stift und Relegation von der Universität" büßen müssen.[98]

Als „alten Schulkameraden" von Ludwigsburg und „Hausgenossen" von der Akademie brachte sich 1790 dem berühmt gewordenen Dichter ein preußischer Offizier in Erinnerung: der durch sein Unglück bei und nach Jena bekannte

Christian v. Massenbach

1758—1827

In Schmalkalden, wo sein zur schwäbischen Reichsritterschaft, Kanton Kraichgau, zählender Vater Oberforstmeister war, am 16. April 1758 geboren, wurde dieser vierte von sechs Söhnen der wenig bemittelten Familie am 17. Juni 1771 unter die Zöglinge der Militärpflanzschule auf der

Solitude eingereiht, erhielt schon 1772 und dann, nachdem er 1773 wegen „übler Aufführung" bedroht worden, wiederholt Preise, wurde Chevalier und Leutnant der Garde zu Fuß. Sein etwas älterer Mitschüler v. Normann, der nachmalige württembergische Staatsminister, hat ihn 1774 dem Herzog mit Eigenschaften geschildert, die Massenbachs späteres Schicksal teilweise erklären: „Eine beständige Unzufriedenheit mit sich selbst reizt ihn jeden Augenblick zum Zorn. Geht ihm nicht alles nach Wunsch, so verstummt er ganze Tage. Im Augenblick seiner Hitze legen alle Wohltaten Eurer Herzoglichen Durchlaucht einen Zunder der Undankbarkeit in sein Herz. Außer dem Zorn ist er aber der beste Mensch von der Welt. Er hat mittelmäßige Gaben, aber ein gutes Gedächtnis." [99] 1782 wurde Massenbach Professor der reinen Mathematik an der Akademie, ließ auch in diesem Jahre bei Metzler in Stuttgart die erste seiner zahlreichen Schriften erscheinen: „Über die Kugelbahn. Aus dem Französischen des Betout." Aber schon 1783 ging er in preußische Dienste. Von dort schrieb er, wie wir durch Kapfs „Bombe" erfahren, als Quartiermeisterleutnant in der Königlichen Suite zu Potsdam an einen seiner Freunde in der Heimat: „Die Erziehung, die ich in Stuttgart genossen habe, hat mir Liebe zur Arbeit und denjenigen Enthusiasmus eingeflößt, der den Menschen unaufhörlich zu Taten antreibt. Nie werden die Empfindungen der Dankbarkeit bei mir aufhören, die ich dem Herzog schuldig bin." Er „machte Fortune, war im zweiunddreißigsten Jahre Major und Flügeladjutant und holte sich auf den holländischen Dämmen (als die Preußen dem abgesetzten Generalstatthalter Wilhelm V. zu Hilfe kamen) den Orden pour le mérite." So heißt es in einem fast unheimlich enthusiastischen Brief aus Potsdam, 10. Dezember 1790, mit welchem Massenbach Schiller bat, eine Erwiderung gegen



C. v. Massenbach
um 1780

einen Österreicher, der ihn unverdienterweise angegriffen habe, in die Allgemeine deutsche Literaturzeitung zu befördern. Er ist „in Gedanken oft bei dem lieben alten Freund gewesen. Ihr Genius muß Ihnen tausendmal gesagt haben, welchen vertrauten Umgang ich mit Ihnen gepflogen habe. Denn so oft ein neues Werk von Ihnen erschien, war ich wie der Blitz dahinterher und zündete das Öllämpchen meines Geistes an dem Feuer-Meer des Ihrigen wieder an. Wie oft haben Sie mich in Enthusiasmus versetzt! Wie wurde mir, als ich Ihren Geisterseher las, die Haare kräuselten sich mir auf dem Kopfe und es war mir, als würden sie aus der Wurzel gerissen".[100]

Erst im Jahr 1804 sahen sich die Freunde wieder. Als Schiller vom 1.—17. Mai in Berlin geweilt, wo er „eine wesentliche Verbesserung in seiner Existenz vornehmen wollte", die er mittelbar dann in Weimar erreichte, nahm er auf dem Rückweg Massenbachs Einladung an, bei ihm in Potsdam zu übernachten. Das war ein Jahr vor des Dichters Tod, zwei Jahre vor jener, wie man annahm, von Massenbach mitverschuldeten Katastrophe von Jena und Prenzlau, die Preußen dem Untergang nahe brachte, den Generalstabschef des Fürsten Hohenlohe mit diesem für immer unglücklich machte. Wie er dann viel zu seiner Ehrenrettung drucken ließ, 1816 in die württembergische Ständeversammlung eintrat und bei der Opposition eine Rolle spielen wollte, 1817 aus Stuttgart und Heidelberg ausgewiesen, in Frankfurt auf Verlangen Preußens an dieses ausgeliefert und als Landesverräter zu vierzehnjähriger Festungsstrafe verurteilt, 1826 von König Friedrich Wilhelm III. begnadigt wurde, als dieser an einem Beinbruch daniederlag und demjenigen Menschen eine Gnade erweisen wollte, der ihn am tiefsten beleidigt habe; wie Massenbach endlich auf dem ihm früher von Preußen geschenkten Gut Bialokosz in Posen am 21. November 1827 gestorben ist, ohne sich von dem Vorwurf unverantwortlicher Kopflosigkeit im Oktober 1806 gereinigt zu haben, das alles ist im Konversationslexikon, ausführlicher in der Allgemeinen

deutschen Biographie[101] zu lesen. Hier sollen nur zwei Kuriosa, die zu Massenbachs schwäbischer Heimat in Beziehung stehen, mitgeteilt werden. In seinen zahlreichen Briefen an Cotta, der auch diesem Bedrängten wiederholt kräftig beigestanden ist, begegnet uns 1810 die Bitte: Da er in seinen Memoiren „notwendig vom Herzog Karl und von der Gräfin Hohenheim schreiben müsse, ihm alle die Gelegenheitsgedichte und Schauspiele zu verschaffen, womit der Herzog den Geburtstag der heiligen Franziska feierte, desgleichen die Lobreden des Herzogs auf diese tugendsame Frau, sowie sein Publikandum an seinem fünfzigsten Geburtstage". Sodann aus Massenbachs Anteil an dem württembergischen Verfassungsstreit, wie über den unverbesserlichen Militärmathematiker ein nüchterner Landtagskollege, Friedrich Mayer, der Abgeordnete von Heilbronn, Vater des Dichters Karl Mayer, in seinen handschriftlichen Erinnerungen erzählt: „Zu den Wangenheimschen Prinzipien, die sogar sich bis in das Gebiet des Magnetismus verirrten, brachte einmal Herr v. Massenbach eine andere Phantasie aufs Tapet. Er legte in einer Kommissionssitzung einen schönen Riß von einem runden Tempel vor, der eine wohlkonstruierte Verfassung bildlich darstellen sollte. Das Erdgeschoß bestand aus dicken dorischen Säulen, sie repräsentierten das Volk, auf dem das ganze Gebäude ruht; ein Stockwerk höher in pyramidaler Verjüngung, mit korinthischen Säulen geschmückt, war der Sitz der Volksrepräsentation; ringsherum in Nischen standen die Sinnbilder der Gerechtigkeit, Weisheit, Unerschrockenheit, Mäßigung u. s. w. Wieder eine verjüngte Etage höher, mit Schranken und niedlichen Säulen geziert, war der Sitz der Minister und des Geheimen Rats, und in der Spitze des Tempels, in der sogenannten Laterne, saß die Majestät!" Ganz Deutschland sollte mit diesem geistreichen Einfall beglückt werden, und so gab Massenbach einer seiner vielen Flugschriften: „Den Thronen, Pallästen und Hütten Teutschlands — Was ist ein konstitutionelles Königthum? Teutschland 1817" den „Steinabdruck des Bildes einer konstitutionellen Monarchie" bei.

Man wird es dem Staatsminister a. D. v. Normann
verübeln dürfen, daß er seinen Sohn, der ihn 1817 im L
tag vertrat, vor dem Phantasten Massenbach warn
Er war als Staatsmann und Feldherr gleich unmö
Massenbachs vielgeprüfte Gattin Amélie v. Gualtieri,
gehörige der französischen Kolonie Berlins, starb, seit J
erblindet, 1846 in Bialokosz, das noch im Besitz der
milie ist.

Zu den Ludwigsburger Freunden der Familie Sc
gehörte auch der Regimentsfeldscherer Jeremias Fri
Reichenbach und die Seinen. Die Tochter Kunig
Sophie Ludovike, in Sc
dorf, wo der Vater dama
Garnison stand, am 21.
bruar 1759 geboren, war
Christophine Schiller befre
und kam durch sie mit
Bruder Fritz in freundlichen
kehr. Ein solcher blieb zwi
den beiden Familien alle
Jahre durch und wurde
mit dem Dichter wieder a
nommen, als Ludovike,
Guibal in Stuttgart und V
in Paris zur Malerin a
bildet und jetzt die Gattin
Schiller von der Karls
her bekannten Hauptmanns Simanowitz geworden,
Professor in Jena durch Übersendung eines trefflichen B
seiner Mutter erfreute, und noch mehr, als sie ihm in
Heimat 1793 wieder nahe trat und nun Schiller und
Frau, sowie den Vater malte — vier Bilder, die,
denen der Schwestern Schiller, uns heute noch mit
„durchdachten Auffassung und sichern Maltechnik“ erfr
Als ihr Gatte frühe dienstunfähig geworden und mit kl



Ludovike Simanowitz-Reichenbach

Pension zur Ruhe gesetzt war, hat „die tapfere Frau mit Bildnismalen und Zeichenunterricht so viel erworben, daß sie ihm eine aufopfernde Pflege widmen und sogar noch ein kleines Vermögen erwerben konnte“. Wenige Monate nach jenem ist sie in Ludwigsburg am 2. September 1827 gestorben und hat das Andenken einer „Frau von hellem Verstand und weichem Gemüt“ hinterlassen, „die ihren Kunstberuf mit allen Pflichten und Tugenden einer deutschen Hausfrau wohl zu verbinden wußte“.[103]

Ludovikens Bruder, **Karl Ludwig Reichenbach**, geboren zu Stuttgart 27. April 1757, Eleve auf der Solitude und in Stuttgart, 25. Juli 1771 bis 15. Dezember 1779, hatte ohne Zweifel schon in Ludwigsburg freundschaftliche Beziehungen zu Schiller, ehe ein Schriftstück aus seiner und zwei aus des letzteren Hand Kunde davon geben. Reichenbach stellt 1774 in dem bekannten Bericht für den Herzog Schiller und Liesching als zwei auffallend gleiche Freunde zusammen: verträglich, dienstfertig, aufrichtig, etwas langsam u. s. w., und ähnlich rühmt Schiller die Abteilungsgenossen Reichenbach und Wächter (den späteren Geheimerat Karl Eberhard W., 1758—1829) als fleißige, geschickte und vernünftige Jünglinge, dienstfertige, verschwiegene und treue Freunde, Liebhaber der Weltweisheit.[104] Allbekannt ist sodann jener burschikose Zettel, den der Regimentsmedikus Schiller 1781 oder 1782 seinen Kumpanen im Wirtshaus zurückließ (siehe unten Petersen). Damals, seit dem Austritt aus der Akademie, war Ludwig Reichenbach, wie Petersen, Unterbibliothekar an der Bibliothek, welche Herzog Karl 1765 in Ludwigsburg gestiftet, 1775 in das Herrenhaus auf dem Marktplatz in Stuttgart verpflanzt und 1777 zur öffentlichen Bibliothek gemacht hatte. Einen Lehrauftrag an der Akademie wie Petersen, der zugleich den Professorstitel erhielt, scheint



L. Reichenbach
um 1780

Reichenbach nicht gehabt zu haben. Dagegen wurde er 1786 mit Petersen Bibliothekar und erhielt statt bisheriger 250 Gulden 600 und 2 Meß Holz, worauf er 1787 einen eigenen Hausstand mit Friederike, geborenen Schweizer, gründete. Man erkennt so recht den Notstand der kleinen Beamten jener Zeit, da Kriegsnot und Teurung mit niederem Preis der Naturalien wechselte, die einen Hauptbestandteil der kleinen Besoldung bildeten, und da überdies kein Gesetz das Aufsteigen in höhere Klassen regelte, wenn man Frau Reichenbach, Mutter von zwei Söhnen und zwei Töchtern, 1821 in einer Bittschrift an König Wilhelm ausführen sieht, wie ihr Gatte 1801 neben vermindertem Geschäft in der Bibliothek die Stelle eines Registrators bei der Rentkammer, mit zusammen 578, oder, als man hernach die Naturalien viel höher berechnete, 1000 Gulden erhielt; wie die Frau „mit dem kleinen Rest ihres Vermögens und mit Hilfe guter Menschen" einen Garten mit Waschhaus kauft und auf das letztere eine kleine Wohnung baut, um „durch den fleißigen Umtrieb dieses Gartens zur weiteren Erziehung ihrer Kinder vielleicht etwas gewinnen zu können"; wie dann bei der Organisation der Kanzleien unter König Wilhelm 1817 Reichenbach jahrelang auf die Neueinrichtung der Registratur vertröstet wird, weshalb die Gattin eine „Waschanstalt für Personen von Stande" errichtet u. s. f. Da wird endlich im Oktober 1821 die Besoldung des vierundsechzig Jahre alten „Bibliothekars und Registrators" wegen seiner „besonderen Brauchbarkeit und genauen Kenntnis der älteren Akten" auf 1200 Gulden erhöht, 1823 das



Ludwig Reichenbach

Bibliothekgeschäft ihm abgenommen und ihm der Titel eines Archivars verliehen.[105] Noch sieben Jahre waltete er seines Amtes, trat dann in den wohlverdienten Ruhestand und starb, fast achtzig Jahre alt, 17. März 1837. Er hatte noch erlebt, daß sein älterer Sohn Karl Reichenbach (1780 bis 1869), aus dem Tübinger Stift über Baden nach Österreich verschlagen, als Entdecker des Paraffin und des Kreosot sich einen Namen machte und zu Wohlstand gelangte. Er ist der als Urheber der Odlehre einst vielgenannte, von König Wilhelm I. geadelte, von seiner Vaterstadt Stuttgart zum Ehrenbürger ernannte Technolog und Naturforscher. — In der Familie ist überliefert, daß auch der Bruder des Bibliothekars, der Mediziner Wilhelm Heinrich Reichenbach, der 1784 die Karlsschule verließ, Arzt am Hof in Mömpelgard wurde und eine Parrot-Voigeol heiratete (gestorben in Eßlingen 1845), mit Schiller befreundet war; den jungen Mediziner habe bei der ersten Leichenöffnung ein Übelsein befallen und Schiller ihm teilnehmend mit den Worten „O Helmele" auf die Schultern geklopft.[106]

Aus Mannheim, 13. November 1783, schreibt Schiller an seine Gönnerin und Freundin Henriette v. Wolzogen: Acht Tage, nachdem er die la Roche in Speier kennen gelernt, „zieht mich ein Landsmann, M. Christmann von Ludwigsburg, wieder nach Speier, wo ich sie eine Abendstunde lang ganz genoß und mit Bezauberung von ihr ging".[107] Sieben Jahre älter als Schiller, war Johann Friedrich Christmann, eines Landumgelders (Steuerbeamten) Sohn, in Ludwigsburg 10. September 1752 geboren, schwerlich noch von der Schule her mit Schiller bekannt, aber auf freundliche Beziehungen weist mehreres. Schiller schickt nach jenem Besuch in Mannheim und Speier durch Christmann der Hauptmännin Vischer „ein Marktpräsent nebst Silhouette", und auf der Solitude „meldet" der Magister nach der Heimkehr „viel Gutes von dem Sohn".[108] Diesem selbst aber will er, nach einem Schreiben aus Stuttgart 27. Oktober 1783, statt einer

ihm versprochenen philosophischen Abhandlung, weil diese ihn selbst noch nicht befriedigt, wenigstens „den Gang seiner Untersuchungen" in mehreren Briefen darlegen. Nur der Anfang, über Glückseligkeit als Endzweck alles unseres Bestrebens, ist erhalten,[109] läßt aber mit seiner Flachheit kaum das Fehlen einer Fortsetzung bedauern. Seit 1784 Pfarrer in Heutingsheim bei Ludwigsburg, wo er 1817 gestorben ist, hat Christmann sich um den Kirchengesang im evangelischen Württemberg verdient gemacht, indem er mit dem Biberacher Musikdirektor Justin Heinrich Knecht (1752—1817) ein neues Choralbuch für das 1791 eingeführte württembergische Landesgesangbuch herausgab. Von seinen eigenen Choralmelodien ist heute noch nicht bloß in seinem Heimatland die zu Klopstocks Lied: Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh, beliebt, während seine ausgedehnte Mitarbeit an der Speierer Musikalischen Real-Zeitung und seine weltlichen Kompositionen, zum Beispiel zu Schillers Ode an die Freude, Goethes Veilchen und Braut von Korinth, zu Gleim, Langbein und anderen, von sachverständiger Seite für unbedeutend, schwach, philisterhaft erklärt werden.[110] Das schließt nicht aus, daß Christmann, wie Hoven erzählt,[111] in Ludwigsburg „wegen seines angenehmen Umgangs und musikalischen Talents sehr beliebt war". Eine dankenswerte Mitteilung aus der Feder des 1817 Gestorbenen werden wir unten in dem Abschnitt über Dannecker finden. —

Noch ein Ludwigsburger wird in Schillers Briefen erwähnt. Aus der Heimat nach Thüringen zurückgekehrt, schreibt dieser, Jena 22. Mai 1794, an Hoven in Ludwigsburg: „Sage unsern beiden Freunden Haug und Stoll recht viel Freundschaftliches von mir." Leitzmann erklärt in dem guten Register zu Jonas' vortrefflicher Ausgabe der Schillerbriefe diesen Stoll für einen Prediger in Ludwigsburg; aber einen Geistlichen des Namens Stoll hat es dort niemals gegeben. Nun berichtet Dr. v. Hoven in seiner Lebensgeschichte, Haug habe, wenn er als Sekretär des Herzogs Ludwig Eugen in Ludwigsburg weilte, regelmäßig die Abende bei ihm zugebracht,

und in der Regel sei auch sein, Hovens, Freund Stoll mit von der Gesellschaft gewesen, und Frau v. Hoven schreibt an Frau v. Schiller 1801:[112] „Herr Stoll erinnert sich noch mit Vergnügen der angenehmen Abende, die er in Ihrem Hause (1793—1794) zugebracht und sagt, so etwas komme nicht wieder, wo Geist und Herz gleichviel Befriedigung gefunden." Hiernach ist wohl mit Sicherheit an jenen Stoll zu denken, von dem Hoven[113] schreibt: „Zwei junge Geistliche, Stoll und Pauli (Aug. Friedr. Pauly von Ludwigsburg, gestorben 1818 als Pfarrer in dem nahen Benningen), welche Hofmeisterstellen in Ludwigsburg bekleideten und mich vorzüglich wegen der wissenschaftlichen Unterhaltungen mit ihnen anzogen" — also ein Theolog, der übrigens in keiner Prüfungs- und Anstellungsliste nachzuweisen ist. —

Vater Schiller schreibt an den Sohn nach Mannheim 10. November 1783: „Herr Lieut. M., Sein ehemaliger Herzensfreund, ein junger Mann von großer Geschäftigkeit und noch größeren Aussichten, Planen und Erwartungen, hat sich vor acht Tagen mit der filia naturalis Charlotte v. St(ain) trauen lassen. Welch ein Durchstrich aller seiner schönsten Plane, Hoffnungen und Vorsätze, nach Wien, Berlin, Petersburg u. s. w. zu gehen! Was kann doch ein dergleichen Schritt für eine Unordnung in den Aussichten eines jungen Menschen von Genie verursachen!"[114] Diese deutliche Warnung des besorgten Vaters bezog sich auf den Leutnant Franz Georg Anton Miller, katholisch, Rittmeisterssohn, geboren Ludwigsburg 21. Dezember 1759, der am 10. Juni 1771 auf die Solitude gebracht, 15. Dezember 1779 in Stuttgart als Leutnant im Bouwinghausenschen Husarenregiment eingetreten war und mit Kapf und Schiller eine Zeitlang getollt hatte, später aber, 1785—1794, als Professor an der Akademie, nach L. v. Wolzogens Zeugnis „ein gescheiter, liebenswürdiger Mann, die Taktik ohne besondere Gründlichkeit lehrte", und als Oberst, Generalstabschef bei den Schwäbischen Kreistruppen (Vater des nachmaligen Kriegsministers Moritz v. Miller), 1801 gestorben ist. Die „Herzensfreundschaft",

wenn überhaupt je vorhanden, war nach den Äußerungen Schillers in einem Brief an Frau v. Wolzogen über Miller und seinen Charakter[115] früh erkaltet, die Bekanntschaft ist aber bei dem Aufenthalt in Schwaben 1793—1794 wohl erneuert worden, denn Frau v. Hoven schreibt im Dezember 1801 an Charlotte Schiller:[116] „Der Oberst Miller, den Schiller recht gut gekannt hat, ist gestorben und hat eine sehr liebenswürdige Witwe hinterlassen."

*

Als Schiller in seinen Wanderjahren, 1785, unterwegs nach Dresden zu seinem Körner war und „auf einmal, ihm zum erstenmal, die Elbe bei Meißen zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie er laut auf", so groß war „die schwesterliche Ähnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz seiner frühen dichterischen Kindheit"; er fand, daß „Meißen, Dresden und seine Gegenden ganz in die Familie seiner vaterländischen Fluren gleichen".[117] Die liebliche Neckargegend von Ludwigsburg und Marbach trat vor sein inneres Auge, mit denselben Erinnerungen, denen ein jüngerer Landsmann und Freund, Friedrich Hölderlin, den bekannten Ausdruck gegeben hat:

In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich,
Wandrer, kennen, ist keiner fremd mir.

Solitude. Stuttgart

1773—1782

Herzog Karl war ins Schwabenalter eingetreten und begann nach dem Taumel eines verschwenderischen Genußlebens sich auf sich selbst zu besinnen, zu rechnen und zu sparen. Die Öde des Hauses, das keine Gattin, keine Kinder sah, trieb ihn auf andere Gedanken als von Genuß zu Genuß zu eilen. Sein Tätigkeitsdrang und seine Eitelkeit brauchten nach der Kriegspielerei, die ihm nicht Ruhm, nur Verdruß mit seinem Volk gebracht hatte, und nach dem endlosen Kampf mit den Ständen, der durch den „Erbvergleich" von 1770 notdürftig beigelegt war, ein anderes Feld. So ist, wie Schubart spottete, „als Dionys von Syrakus aufhören muß, Tyrann zu sein, er worden ein Schulmeisterlein". Denn die Rousseau- und Basedowzeit hatte die Pädagogik zur hoffähigen Mode gemacht. Aber Herzog Karls Absicht ging weder auf Versuche allgemeiner Menschenerziehung noch auf Gelehrtenbildung, er verfolgte lediglich praktische Zwecke. Sein erster Gedanke war, nach französisch-preußischem Vorgang eine Offiziersakademie und Artillerieschule zu errichten. Der mußte aus Geldmangel einem andern weichen: Landeskinder, insbesondere Söhne von Unteroffizieren und Soldaten sollten für den herzoglichen Dienst gemeinsam erzogen werden. Als Ort hiefür wurde das Lustschloß Solitude gewählt.

Herzog Karl hatte in der tollsten Zeit seines Hoflebens, in den Jahren 1763—1767, als Ergänzung zu den großen Stätten lärmender Vergnügungen desertam solitudinem, eine Waldblöße, kaum zwei Stunden von Stuttgart und Lud-

wigsburg entfernt, tranquillitati sacram, zu einem Ruheplatz gemacht, wohin man mittels einer schnurgeraden Allee von dem geräuschvollen Ludwigsburg in kürzester Fahrt sich zurückziehen konnte. Das kleine zierliche Rokokoschloß mit seinen Kavalierbauten und Pavillons, Reithaus und Marstall, Gärten und Seen, mit einer entzückenden Aussicht auf das württembergische Unterland, war noch wenig zu festlichen Gelegenheiten benützt worden, als in den ersten Tagen des Februar 1770 vierzehn und im Laufe des Jahres noch achtundzwanzig weitere Knaben hier einzogen, um für allerlei Dienste bei Hof, zu Gärtnern und Stukkatoren, Malern und Bildhauern für die fürstlichen Bauten und Anlagen, sowie Musikern und Ballettänzern, auch Bedienten, ausgebildet zu werden. Hiezu kamen im Dezember und im Januar 1771, als große Teuerung im Land herrschte, etwa hundertundzwanzig Waisenknaben, die, für das Handwerk bestimmt, in den Fächern der Volksschule Unterricht erhielten, während die Unterweisung der andern in der Hauptsache eine realschul- und fachschulmäßige war.

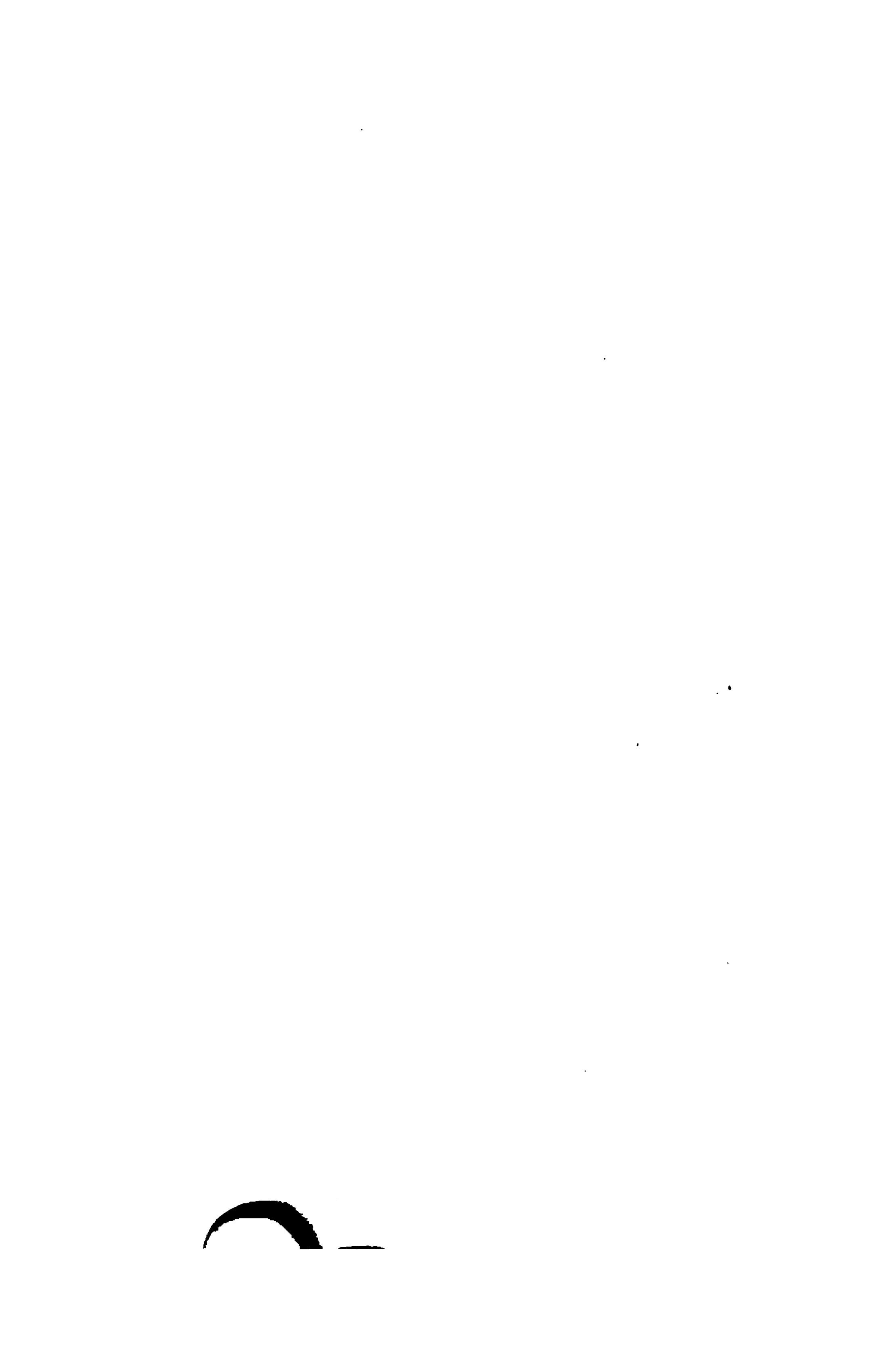
Die Freude an der neuen Tätigkeit wuchs in dem hohen Erzieher und ließ ihn einen Schritt weiter gehen, im Februar 1771 eine Militärische Pflanzschule hinzufügen, in welcher Kavaliers- und Offizierssöhne für den Kriegs- und höheren Staatsdienst vorbereitet werden sollten. Und wieder nach zwei Jahren erhob er die Anstalt, für welche 1772 ein großes Erziehungshaus gebaut wurde, und der nun auch die treue Gefährtin der späteren Lebensjahre des Herzogs, Franziska, ihre rege Teilnahme zuwandte, zur Militärakademie, verlegte sie aber schon 1775 von der Solitude nach Stuttgart, wo die Künstlerschule fortan in eine höhere und eine niedere zerfiel, und ließ sie endlich 1782 von Kaiser Joseph II. als „Hohe Carlsschule“ zur Universität mit allen Fakultäten außer der theologischen, dazu mit einer militärischen, ökonomischen und einer Fakultät der freien Künste, erheben.

Gewiß war manches, französischem Vorgang und der



Schloß Solitude

Nach einem Gemälde von V. Heideloff



Eitelkeit des Stifters, aber auch dem Geist der Zeit entsprechend, mehr auf Prunk und Schein nach außen, als auf Erreichung des Zwecks gerichtet. So die Art der Prüfungen und Preisverteilungen, die Orden und Feste, der ganze militärische Zuschnitt mit all den Anordnungen für Propretät und Parade. In einem Gutachten vom Herbst 1774 macht der Religionslehrer der Anstalt, der klarsehende Professor K. Fr. Harttmann, der, beiläufig gesagt, auch den jungen Schiller richtiger und günstiger als andere seiner Lehrer beurteilt hat,[118] auf einige Übelstände des Lehrbetriebs aufmerksam: Die Gedächtnisübung werde zu sehr zum Nachteil der anderen Seelenkräfte betrieben; auch möchten es wohl zu vielerlei Fächer sein, welche das ohnehin zu Zerstreuung geneigte jugendliche Gemüt allzusehr zerstreuen; die höheren Wissenschaften sollten nicht zu früh, sondern erst wenn die Gabe der Prüfung erstarkt ist, getrieben werden; der Ehrtrieb werde zu stark in Anspruch genommen: „wie zur Verdauung Gelassenheit und Freiheit von Affekten gehört, so ist auch einem Studierenden eine ruhige Stimmung notwendig, da sich ein Jüngling durch allzu eifriges Studieren meistens sehr schadet, indem die Weisheit leichter erschlichen als erjagt wird. Aus diesem Gesichtspunkt betrachte ich das Erziehungsprinzip des Ehrgeizes, das meistens den Menschen solange fortschiebt, als der Ehrgeiz einen Reiz findet, hernach aber, wenn dieser aufhört, in die größte Verlegenheit ausartet, dahingegen die Liebe zur Wahrheit eine nie erschlaffende Triebfeder bleibt, und man bei reineren Beweggründen sich auch eine gründlichere Erkenntnis versprechen darf;" der so wichtige Privatfleiß sollte durch eine methodologische Anweisung geregelt oder noch besser unter die Anleitung der Lehrer gestellt werden (wie im Tübinger Stift unter die Repetenten), so daß der Lernende dem Lehrer von seinen Arbeiten Rechenschaft zu geben hätte; endlich, gegen die schädliche Unzufriedenheit mancher Schüler über zu strenge Aufsicht sei Abhilfe geboten. Von Schiller hat einer, der ihn wie kaum ein zweiter kannte, Goethe, gesagt: „daß die physische Freiheit ihm in seiner Jugend so viel zu schaffen

machte und in seine Dichtungen überging, lag zwar teils in der Natur seines Geistes, größtenteils aber schrieb es sich von dem Druck her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen.“ [119] Vom Sehnen nach dieser rein äußerlichen Freiheit sind ja auch so viele der uns erhaltenen Stammbuchblätter aus der Akademie angefüllt: Non invenere tyranni tormentum majus — My sentence is for open war — Schwarzbrot und Freiheit — In der Sklaverei ist noch nie nichts Großes hervorgekommen — Peribunt tempora longi servitii — Dans l'enfer il faut adorer le diable. [120] Gewiß hat auch bei der Willkür, womit der Herzog junge Leute zum Eintritt preßte und für die Eintretenden die Wahl des Berufs traf, zum Beispiel den Bildhauer Dannecker und den „von der Natur zu schwerfälligem Elefantenschritt gestalteten“ Medizíner Frank zum Ballett bestimmte, mancher den Beruf verfehlt. Aber der Unterricht und das Zusammenleben, die Beschaffenheit der Lehrer, wozu in der Regel jüngere Leute, fähigste Zöglinge des Tübinger Stifts und mit der Zeit solche der Karlsschule selbst, berufen wurden, die glückliche Mischung von In- und Ausländern, Angehörigen der verschiedenen Stände und Bekenntnisse, endlich nicht am wenigsten die hervorragende Tüchtigkeit des Intendanten v. Seeger, vor dem man beim Lesen der zahlreichen von Eleven und Exeleven an ihn gerichteten Briefe, welche das Staatsarchiv bewahrt, steigende Hochachtung gewinnt — all das rechtfertigt den Ruf, in welchem die Akademie bei den Zeitgenossen stand, das begeisterte Andenken, das von den 1500 Zöglingen und mehr als 700 Stadtschülern viele der besten ihr bewahrten, den Dank, welchen die unbefangene Geschichte des Landes und des Staates der Pflanzschule einer Generation von Männern zollt, die das neue, nicht bloß größere, sondern auch bessere Württemberg mitbegründet haben. Unleugbar hat die Zeit Friedrichs des Großen den Staatsgedanken zur Herrschaft gebracht und hat dieser erst einen durch Befähigung und Zuverlässigkeit hervorragenden Beamtenstand möglich gemacht, der seitdem mit den Theologen, Medizinern, höheren

Lehrern, Künstlern und bedeutenderen Geschäftsmännern sich zu jenem gebildeten Mittelstand vereinigt, von dem immer noch — den wenig zahlreichen Adel und das eine eigene Klasse bildende Militär ganz in Ehren — gesagt werden darf, daß er „der Herd und die Seele des geistigen Lebens der Nation", der Träger der neuen, von dem Gelehrtentum unabhängigen Nationalbildung geworden ist. Gerade hieran hat in Württemberg die Karlsschule einen hoch zu wertenden Anteil gehabt, durch jene Humanisten, die zugleich Realisten waren, fähig, das praktische Leben, die verschiedenen Berufsarten mit einem höheren Inhalt zu erfüllen, sie in edlere Form zu kleiden, auch dem schlichten bürgerlichen Leben höhere soziale und künstlerische Ziele zu stecken, die ganze Bildung des Volkes heben zu helfen, Aufklärung im besten Sinne zu treiben. Durch keine ältere und neuere Kritik des Lebens in der Karlsschule wird widerlegt, was schon die Zeitgenossen rühmten, daß die Akademie denkende Menschen erziehe.

*

Von den näheren und entfernteren Freunden Schillers, die in diesem Buch uns beschäftigen, traten noch auf der Solitude in die Schule ein: 1. vor Schiller: Atzel 27. April 1770, Zumsteeg 16. Dezember 1770, Dannecker 2. April 1771, Masson 18. Mai, v. Hoven (siehe oben) und v. Massenbach (siehe oben) 17. Juni, Reichenbach (siehe oben) 24. Juli, Scharffenstein und Grammont 29. August, Heideloff 22. Oktober 1771, Scheffauer 20. Mai 1772; 2. mit Schiller, 16. Januar 1773: Liesching; 3. nach Schiller: v. Winkelmann 18. Februar, Batz 13. März, Hetsch 2. April, Grub 6. April, Gegel 9. Mai, Pfeiffer 26. Juni, Plieninger 9. September, Petersen 9. November, Kausler 25. November, Boigeol 24. Dezember, Reinhard 27. Dezember 1773, Elwert (siehe oben) 20. Januar, Kapf 11. Februar, Schlotterbeck 1. April 1774; nach der Wegverlegung von der Solitude: Haug 5. Dezember, Weckherlin 31. Dezember 1775, Jacobi 14. Januar, Orth 11. März 1776, Schubart 6. Februar 1777, Lempp 4. April, Hölder 7. De-

zember, Gaupp 15. Dezember 1778. — Von den besonders befreundeten Lehrern waren Abel und Nast schon 1772 eingetreten, Drück kam erst 1779.

Nach einer Liste von 1775 (bei den Akten der Karlsschule im Staatsarchiv) bestand die erste von sieben Abteilungen auf der Solitude aus acht Kavaliers, darunter von den Genannten: v. Massenbach, und elf Eleven: mit Schiller die genannten Boigeol, Reichenbach, Plieninger, Grub, Liesching, v. Hoven, Elwert und dazu Bilfinger, Eisenberg, Wächter junior. Später bildeten mehrere Jahre lang Elwert, Hölder, v. Hoven, Jacobi, Liesching, Plieninger, Reinhard, Schiller, Weckherlin der Jüngere die fünfte, medizinische Abteilung.

Freunde unter den Lehrern

Eine Besonderheit, die der herzoglichen Anstalt sehr zu statten kam, war es, daß ihre Lehrkräfte, zumal im ersten Jahrzehnt des Bestehens, zum ganz überwiegenden Teil junge Männer waren. Man hat berechnet, daß von sämtlichen Lehrern 32 Prozent vor dem 26., 56 vor dem 37. Lebensjahr angestellt wurden. „Diese Jugendlichkeit war allerdings zunächst darin begründet, daß die Schule in den ersten Jahren gar keine eigenen Einnahmen hatte und auch, nachdem seit 1776 die Pensionsgelder eingeführt waren, diese bei weitem nicht die Kosten deckten, weshalb beständig, zum Verdruß der Stände, sehr bedeutende Zuschüsse aus der Rentkammer erfordert wurden und auch so für die Lehrerbesoldungen nur das Nötige aufgewendet werden konnte. Am leichtesten berief der Landesherr Zöglinge des Tübinger Stifts, da sie als solche zum Dienst in der Kirche und Schule des Herzogtums verpflichtet waren; die Religionslehrer und die Professoren der philosophischen Fakultät bestanden fast ausschließlich aus ehemaligen Stiftlern. Aber junge Lehrer zu haben, war offenbar auch bewußte Absicht des Herzogs: von der unverbrauchten Kraft jugendlicher, an die besonderen Verhältnisse der Anstalt sich

anpassender, im Besitze des neuesten Standes der Wissenschaft stehender Lehrer versprach er sich die besten Erfolge, und da sich der Gedanke in den ersten Jahren im ganzen bewährte, ließ man an die Stelle derer, die, weil sie nicht vorrücken konnten, ausschieden, wieder junge Kräfte treten; und so hatte die Anstalt, wenn sie auch weniger Männer von gefeiertem wissenschaftlichen Namen zu haben sich rühmen konnte, doch den Vorzug, ein größtenteils frisches, lehr- und schaffensfreudiges, dem jugendlichen Charakter der Schule wie der Zöglinge innerlich verwandtes Lehrpersonal zu besitzen und sich zu erhalten.“ [121]

Professor Abel, unter sämtlichen Lehrern derjenige, in dessen begeistertem Lob alle Karlsschüler, von denen wir nähere Kunde haben, einig sind, verweilt in seinen, wie es scheint für Körner und Cotta gemachten, von Weltrich veröffentlichten Aufzeichnungen über Schiller mit Vorliebe bei diesem Verhältnis von Lehrern und Schülern: „Es war eine sehr gute Idee des Herzogs, daß er das Lehramt von der Aufsicht trennte; dieses hatte die Folge, daß die Lehrer sehr wenig in den Fall kamen, die Zöglinge gegen sich aufzubringen; vielmehr wurde die Neigung dieser gegen jene umso größer, je mehr sie von ihren militärischen Vorgesetzten gedrückt zu werden glaubten; auf der Solitude, wo die Zöglinge außer ihren Vorgesetzten und Lehrern beinahe gar niemand sahen, mußte diese Verbindung noch inniger werden, und endlich ward sie auch dadurch befördert, daß der größere Teil der Lehrer mit den ältesten der Zöglinge fast von gleichem Alter war. Aus allen diesen Gründen sah man in der Akademie, was man nicht leicht auf irgend einer Universität fand: Lehrer und Lernende lebten zum Teil in der innigsten, herzlichsten Freundschaft, die auch nachher durch das ganze Leben fortdauerte. Der Schüler teilte dem Lehrer seine wichtigsten Geheimnisse mit und fragte ihn in Gegenständen um Rat, die gewöhnlich vor niemand mehr als vor Lehrern und Vorgesetzten verborgen gehalten werden. Besonders auffallend war mir eine Folge der obengenannten Verhältnisse: statt

daß in ähnlichen Instituten jeder von allen Mitschülern als Verräter angesehen wird, der einem Vorgesetzten von einem Fehler oder dem strafbaren Verhalten eines Mitschülers Nachricht gibt, gaben hier gerade einige der vorzüglichsten Zöglinge ihre strafbar handelnden Kameraden, und zwar mit Wissen der letzteren, bei einigen Lehrern an oder drohten ihnen damit, ohne sich damit auch nur im geringsten auszusetzen. Doch mußten freilich sowohl die Zöglinge, die dieses zu tun sich erkühnten, als die Lehrer, denen man solche Eröffnungen machte, in entschieden gutem Kredit stehen, so daß man sicher sein konnte, die Handlungsweise beider habe keinen anderen Grund als den Eifer für das Gute. Schon frühe entstand sogar eine Art geheimer Verbindung zwischen einigen wenigen Lehrern und mehreren der besseren Zöglinge, die keinen andern Zweck hatte, als die Bildung der Zöglinge teils durch die auf diese Weise verstärkte Einwirkung der Lehrer auf ihre jungen Freunde, teils durch wohltätigen, unter Leitung jener Lehrer stehenden Einfluß der Zöglinge aufeinander zu befördern. Da solche Jünglinge in bedeutendem Ansehen bei ihren Kameraden, besonders den jüngeren, standen, so bemühten sich die letzteren mit den ersteren in Verbindung zu treten, und da die Bedingung Fleiß und Bildung des moralischen Charakters war, so war dadurch den besseren der Weg eröffnet, auf andere, besonders die jüngeren, höchst wohltätig einzuwirken. Auch Schiller hatte an allem diesem Anteil. Er lebte mit einigen, obwohl wenigen Lehrern in inniger Freundschaft, er war Vertrauter vieler vortrefflicher Jünglinge und besonders auch Glied jener engeren Verbindung und durch alles dieses ward seine Moralität nicht wenig befördert. Im Lernen wurden seine Fortschritte mit dem Übergang zum Studium der Wissenschaften schnell, ihm selbst sowohl als anderen auffallend; der vorher so schüchterne Jüngling fing an eine Rolle unter seinen Kameraden zu spielen und selbst mit den Vorgesetzten und Lehrern ging er auf viel freierem Fuße um."

Der Mitschüler Schillers Scharffenstein bestätigt in seinen

Erinnerungen[122] das Gesagte: „Unter seinen Lehrern wurde der treffliche reine Mensch, der Professor der Philosophie Abel, Schillers Freund, Aufmunterer und sehr generöser Unterstützer in der Not", und noch in späteren Jahren, als Scharffenstein mit dem Prälaten Abel zusammentraf, war dieser „der Herzliche wie immer". In der Tat freundlich, mild und klar, wie uns der „engelgleiche" Mann im Bilde von seines Schülers Hetsch Hand anblickt, leuchtet in Schillers nicht selten düstere Jugendtage ein Sonnenschein, so oft von seinem Lehrer und Freund Abel die Rede ist. Das Andenken des Vielgeliebten und Vielverdienten darf wohl einmal erneuert werden. Und es ist uns so leicht gemacht durch die eigenen Aufzeichnungen des fleißigen Mannes, die er in seinem stillen Kloster Schönthal als Siebzigjähriger niedergeschrieben hat und die namentlich in ihrem ersten größeren Teil höchst wertvolle Bilder aus Württembergs Herzog-Karlszeit sind.



J. F. Abel

Friedrich Abel

1751—1829

Nicht wenige seiner besten Familien hat Schwaben durch den Irrwahn der Gegenreformation aus Österreich erhalten. Die Kerner, Hegel, Stockmayer, Mohl, Hauff, Reuß, Flattich, Hoffmann, Hardegg stammen von Protestanten, die lieber ihr Vaterland als ihren Glauben aufgegeben haben. So sind auch die Abel zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus Steiermark nach Baden-Durlach gewandert und dann in einem Stamm um die Mitte des siebzehnten nach Württem-

berg gekommen. Hier breitete sich die Nachkommenschaft des in diplomatischen und Rechtsgeschäften treu bewährten Konradin Abel (1665—1735) in mehreren Zweigen aus. Einer seiner Söhne, Konrad Ludwig, war Vogt und Oberamtmann in Vaihingen an der Enz, der Vater dreier Söhne: des württembergischen, später hanseatischen Diplomaten Konradin Christoph (1750—1823), unseres Professors Jakob Friedrich und des Ludwig Heinrich (1752—1819), der in mehreren Bezirken des Landes Oberamtmann war, unter anderem in Möckmühl, von wo Luise Frankh 1805 an ihren Bruder Schiller schrieb: Der Herr Oberamtmann ist ein Bruder von Herrn Professer Abel in Tübingen und letzterer wird in diesem Sommer auf Besuch hieher kommen.

Geboren zu Vaihingen am 9. Mai 1751, bekennt Friedrich, tiefere, namentlich auch religiöse Einwirkungen von der Mutter empfangen zu haben, die aus einer ursprünglich französischen Familie, Boyons, stammte, während die Lehrer in Kirche und Schule ihn kalt ließen. Auch sein bewegliches, freundlich geselliges Wesen mag ein mütterliches Erbe gewesen sein. Der Vater war ein ernster, pflichttreuer, in Stadt und Land hochangesehener Mann, an dessen Ehrenschild wiederholte Angriffe in Württembergs schlimmster Zeit, unter den Montmartin und Wittleder, abprallten. Er war es, der den volksberühmten Räuber Friedrich Schwahn von Ebersbach, genannt Sonnenwirtle, im Jahr 1760 gefangen nahm und zum Tode brachte — was der Sohn seinem Schiller erzählte und dieser im „Verbrecher aus verlorener Ehre“ (Thalia 1786) frei gestaltete, Abel selbst dann in seiner „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben“ (1787) der Wirklichkeit mehr entsprechend vorführte. Vom Vater will der Sohn insbesondere die Verehrung überkommen haben, „die sein Herz gegen die Engelländer selbst dann noch fühlte, als sein Verstand bereits manches, was ihre Regierung tat, mißbilligte“; er hat als junger Professor sich ernstlich mit dem Gedanken einer Reise nach England getragen.

In der „Klosterschule“ oder, wie diese altwürttembergischen Anstalten für Vorbereitung zum theologischen Studium seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts heißen, dem Seminar Denkendorf wartete des aufgeweckten, warmherzigen Knaben, der nach viermaligem „Landexamen“ 1764 dort „eingeliefert“ wurde, eine trübe frostige Zeit. Der Propst Weißensee, ein mehr als neunzigjähriger Greis, von dem auch Abel nacherzählt, daß er in das Kloster verbannt wurde, weil er an den Staatsstreichplänen des katholischen Herzogs Karl Alexander (1733—1737) teilgenommen, war für Lehrer und Schüler wie für seine eigene Familie Gegenstand der Furcht, selbst aber ganz im Bann seines Famulus, eines Schneiders. Als Abel einmal in dem unfernen Stuttgart einen Besuch machen wollte und einen Professor sowie die Frau und die Tochter des Prälaten um Fürsprache bat, wandten sich diese selbst an den Famulus um Vermittlung bei dem gestrengen Herrn. Unterricht gab er keinen außer dem Diktat einer Skizze des Jägerschen Dogmatikkompendiums, „die so wenig als dieses für uns paßte“. Von den zwei Professoren war wenigstens einer tüchtig und gewissenhaft. Das Leben in den engen Klosterräumen war das denkbar einförmigste, eingeschränkteste. „Winters noch in der Nacht gingen wir zum öffentlichen Gebet, holten dann, zitternd vor Kälte, Wasser aus einem Brunnen im Hof und reinigten uns, worauf die Lektionen den Anfang nahmen, die von Privatstudien unterbrochen waren. Um elf Uhr ging man zum Essen, das meistens so beschaffen war, daß man nur weniges genießen konnte. Nachher bis zwei Uhr Rekreation, während welcher den ganzen Winter nie gestattet wurde, vor das Tor hinauszugehen. Erst wenn die Frühlingstage kamen, wurde, jedoch nur selten, Erlaubnis gegeben, spazieren zu gehen. Von zwei bis sechs Uhr wieder teils Lektionen, teils Privatstudium. Dann Essen, Rekreation auf dem Dorment, von acht Uhr an sogenannte Lukubrationen, Kollegien bei Licht, nach deren Ende man sogleich ins Schlafzimmer eilte, feuchte Kammern, so kalt, daß häufig das Betttuch an das Gesicht hinfror. In den Betten

nisteten Mäuse, deren Töne man fortwährend vernahm. Den ganzen Tag über mußten die Alumni in eine schwarze Kutte eingehüllt einhergehen, die erst beim Bettgehen vom Leibe kam. Sommers wurde um fünf Uhr aufgestanden und an schönen Tagen etwa zweimal in der Woche Erlaubnis gegeben, eine Stunde lang in der heißesten Zeit des Tages, ein bis zwei Uhr, spazieren zu gehen. Einmal wurde das ewige Einerlei durch ein Ereignis unterbrochen, das im ganzen Lande Aufsehen machte. Es kamen einige, um sich Geld zu verschaffen, überein, das sogenannte Christophelgebet zu sprechen, das zwei von ihnen bei einem schlechten Lehrer gelernt hatten. Vor dem Altar in der Kirche gebetet oder auf dem Altar niedergelegt, sollte es den Teufel zitieren, der ihnen große Summen Geldes und alle Genüsse verschaffen, dafür aber ihre Seelen beanspruchen würde. Durch Bekehrung vor dem Tod hofften sie den Bösewicht täuschen und doch einst als gute Christen sterben zu können. Einer aus der Gesellschaft verriet den Plan, durch das ganze Kloster herrschte schreckenvolle Stille, bis das Schicksal der in Untersuchung gezogenen durch das Konsistorium entschieden war: daß alle, auch der Angeber, aus der Anstalt entlassen wurden."

Viel freundlicher gestaltete sich das Leben in dem Seminar für die Sechzehn- bis Achtzehnjährigen, Maulbronn. Der Prälat Lederer, ein munterer Alter, den sein häufiger Aufenthalt in Stuttgart, wo er in der Landschaft eine gewisse Rolle spielte, „über die kleinlichten Ansichten des Klosters erhob", war mit dem Vater Abel befreundet und behandelte dessen drei Söhne — der älteste und jüngste waren, der eine vor, der andere mit unserem Friedrich, als Halbzöglinge, sogenannte Hospites, in Maulbronn — wie ein Vater, lud sie öfters zum Essen und ließ ihnen durch seine Haushälterin Obst und dergleichen zukommen. Von den Professoren, gleichfalls Freunden seines Vaters, war der eine, Sprenger, der sich um die Hebung der Landwirtschaft in Württemberg verdient gemacht hat, ein reiner Praktiker, der die horazischen Oden lediglich nach den Regeln der Logik untersuchte; der

andere, Bardili, hatte „mehr Geschmack und Kenntnis des Neuen in der Philologie", war aber hitzig; zum Unglück standen beide und noch mehr die Familien beider auf dem Kriegsfuß, was die Achtung der Zöglinge vor ihnen minderte. Mehr Freiheit, sich in der Natur zu ergehen, ein etwas gehobener, wenngleich noch mangelhafter Unterricht, gut in Naturgeschichte und Naturlehre, das Lesen der Dichter Kleist, Uz, Geßner, Zachariä, öftere Besuche in der nahen Vaterstadt, das Zusammensein mit dem Bruder und gleichgestimmten Freunden — alles das machte den Aufenthalt in Maulbronn zu einem solchen, der dem rückblickenden Greis als freundliches Bild vor der Seele stand, mehr als das Stift in Tübingen, wohin Abel im Herbst 1768 als der Dritte seiner Promotion übertrat, mit dem Zeugnis: praestans est ingenium et iudicium, studia praeclara, diligentia indefessa, moribus omnino commendabilis (erster und zweiter waren Joh. Gottlieb Schott, Abels späterer Kollege auf der Karlsschule, und ein Phil. David Kapff).

Von diesem „Kloster" höherer Ordnung, dem Tübinger Stift, schildert Abel ausführlich den althergebrachten Pennalismus, den Druck der älteren Stubenbewohner auf die jungen, die „Ochsen", bespricht die gegenseitige Verachtung von Stadtstudenten und Stiftlern, verkennt aber auch die Vorteile des Zusammenlebens mehrerer Altersklassen nicht und rühmt über alles die Bande der Freundschaft, die ihn namentlich an einen vom Stuttgarter Gymnasium in die Promotion eingetretenen Joh. Heinr. Hochstetter fetteten. Dieser studierte später noch Jus, wurde Rechtslehrer an der Akademie, dann Syndikus in Frankfurt, Landschaftskonsulent in Stuttgart, wo er schon 1796 starb, von Abel durch einen warmen Nachruf gefeiert. Von Vorlesungen rühmt der strebsame Student Ploucquets Logik und Metaphysik, fand aber unter dem Widerspruch der älteren, die den witzigen, anregenden Lehrer hochschätzten, seine Psychologie, seine Begründung des Daseins Gottes und anderes unbefriedigend. Abel warf sich auf das Studium psychologischer

Schriften, von Bonnet, Sulzer und andern, las Mendelssohn, Abbt, beschäftigte sich mit Leibniz, daneben aber auch mit Ästhetik und Kritik nach Batteux, Sulzer, Home, Riedel, Lessing, Herder, von den literarischen Streitigkeiten der Zeit aufs lebhafteste angeregt. Der theologische Unterricht war übel bestellt, der einzige anregende Lehrer, Reuß, fast ganz durch seinen Streit mit dem Hallenser Semler in Anspruch genommen. So hing alles am eigenen Studium und am Verkehr mit Freunden, unter denen auch einige Pietisten waren, wie der hernach als Gründer einer originellen Sekte bekannt gewordene Pregizer von Stuttgart. „Überzeugt von der Wahrheit und Göttlichkeit des Alten und des Neuen Testaments, aber in der daraus gezogenen Dogmatik mehr mit Semler und Grotius als mit den symbolischen Büchern übereinstimmend", gedachte Abel, dessen Zeugnis durch die ganze Zeit ingenium bonum, industria, mores probantur lautete, noch das fünfte Jahr im Stift zu bleiben, in Göttingen die Studien zu vollenden und dann am liebsten Vikar bei einem Landpfarrer zu werden, als plötzlich ein Höherer dazwischentrat.

Herzog Karl brauchte für seine erweiterte Pflanzschule auf der Solitude neue Lehrer und verlangte von den Inspektoren des Tübinger Stifts Vorschläge. Abel und einige andere, die dem Herzog bereits genannt waren, baten, sie nicht vorzuschlagen. Da kam der Fürst selber und befahl, jene zu einem Examen auf die Solitude zu schicken, fragte auch, warum Abel nicht auf der Liste gewesen sei. Als die Stiftsherren erwiderten: weil er, klein von Person, nicht an einen solchen Platz tauge, rief der Herzog, ob sie denn glauben, daß er die Tauglichkeit seiner Professoren nach der Elle messe? So kam der einundzwanzigjährige Magister im November 1772 auf die Solitude — „ein sehr auffallender Sprung," wie er schreibt, „aus den düstern Klostermauern geradezu auf ein fürstliches Lustschloß, von Studenten, Magistern und Famulis unter Hofleute. Allein glücklicherweise machte mir das letztere wenig Unruhe. Der Magister, immer beschäftigt mit Wissen-

schaft, hat von dem, der nicht studiert hat, und besonders dem bloßen Hofmann, den er in seinen Büchern oft verspottet sieht, so nachteilige Begriffe, daß ich meiner Schüchternheit ungeachtet den Hofleuten und Generalen keck unter die Augen trat. Das Schloß, die prächtigen Zimmer und Möbel, der herrliche Garten, Orangen- und Lorbeerhain, die Bedienung und das Essen vom Hof — alles das wirkte so stark und angenehm auf mich, daß ich mich auf ein Feenschloß verzaubert wähnte und mich vor Freude auf dem Boden wälzte". Acht Tage lang wurde der Neuberufene von drei Professoren in den alten Sprachen, der Mathematik, Physik, Geschichte und Philosophie geprüft, mußte auch die Zöglinge examinieren. Er bestand unschwer die Probe, namentlich zu des Herzogs Freude in der Philosophie. So wurden denn Schott, Abel und Kielmann mit 500, 450 und 400 Gulden Besoldung auf die dritte, vierte und fünfte Professur ernannt. (Im Fall der Verheiratung sollte jeder 50 Gulden mehr erhalten; 1783 hatte Abel wie Drück ganze 650, Schwab 850, Schott und Lebret 1000, der Intendant 1300 Gulden.)

Der Eintritt in den ersten Tagen des Dezember war nicht sehr erfreulich. Als Abel und Schott in den ihnen angewiesenen Pavillon traten, waren Maurer noch mit dem Weißnen der Zimmer beschäftigt, die Fenster so schlecht verschlossen, daß der Wind das Licht auf dem Tisch löschte; kein Abtritt; das im Wirtshaus bestellte Essen wegen Anwesenheit vieler Fremden zu den Prüfungen öfters aufgezehrt, bis die jungen Lehrer vom Mahl der Zöglinge kamen. Doch das wurde bald besser, und vollends im Frühling welche Wonne, auf einem Lustschloß unter einer Menge von Kunstwerken, in einem englischen Garten zu leben, in geschmackvollem Pavillon zu wohnen, von welchem aus man den schönsten Teil des Landes überschaute! Vom Gesang der Nachtigallen und anderer Vögel aufgeweckt; alle Zimmer, die Tag und Nacht offen blieben, vom Duft der Blumen aus dem ganz nahen Garten erfüllt; nach dem Abendessen Spaziergang in den zu einem englischen Garten umgewandel-

ten Walde; vertraute Verbindung mit einigen der aufsichtführenden Offiziere, und wenn der Hof „nicht nach dem Geschmack des freidenkenden Magisters“ war, so „reizte es doch, mit dem Regenten des Landes, der schon an sich durch seinen Geist imponierte, und mit seinen Großen täglich im Verkehr zu sein“. Dieser Verkehr war freilich in der ganzen achtzehnjährigen Zeit, die Abel an der Akademie wirkte — wir nehmen sie im nachstehenden zusammen —, nicht immer leicht, die allerhöchste Huld auch für den besonders begünstigten keine ununterbrochene. Der Herzog betraute Abel bald mit den Festreden, welche in den ersten Jahren die Professoren Haug vom Stuttgarter Gymnasium, Bök und Hoffmann von der Universität zu halten hatten, später auch mit außerordentlichen Reden vor Kaiser Joseph, Großfürst Paul, dem Abt Gerbert von St. Blasien und anderen. Mit Vorliebe besprach er sich mit Abel über Gegenstände aller Art, lud ihn häufig zur Tafel, lobte ihn bei Fremden und Einheimischen. Um ihn an die Schule zu fesseln, wollte der Gebieter, daß er heirate, zog ihn mit der Tochter eines Regierungsrats auf und ließ sogar durch einen Akademiker ein Gedicht auf die Verbindung machen. Abel sah darin eine Beleidigung des von ihm gern besuchten Hauses und scheute sich nicht, auf den Scherz durch einen Gegenscherz zu antworten, der „dem Herzog bei seinen bekannten Verhältnissen mit seiner ersten Gemahlin mißfallen mußte“. Eine Weile trutzte dieser, war aber bald wieder gut. Ein Zögling wurde von dem Hofkammerrat L. beleidigt und verlangte Genugtuung. L. versprach dem vermittelnden Abel, sie zu geben, wenn er dem Herzog nichts mitteile, was jener ohne Anstand zusagte, worauf der unangenehme Handel geschlichtet war. Beim nächsten Essen jedoch sagte der Herzog lachend zu Abel: „Nicht wahr, L. hat depreziert, aber Er darf mir nichts



Abel als Professor an der Karlsschule

davon sagen!" Kaiser Joseph schickte nach seinem Besuch in der Akademie 1777 den Grafen Kinsky, um genaueren Einblick in ihre Einrichtungen zu gewinnen. Er verkehrte besonders viel mit Abel, was die Eifersucht des Herzogs erregte. Als jener bald darauf die Rede bei der Preisverteilung zu halten hatte und sie dem Gebieter vorlegte, fand dieser das, was darin vom Kaiser gesagt war, zu viel, in einigem geradezu einen Tadel gegen ihn selbst, so daß Abel sie ganz kurz vor der Feier umarbeiten mußte. Nach der Feier nahm er einen kurzen Urlaub und als er zurückkehrte, vernahm er, daß Professor Ploucquet von Tübingen berufen sei, um an Abels Abteilung den Unterricht in der Philosophie zu erteilen, daß die ganze Abteilung, einen natürlichen Sohn des Herzogs nicht ausgenommen, dagegen vorstellig geworden, aber alle mehr oder weniger bestraft worden seien. Empört über letzteres, erklärte Abel dem Intendanten, daß, wenn er nicht Rücksicht auf seinen Vater nähme, er seinen Abschied verlangen würde. So schreibt er selbst und vergißt auffallenderweise beizufügen, daß gerade Ploucquet es war, der die Kränkung seines ehemaligen Schülers veranlaßt hatte. Der Tübinger Ordinarius, der vom Herzog gebeten wurde, „bei Hochdero Person zu sein und Herzogliche Durchlaucht durch seinen Umgang in philosophicis mehrers zu bestärken", wohl auch mit seinen Witzen zu unterhalten, lehrte nun ein Jahr lang Abels Fächer, und fast diese ganze Zeit grollte letzterem der Fürst. Da mußte bei der Prüfung 1778 der einstige Schüler des Tübingers diesem und dem neu eingetretenen Professor Schwab opponieren, und der Herzog fand aufs neue solches Wohlgefallen an dem schlagfertigen, seine Überlegenheit nicht mißbrauchenden, daß er ihn wieder mit Achtung behandelte, seine Zufriedenheit namentlich gegen diejenigen erklärte, bei denen er zuvor sich gegenteilig geäußert hatte.

Abel wirft bei der Schilderung seines Verhältnisses zum Herzog die Frage auf, warum er an einen Herrn, der wirklich große Eigenschaften besaß und ihm besondere Gnade er-

wies, nicht anhänglicher gewesen sei. Er erklärt es sich aus seiner Liebe zur Landesverfassung, die wie die Moralität durch den Herzog „noch immer, obwohl seltener und verdeckter, verletzt wurde", und erzählt folgendes: Als einmal die Spitzen der Lehrerschaft, Abel, Leibmedikus Jäger, Consbruch, Elsäßer, Drück, Schott, Schwab nach Hohenheim geladen waren, ging es „Nachts zur Tafel mitten im Garten unter den herrlichsten Blumen, die durch die vielen Lichter noch glänzender strahlten; es herrschte Freude und Scherz durch die ganze Gesellschaft. Der Herzog selbst war so heiter, so freundlich, daß er alle bezauberte und jeder sagte, so habe er ihn noch nie gesehen. Allein im Herunterfahren warfen wir die Frage auf, warum wir einem Mann, der uns mit so viel Güte behandle und so bezaubernd sei, unser Herz nicht schenken können?" Fast scheint es, daß Abel es sich nicht versagte, gelegentlich auch den Lehrer und Warner seines Fürsten zu machen. In einer Übersicht seiner Schriften erwähnt er als ihm selbst merkwürdig die philosophischen Sätze über den Selbstbetrug 1781, „weil sie mir die Aufmerksamkeit des Tübinger Professors, nachher Geheimenrats Hoffmann zuzogen, der in denselben eine offenbare Belehrung und Zurechtweisung des Herzogs fand". Auffallend ist, daß Abel in seinen umfangreichen Erinnerungen die von den Schülern hochgefeierte Franziska niemals erwähnt. Hat er ihr die doch wohl bestehende Mitschuld an Schubarts schrecklichem Los nachgetragen? Ein Gutachten, das Abel 1785 mit einigen Kollegen über die Gedichte des Armen vor dem Druck für den Herzog abzugeben hatte, lautete für denselben so günstig, als es seinem Peiniger gegenüber sein konnte.

Was hat nun Abel seine Karlsschüler gelehrt und wie hat er gelehrt? Nachdem er im ersten Jahr, wie jeder der acht Professoren und Unterlehrer, mit dem Unterricht einer Klasse in allen Fächern außer Französisch und Mathematik betraut gewesen, trat mit dem Beginn des Jahres 1774 auf den übereinstimmenden Vorschlag der Professoren die entscheidende Wendung zum Fachlehrersystem ein und wurde



Abel Lehrer der Philosophie. Württemberg hatte an Georg Bernhard Bilfinger (1693—1750), der als Staatsmann im Lande nicht vergessen ist, einen hervorragenden Vertreter der Leibniz-Wolffschen Philosophie gehabt, die dann an der Landesuniversität auch von Gottfried Ploucquet (1716—1790) und Aug. Friedr. Bök (1739—1815) vorgetragen wurde, von letzterem seicht und langweilig, während der witzige Ploucquet anregender wirkte, aber in seinem „logischen Kalkul", mit dem er alles Denken auf ein Rechnen zurückführen wollte, eine Methode aufstellte, die „viel zu künstlich und doch auch zu dürftig war, um eine allgemeine und fruchtbare Anwendung zu gestatten".[123] An der Karlsakademie hatte der uns als Schillers Lehrer in Ludwigsburg bekannte, 1771 auf die Solitude berufene Jahn die Abteilung dieses seines früheren Schülers in die Metaphysik, Logik und Geschichte der Philosophie trocken, rein gedächtnismäßig eingeführt. Nun sollte den empfänglichen Jünglingen die Philosophie durch einen Schüler Ploucquets, der aber über ihn hinausgeschritten war, den liebenswürdigen Abel, gelehrt werden. „Der Standpunkt dieses trefflichen Mannes lag in der Richtung der deutschen Aufklärungsphilosophie im Bunde mit der schottischen Schule; er nahm die Wege, die innerhalb der Leibniz-Wolffschen Philosophie zu Mendelssohn und Garve geführt hatten; er suchte den philosophischen Unterricht enzyklopädisch und stufenmäßig zu ordnen und verfaßte auf den Wunsch des Herzogs im Jahre 1773 den ‚Entwurf zu einer Generalwissenschaft der Philosophie des gesunden Verstandes zur Bildung des Geschmacks, des Herzens und der Vernunft' mit den vier Hauptteilen: 1. die Körperwelt — ihre Geschichte, ihre Gesetze und Philosophie über dieselben; 2. der Mensch — Psychologie nach ihren wesentlichen Teilen, Philosophie der Geschichte, dann Moral, schöne Wissenschaften und Logik, endlich das Leben eines wahren Weltweisen; 3. von der Welt überhaupt: Gesetze, nach denen sie regiert wird, Bestimmung, Ursprung; 4. der Weltschöpfer. Schon aus diesen Umrissen erkennt man, daß der Unterricht, den Abel begründete, sich

nicht in trockenen Beweisführungen ergehen, sondern durch Menschenkenntnis und Sittenlehre an der Hand des Lebens und der Dichter auf die Gemüter einwirken wollte." [124]

Damit nahm er nun die jungen Geister so lebhaft in Anspruch, daß der Professor der Dogmatik, K. Fr. Harttmann, in einem viel Richtiges vorbringenden Gutachten (siehe oben S. 89) am Schluß des ersten Jahres, Dezember 1774, bei aller Anerkennung des geweckten Interesses fand, wie „manche im Disputieren und Objizieren über die gehörigen limites gehen und einen pruritum dubitandi verraten, der, wenn er habituell werden sollte, in einen libertinismum sentiendi ausarten könnte". Das machte auch den Herzog stutzig und er beauftragte den Tübinger Professor Bök, vom Januar 1775 bis Ostern 1776 den philosophischen Unterricht an der obersten Abteilung zu geben. Und noch einmal, im Dezember 1777, übertrug er ihn (siehe oben) ein Jahr lang dem Tübinger Ploucquet auf ein von diesem abgegebenes Gutachten hin, daß er von dem guten Genie, Gelehrsamkeit und Ehrlichkeit Abels überzeugt, aber dessen auf Robinet und Bonnet beruhendes Lehrgebäude, die Abhängigkeit des Verstandes und anderer Seelenkräfte von den Nerven betreffend, irrig sei; die Begierde, in der gelehrten Welt bald bekannt zu werden, könne junge Männer leicht zu falschen Meinungen verleiten. So mußte Abel sich dazu bequemen, die auf der Universität herkömmliche Reihenfolge der philosophischen Fächer anzunehmen, bis er 1783 mit seinem Kollegen Schwab einen neuen Plan vereinbarte: 1. Psychologie, 2. Moral (1 und 2 Abel), 3. Ontologie, 4. Kosmologie, 5. natürliche Theologie, 6. Logik (3—6 Schwab), 7. Geschichte der Philosophie; Schluß: Enzyklopädie sämtlicher Wissenschaften (Abel).

Nach den gedruckten Schriften Abels lehnt sich seine Psychologie und Moral, im Einklang mit der Popularphilosophie des Zeitalters der Aufklärung, an die englischen und schottischen Eudämonisten Shaftesbury und Genossen, sowie ihre deutschen Nachtreter Garve, Platner u. s. w. an: „Der große Zweck der Philosophie ist die Bestimmung und Er-



haltung des Zustandes, in dem unsere Natur der größten möglichen Glückseligkeit fähig ist ... Nun sind Gedanken die einzigen Mittel, unser Glück einzusehen, indem sie das Schädliche und Nützliche in den Gegenständen außer uns und in uns nebst dem Weg, sie zu erhalten, zeigen. Besonders wird das große Mittel der Glückseligkeit, die Tugend selbst, nur durch Einsicht in ihre Vorteile und in die Nachteile des Lasters erworben, indem man durch diese Einsicht teils die Seele überhaupt erhöht und vollkommen macht, teils insbesondere sie in den edelsten und glücklichst machenden Zustand setzt." Das Einzelne dieser Erfahrungspsychologie und praktischen Seelenlehre, ihr Verhältnis zu den Vorgängern und Zeitgenossen, insbesondere zu Kant, welchen Abel bekämpft und doch auch zuletzt sich aneignet, soll in dieser biographischen Skizze nicht erörtert werden.[125] Nur das sei gesagt: Wenn Schillers Name auch in der Geschichte der deutschen Philosophie unvergänglich leuchtet, so verdankt der Dichter es, gleich seinen auf diesem Gebiet größeren Landsleuten Schelling und Hegel, dem größten des Zeitalters, Immanuel Kant; aber den philosophischen Sinn und Trieb hat in dem jungen Karlsschüler kein anderer geweckt als der Professor Friedrich Abel.

Über Ziel und Weise seines Unterrichtens hat dieser selbst gesagt: „Ich suchte vorzüglich durch Hilfe der Philosophie gute und weise Menschen zu bilden; es war mir wichtig, sie so vorzutragen, daß ihr Geist und ihre Grundsätze auch in die übrigen Wissenschaften und Künste, welche die Schüler studieren sollten, übergehen könnten." Und der Erfolg? denn der ist ja doch das am meisten Beweisende. Darüber sagt Julius Klaiber in seiner vortrefflichen Schrift: „Der Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule", der ersten Programmabhandlung des mehrfach an die berühmte Vorgängerin erinnernden Stuttgarter Realgymnasiums (1873): „Der philosophische Unterricht sollte den Schüler einerseits ‚nach und nach zum Selbstdenken, zum vernünftigen Räsonnement, zum geschickten Ausdruck und zum verständigen Lesen der Bücher'

gewöhnen und andrerseits, im Gegensatz zu dem schematischen Formalismus der gewöhnlichen Betreibung, aus dem umgebenden Leben und aus der vorhandenen Begriffswelt der jungen Leute einen lebendigen Inhalt schöpfen und diesen zu einer nachhaltigen Einwirkung auf das gesamte Seelenleben der Schüler verwenden. Diese beiden Zwecke sind in einem so vollkommenen Maße erreicht worden, als es sich überhaupt auf dem pädagogischen Gebiete erwarten läßt. Schon die Zeitgenossen rühmen es, daß die Akademie denkende Menschen erziehe, und führen dies vorzüglich auf den philosophischen Unterricht zurück, dessen überwiegender Einfluß auch die andern Fächer tiefer mit wissenschaftlichem Geist und Gehalt durchdrungen habe, und wenn die einstigen Karlsschüler der Tage ihrer Jugend gedenken und dankbar die Männer bezeichnen, durch die sie geworden zu sein fühlen, was sie nunmehr sind, es ist fast niemals die akademische Stufe, die sie in erster Linie nennen, sondern mit bemerkenswerter Übereinstimmung verweilen sie bei den glücklichen Jahren, in denen sie einem Abel und Drück, einem Schott, Nast und Moll zu Füßen gesessen sind und durch die Philosophie den beglückenden Antrieb zum eigenen Forschen und selbsttätigen Regen der Geisteskräfte empfangen haben. Und faßt man auch nur die hervorragendsten von denen ins Auge, die nachmals im Leben bedeutend geworden sind, so läßt sich unmöglich ein Zug von geistiger Verwandtschaft in ihnen verkennen. Wenn Goethe an seinem großen Freunde den überschauenden und ordnenden Geist bewundert, wenn Martius Kielmeyer einem Weisen des Altertums vergleicht um der stillen Klarheit willen, mit der er den Blick auf das Ganze der Schöpfung gerichtet hält und von der unendlichen Fülle der Erscheinungen das ewige Gesetz des Wechsels abliest, wenn Cuvier wegen seiner riesigen Überschau über die Verkettungen der Außenwelt und seiner scharfen Logik, wegen seines ésprit vaste et organisatoire der Napoleon der Intelligenz genannt worden ist, wenn den sonstigen Vertretern der Naturwissenschaft und Mathematik unter den Karls-

schülern, den beiden Pfaff, den Brüdern Hartmann, Gärtner, Autenrieth, Hopfengärtner u. s. w. gemeinsam nachgerühmt wird, daß sie ‚Strenge der Einzelforschung mit phantasievoller Beziehung auf das Naturganze paarten', wenn wir auch bei Juristen, Kameralisten, Militärs, wie Lempp, Parrot, Mandelslohe, Wolzogen und andern nichts so häufig hervorgehoben finden, als Weite des Blicks und in die Tiefe dringende Klarheit des Geistes, so weist das alles so bestimmt nach einer Richtung hin, daß wir unrecht täten, wenn wir darin nicht die Frucht jenes Unterrichts erkennen wollten, welcher, eine auszeichnende Eigentümlichkeit der Akademie, den Geist des Schülers frühzeitig gewöhnte, sich mit gesammelter Energie in das einzelne zu versenken, um es als begriffliches Glied eines großen Ganzen zu verstehen."

Ein Aufsatz Abels, um auf diesen Urheber und Hauptträger des philosophischen Unterrichts in der Karlsschule zurückzukommen: Über Schillers intellektuelle Bildung in der Akademie,[126] führt uns am Beispiel seines berühmtesten Schülers anschaulich die Art und Weise vor, wie der kleine, beleibte, äußerst bewegliche Lehrer, der am liebsten auf und ab gehend dozierte, auf die Jünglinge gewirkt hat.

Die von Abel vorgetragenen Wissenschaften „interessierten Schiller, er hörte nicht nur mit Aufmerksamkeit zu und las nicht nur die besten Schriften in diesen Fächern, die er erhalten konnte, sondern er unterredete sich auch über dieselben so oft er konnte. Es geschah häufig, daß einzelne Zöglinge der Akademie ihren Lehrer an dem Tor, bis wohin ihnen zu gehen gestattet war, erwarteten, ihn dann in den Hörsaal begleiteten und ebenso nach vollendeter Vorlesung wieder bis an jene Stelle begleiteten, während welcher Zeit dann bald über die wissenschaftlichen Gegenstände der Vorlesung, bald über andere, besonders politische, oder auch über Privatangelegenheiten einzelner, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu Rate zogen, gesprochen wurde. Manchmal wurde ein vor Anfang der Vorlesung angefangener Diskurs auch noch im Saal fortgesetzt und daher die Vorlesung öfter, nicht zum Nachteil der Zöglinge, später angefangen. Solche Gelegenheiten benützte Schiller emsig. Besonders suchte er sich mit großem Eifer über Menschenkenntnis zu unterhalten, ein Studium, das er auch nachher, als er schon zum Fachstudium der

Medizin übergegangen war, fortsetzte. Sogar hörte er, nachdem er den dritten Kursus, die Medizin, bereits vollendet hatte, die psychologischen Vorlesungen zum zweiten Male. Noch erfreulicher war die Bemerkung, daß Moral vorzügliche Wichtigkeit für Schiller hatte. Fergusons Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog. In der Tat hat dieses Buch Wirkungen auf das Herz, die man von einem in Aphorismen geschriebenen Buche nicht erwarten sollte. Ich kenne einen Mann von ausgezeichnetem Charakter, einst Mitschüler und durch das ganze Leben inniger Freund Schillers, [Lempp?], der überzeugt ist, daß er die Bildung dem häufigen Lesen Fergusons vorzüglich schuldig ist. Doch allerdings waren es am meisten die Schönen Wissenschaften, die Schiller in dieser Periode liebte. Gerstenbergs Ugolino, Göz von Berlichingen, der Messias wurden mit großer, inniger Empfindung von ihm gelesen. Aber alle diese mußten dem großen Shakespeare weichen, als er diesen kennen lernte. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen einer Szene, deren auch schon im Morgenblatt in einer kurzen Lebensgeschichte Schillers Erwähnung geschehen ist [siehe Petersen]. Ich war gewohnt, bei Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher und interessanter zu machen. So insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer andern erklärte, welche anschaulicher zu machen ich einige der schönsten, hieher passenden Stellen aus Shakespeares Othello nach der Wielandschen Übersetzung vorlas. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, und kaum war die Vorlesung beendet, so begehrte er das Buch von mir und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer" ...

Dem aufstrebenden Dichter blieb der Lehrer mit rührender Treue zugetan. In seiner Bescheidenheit, auch weil er in den Aufschrieben für Körner und Cotta ausführlich darüber berichtet hatte, spricht er in der handschriftlichen Selbstbiographie nur wenig von seinen Beziehungen zu Schiller: wie er ihm die Geschichte des „Verbrechers aus verlorener Ehre" mitgeteilt, „durch Geldunterstützung junger Männer, die vieles versprachen, aus Verlegenheiten zu ziehen und ihren Gang durchs Leben zu erleichtern gesucht" habe; „so wurde Conz und Schiller, beide mit hundert Gulden (oder Talern?) unterstützt, so Petersen, Hopf mit geringerer Summe"; endlich daß er mit Schiller, Petersen und Azel

das Wirtembergische Repertorium (1782) herausgegeben habe (darin ein unbedeutendes kleines Drama und eine breite moralisierende Abhandlung von Abel) und daß von seinen Gedichten „außer mehreren Gelegenheitsgedichten nur wenige in Schillers Anthologie (1782) abgedruckt seien, zum Beispiel Lied eines Eifersüchtigen". Diese letzte Bemerkung ist ein bisher noch nicht verwendeter Beitrag zum Nachweis der nur mit Chiffren bezeichneten Dichter der Anthologie. Die vielbesprochene Chiffre X, womit die Gedichte Fluch eines Eifersüchtigen, An Fanny, An mein Täubchen, An Gott bezeichnet sind, dürfte, trotz der Jung-Schillerart des erstgenannten Poems, keinen andern als Abel bedeuten.[127] Wie dieser dann zu den Räubern und den Anfängen des Fiesko gewisse Beziehungen hatte, ist durch Weltrichs Veröffentlichung der Abelschen Aufschriebe bekannt: Schiller hört auf einem Spaziergange die Bemerkungen des Lehrers und des Mitschülers Petersen über allerlei Fehler in den Räubern, „ohne allen Schein eines Mißvergnügens oder Unwillens" an; er stürzt eines Tages mit Petersen in Abels Zimmer und ruft: Hören Sie, hören Sie! und deklamiert mit Begeisterung und frohem Selbstgefühl den Auftritt, in welchem Verrina und einige der Verschworenen mit dem Maler Romano bei Fiesko erscheinen; das Gemälde an der Wand und sich selbst als Fiesko träumend, rennt er im Zimmer auf und ab und spricht voll Begeisterung jene berühmten Worte: „Tritt her, Maler". Dann hat ohne Zweifel Abel (oder Haug?) das Erscheinen der Anthologie mit Gedichten „von einem Feuer, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten darf", sowie der Mannheimer Ausgabe „dieses vortrefflichen Schauspiels", in den „Gothaischen Gelehrten Zeitungen" angekündigt. Und als der junge Dichter den Boden, der ihm zu heiß geworden, verließ und einer ungewissen Zukunft entgegenging, da waren unter den rückwärts und heimwärts ziehenden Gedanken nicht die letzten die an seinen geliebten Lehrer. „Dem guten Abel," schrieb Schiller am 6. November 1782 an den Schul- und Berufsgenossen Jacobi, „habe ich schon etlichemal schreiben

wollen, aber soll ich einerlei Sachen sechsmal erzählen? Das ist verdrießlich und ihn von wichtigeren Sachen unterhalten zu können, hat mir bisher Zeit und Ruhe gefehlt. Er darf aber darauf zählen, daß, sobald ich fester sitze, diese Nachlässigkeit hereingebracht werden soll. Empfiehl mich ihm auf das wärmste." Dann, als der Theaterdichter in Mannheim arm und krank am Fiesko für die Bühne arbeitete — welche frohe Überraschung!

„Stellen Sie sich vor, meine Beste," schreibt Schiller am 14. November 1783 an Henriette v. Wolzogen, „wie angenehm ich gestern in dem Fortschreiben unterbrochen werde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — stellen Sie Sich meinen fröhlichen Schrecken vor! — Professor Abel und Baz, ein anderer Freund von mir. Beide haben, um der Stuttgarter Seuche zu entgehen, eine Reise nach Frankfurt getan, kamen hier durch und blieben von gestern bis heute vor einer Viertelstunde bei mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und innigen Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Atem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (sehen Sie, ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält) und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunderbouteillen [die ihm ein Freund zum Geburtstag gesandt] wie vom Himmel gefallen. Um sie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde, hab ich ja doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt . . . Meine lieben Landsleute haben nur auf drei Tage Urlaub gehabt, sind schon zehn Tage aus und reisen in aller Eil beim erbärmlichsten Wetter fort. Denken Sie einmal, beide sind zu Pferd — Professor Abel mit Sporen in den Mannheimer Gassen, beide mit Hirschfänger und runden Hüten, wie Studenten von Jena! Endlich wird doch Stuttgart gewiß, wo ich bin und wie mirs geht." [128]

Diesen Besuch des geliebten Lehrers und Freundes hat zehn Jahre nachher, bei seinem längeren Verweilen in der Heimat, Schiller in Begleitung Hovens durch mehrtägigen Aufenthalt unter Abels Dach, in der alten Bursa zu Tübingen, erwidert (S. 55). Dort hat er, wie Abel erzählt, [129] angeregt durch das Entgegenkommen der Studenten und den entzückenden Blick auf Neckartal und Albberge, den Gedanken geäußert: wäre er hier, so würde es ihm Freude sein, Abends

Studierende um sich zu sammeln und sich mit ihnen über Wissenschaft und Kunst zu unterreden, wodurch er auf Geist, Geschmack und Sitten derselben mehr und kräftiger als durch Vorlesungen einzuwirken hoffte. Doch würde er auch, sobald sein Gesundheitszustand es gestattete, Vorlesungen sich nicht entziehen, nur gegenwärtig sei er nicht fähig, solche zu halten. Abel teilte dies, nicht ohne Schillers Wissen, dem Regierungsrat Georgii und durch diesen der Kommission mit, welche nach der eben damals erfolgten Aufhebung der Karlsschule Vorschläge über Neugestaltung des Studienwesens machen sollte. Daraufhin erhielt Abel im Beginn des Jahres 1795 den Auftrag, bei Schiller anzufragen, ob er einen Ruf als Professor der höheren Philologie und der Ästhetik in Tübingen annehmen würde. Schiller, längst wieder im Amt, antwortete: nichts wäre ihm erfreulicher, als unter seinen Freunden in seinem Vaterlande zu leben und seinen Landsleuten nützlich zu werden, allein der Herzog von Weimar habe ihm seit seiner Zurückkunft so ausgezeichnete Gnade erwiesen, daß er sich selbst als einen Undankbaren anklagen müßte, wenn er die Dienste desselben jetzt verlassen wollte. Noch einmal versuchte Abel, durch Brief vom 6. März 1795,[130] dem Freund die Annahme eines neuen Lehrstuhls für Geschichte anzuraten, ihm anheimgebend, „ganz nach seiner Willkür, privatim oder privatissime in seinem Hause, über Geschichte und Ästhetik zu lesen, jedoch ohne Philosophie nach seiner Weise auszuschließen"; von allen öffentlichen Geschäften wäre er auf immer dispensiert. Wieder mußte der so dringend Gesuchte, in einem herzlichen Antwortschreiben an Abel,[131] ablehnen, und die Freunde haben einander nicht wiedergesehen.

Doch wir müssen in die Zeit, da Abel an der Akademie lehrte, zurückkehren. Er hatte den Umzug von der einsamen Solitude nach dem belebteren Stuttgart freudig begrüßt. Und wenn ihm manchmal des verflachenden Verkehrs zu viel wurde, das kleine Haus mit Gärtchen und Taubenschlag ging ihm weit über das Fürstenschloß und seinen Park. Und was dem Herzog nicht gelungen war (S. 102), das brachten

jetzt, nicht mehr zu früh, des Professors Freunde zu stande: nach vielen Erkundigungen herüber und hinüber erhielt Abel von dem Stadt- und Amtsschreiber Schmid zu Schorndorf im Januar 1786 die Erlaubnis, um die Hand seiner Tochter Luise Rosine Wilhelmine zu bitten. Was bei dem angesehenen, wohlhabenden Beamten den Ausschlag gab, war, daß der Werbende „nicht ein bloßer akademischer Professor sei, sondern eine Exspektanz nach Tübingen habe". Die Universität, an welcher Abel schon 1777 eine außerordentliche Professur anstrebte, hatte nämlich, weil er einen Ruf nach Göttingen erhielt, im Januar 1785 ihm den Ploucquetschen Lehrstuhl der Logik und Metaphysik für den Fall der Erledigung zugesagt, für Ploucquet eine Prälatur oder Prälaturbesoldung vorgeschlagen, damit die Vakatur bald eintreten könne. Schon am 28. Februar 1786 wurde der Abel-Schmidsche Ehebund in der Vaterstadt der Braut geschlossen. Abel rühmt ihre vorzügliche Begabung, bei der sie „gelernt hatte, was man damals in einer deutschen Schule lernen konnte, mit einigen Zusätzen und Verbesserungen" von D. Paulus (dem bekannten Theologen, der Verwandte in Schorndorf hatte und seine Frau dort holte) und ihrem Bruder (späteren Syndikus Schmid in Frankfurt); er hebt aber auch ihren starken Willen, die mindere Fähigkeit, Widerspruch zu ertragen, hervor. Sie wurde eine tüchtige Hausfrau und sorgsame Mutter, die doch Zeit fand, im Zusammenleben mit dem Gatten, sowie im Verkehr mit gediegenen Frauen und Männern sich weiterzubilden. Den fünf Kindern, die sie ihm schenkte, war Abel der beste Vater und Lehrer, so viel beschäftigt er durch sein Amt, eine ausgedehnte Schriftstellerei und Korrespondenz, die Betätigung seines Dranges zu gemeinnützigem, menschenfreundlichem Wirken gewesen ist.

Es gab in der Tat in den 1780er Jahren zu Stuttgart keinen Mann, der in gleichem Maße und mit gleichem Erfolg für Zwecke der Aufklärung und Humanität — dieser beiden Schlagwörter des Zeitalters — tätig war, wie der kleine, schwäbisch zu reden „muselige", Professor an der Aka-

demie. Ohne jedes Entgelt dehnte er seine Unterweisung auf der Schule entwachsene Personen aus: junge Leute, die „in Hegels Haus", bei dem Vater des Philosophen, zusammenkamen, sich von Abel Aufsätze geben und korrigieren zu lassen; strebsame Lehrer und Schreiber, welche die Lücken ihrer Bildung auszufüllen das Bedürfnis fühlten. Der geschätzte Psychologe wurde mehrfach um Hilfe für Gemütskranke angegangen und widmete ihnen seine aufopfernden Dienste. Der überall zu helfen Bereite „schaffte den durch Wildschaden zu Grunde gerichteten Einwohnern auf dem Wald ober Schorndorf" Ziegen an, verwandte das Geld für seine Frauenvorlesungen (siehe unten) dazu, nach einer Überschwemmung in Metzingen und Eningen den Armen „das Notwendigste, besonders auch Handwerkszeug, anzuschaffen". Weil die Armen in Stuttgart das Brennholz, das sie weder zur rechten Zeit noch in größerer Menge kaufen konnten, teuer zahlen mußten, errichtete er mit Freunden, Geheimerat von Seckendorff, Professor Hopf und anderen, eine Anstalt, die diesem Mangel abhalf. Mit dem Buchhändler Metzler, Expeditionsrat Hartmann und anderen rief er, hauptsächlich auch mit Rücksicht auf die Stadtstudierenden der Akademie, eine Lesegesellschaft ins Leben, die zugleich der Mittelpunkt für gebildete Unterhaltung, Vorträge, Kunstausstellung und dergleichen sein sollte. Der Herzog verweigerte zuerst seine Erlaubnis, was eine Anzahl höherer Beamten veranlaßte, ihre Anmeldung wieder zurückzunehmen; schließlich verlangte er wenigstens, daß nicht gewirtet werden dürfe. Es waren die Anfänge der heute noch blühenden Museumsgesellschaft. Dem Mangel einer Anstalt zur Bildung tüchtiger Volksschullehrer einigermaßen abzuhelfen, veranstaltete der Professor für die vielen Provisoren und Privatlehrer Stuttgarts Vorlesungen über Religion, Sittenlehre und Pädagogik, während sein Freund Hopf das Nötige aus Naturkunde und Technologie vortrug.

Nach seiner Verheiratung veranstaltete Abel mehrere Sommer durch Vorlesungen für Frauen über Religion, Sittenlehre und

Erziehung und hatte die Freude, bei seinem Abgang von Stuttgart das von ihm Angefangene durch ein mit seinem Rat ins Leben gerufenes Kauslersches, später Tafingersches Institut fortgesetzt zu sehen. Vergeblich dagegen bemühte sich der Unermüdliche um Errichtung einer Kunstgewerbeschule, insbesondere Zeichenschule für Handwerker. Nach einem Vorgang in der badischen Hauptstadt riet er, eine Schule für Kurschmiede (Tierärzte) einzurichten. Überhaupt sollte nach seinem Plan die Stadt alle die Unterrichtsanstalten haben, welche hier mehr am Platze wären als in Tübingen. Zwei Universitäten seien für das kleine Land zu viel, die Akademie sollte nur das in sich begreifen, was in der Residenz zweckmäßiger gelehrt werde wegen der vorhandenen Gelegenheiten und Lehrer.

Einen Mann der Aufklärung und Humanität, wie wir unsern Abel kennen gelernt haben, mußte der in jenen Jahren gegründete Illuminatenorden notwendig in seine Kreise ziehen. Bei einem Besuch in Heidelberg überredete ihn der Kirchenrat Mieg, der Gesellschaft beizutreten, welcher die Professoren Werthes und Hopf bereits angehörten, und für welche Abel nun auch seine Kollegen Drück, Hochstetter, Offterdinger sowie Petersen, Fuchs, Hoffmann und andere gewann. Als Werthes nach Pest abging, wurde Abel Oberer über mehrere Logen, denen auch einige Klostergeistliche angehörten. Er überzeugte sich jedoch bald von der Unzuverlässigkeit der Häupter und dem geringen Wert ihrer Schriften, eines „Mischmasches von echt moralischen, stoischen und freimaurerischen Sätzen", wie man nach Miegs Behauptung ihn für minder unterrichtete Katholiken und Vornehme brauche, wie er aber die geschulten Schwaben unmöglich befriedigen konnte. So fühlten sich diese sehr erleichtert, als durch die Verfolgung in Bayern die ganze Sache bald zusammenbrach.

Es kam für Abel eine ungleich wichtigere Entscheidung. Im Jahre 1788 erhielt er durch Meiners in Göttingen einen erneuten Ruf an diese Universität, an welcher seine Landsleute und Freunde Spittler und Planck mit Ehren tätig waren.

Herzog Karl fragte das Konsistorium, ob der frühere Stiftler nicht nach Recht und Gesetz zurückgehalten werden könne, und als jenes erklärte, die Vorteile, welche ihm ein Ruf ins Ausland gewähren würde, müßten ihm möglichst ersetzt werden, versprach der Fürst solchen Ersatz und bot ihm das durch Vischers Tod erledigte Oberbibliothekariat an. Abel nahm Anstand, den Bibliothekaren Petersen, Reichenbach und Lebret vorgezogen zu werden. Man sprach vom Rektorat des Gymnasiums oder einer Konsistorialstelle und der Akademieprofessur im Nebenamt, aber auch da wollte der Redliche nicht Berufeneren vorgehen. Nun wurde unvermutet Ploucquet in Tübingen (S. 114) durch einen Schlaganfall dienstunfähig und erhielt Abel die Exspektanz auf seine Stelle, Repetent Flatt die Vertretung als Extraordinarius. Der Herzog „überhäufte Abel mit Gnade", Jahr um Jahr machte er ihn zum Prorektor — Rektor war Serenissimus selbst — und zum Festredner der Akademie. Da bedrohte ein Zwischenfall das gute Verhältnis. Er verdient, weil er auch die spätere, in manchem bessere Zeit des Fürsten kennzeichnet, mit dem Bericht über den Abschluß der Stuttgarter Tätigkeit Abels in dessen ausführlicher Darstellung mitgeteilt zu werden.

„Mein Schwager Karl Wilh. Friedrich Schmid [gestorben als Syndikus in Frankfurt 1821] wünschte eine Stelle als Professor der Rechte in Tübingen zu erhalten. Ich mischte mich gar nicht ein. Dessenungeachtet schickte der Herzog seinen Vertrauten, den Obrist Wolfskeel, zu mir und ließ mir sagen, daß er meinen Schwager zum Professor machen wolle, aber dagegen erwarte, daß mein Schwiegervater, ein reicher Mann, ihm dafür einen Rekruten stelle. Ich antwortete, da Wolfskeel mich nicht traf, dem Intendanten: dieses Begehren sei so viel als ein Dienstverkauf und also gegen die Verfassung, ich müsse beklagen, daß der Herzog in 18 Jahren mich nicht so kennen gelernt habe, daß er einen solchen Auftrag mir geben könne. Dieses wollte ich auch an Wolfskeel für den Herzog schreiben. Allein Regierungsrat Weckherlin und mein Bruder Konradin waren der Meinung, daß ich jedenfalls, ehe ich schreibe, meinen Schwiegervater benachrichtigen müsse. Ich eilte noch in selbiger Nacht nach Schorndorf und legte jenem mit meinem Schwager den Fall auf solche Weise vor, daß er sogleich erklärte, er werde auch nicht einen

Kreuzer bezahlen, weil es gegen die Verfassung wäre. Gleich nach meiner Zurückkunft schrieb ich dann an Wolfskeel, daß mein Schwiegervater diese Äußerung getan und daß ich hoffe, der Herzog werde darin die Gesinnungen eines rechtschaffenen Mannes und Bürgers erkennen. Zugleich ging ich in die Landschaft, zeigte den Fall meinem Bruder als Landschafts-Konsulenten an und erklärte ihm, daß, da gegen dieses landesverderbliche Dienstkaufen keine Zeugen aufgestellt werden können, ich nun als Zeuge aufzutreten für Pflicht halte. Mein Bruder billigte meinen Eifer, setzte aber hinzu, daß die Landschaft gegenwärtig einen anderen Fall in Händen habe, der sie in Stand setze, ohne mich den Beweis zu führen, ich würde also, ohne daß etwas mehr dadurch gewonnen würde, einen meinen Verhältnissen nicht angemessenen Schritt tun, der umso auffallender sein müßte, da ich doch dem Herzog persönlich vielen Dank schuldig sei. Nun wurde keine weitere Anforderung gemacht, Wolfskeel schrieb mir sogar, der Herzog sei mit meiner Äußerung zufrieden, und mein Schwager wurde Professor. Auch nachher konnte ich am Herzog, den ich als Prorektor öfters sprach, keine Veränderung merken. Allein nun kam auf einmal die Nachricht von Ploucquets Tod und ich mußte also dem Vertrag gemäß um dessen Stelle bitten. Der Herzog gab erst lange keine Antwort. Es schien, daß er nicht mit sich einig werden könne, ob er seiner guten, wahrhaft zu guten Meinung von mir, oder dem durch die letzte Begebenheit erregten Unwillen folgen solle. Endlich gab er mir die Erlaubnis, die Stelle anzunehmen, aber ich müsse bis nach vollbrachtem Examen bleiben und die gewöhnliche Rede halten, dürfe jedoch in dieser durchaus nichts von meinem Abschied erwähnen. Ich folgte diesem Befehl, außer daß ich in der Abschiedsrede das Abtreten vom Rektorat benützte, um zu sagen, was mein Herz bewegte und was die ganze versammelte Menge, besonders aber meine bisherigen Zuhörer erwarteten. Der ganze Hof war gegenwärtig, von der Stadt und Kanzlei eine große Menge herbeigeströmt. Dieser Anblick begeisterte mich noch mehr, ich hielt eine Rede, welche eine starke Bewegung in vielen Gemütern hervorbrachte. Der Herzog selbst äußerte gar keinen Unwillen, sondern zeigte sich vielmehr bis zum Tage meines Abschieds von ihm äußerst gnädig und sagte, daß er mich auch jetzt noch als zur Akademie gehörig betrachte und daß ich daher auch von der Bibliothek wie vorher Gebrauch machen könne. Diese Gnade hörte auch nachher nicht auf, oft kam er nach Tübingen und fast jedesmal ließ er mich rufen, erzählte mir, was in der Akademie vorgegangen, von meinen ehemaligen Schülern, meinen Freunden, von den katholischen Hofpredigern und interessierte sich so sehr für mich, daß, als ich nach seiner Meinung nicht bald genug das Rektorat der Universität er-

hielt, er mich aufforderte, die nötigen Schritte zu tun, da er selbst keinen Eingriff in das Wahlrecht des Senats tun dürfe. Als Werkmeister (katholischer Hofprediger seit 1784) bei mir fast zwei Monate krank lag, schickte er einen Kaplan zu mir, um meiner Frau und mir für die seinem Hofprediger erwiesene Liebe und Sorgfalt zu danken, und als ich den Genesenen nach Stuttgart begleitete, ließ er mich sogleich rufen; allein leider war ich schon abgereist und der Herzog starb nach vier Wochen" ...[132]

Abel war also im Herbst 1790 als Professor der praktischen Philosophie nach Tübingen gezogen, wo er bald zugleich Rektor des Kontuberniums mit Wohnung und Verköstigung in dieser alten Studentenburse wurde, auch Pädagogarch für das Land ob der Steig, das heißt Visitator der Lateinschulen in den Städten des jetzigen Schwarzwaldkreises war. Die bescheidene, doch zureichende Ausstattung des ehren- und mühevollen Amtes erfahren wir aus einem Briefe, welchen Hegel 1812, als er nach Abels Weggang von Tübingen dahin berufen wurde, an Schelling richtete: 850 Gulden als Professor, 550 als Aufseher des Neuen Baus (diese Stelle hatte Abel erhalten, als die Burse behufs Errichtung eines Krankenhauses 1803 aufgehoben wurde), 50 Gulden als Pädagogarch, bis zu 200 Fakultäts- und Kollegiengelder, dazu freie Wohnung.[133]

Abel stand im besten Mannesalter, aber seine Philosophie war veraltet, kaum weniger als die seines Kollegen Bök (S. 105 f.). Im Stift wuchsen eben, von Kant ergriffen, welchen Abel noch kaum anerkannte, Schelling und Hegel heran, die jungen Geister, die nach wenigen Jahren mit der vorkantischen Philosophie vollends gründlich aufräumen und eine ganz neue Ära des deutschen Denkens heraufführen sollten. So ist denn, außer der schönen Episode von Schillers Besuch 1794 und dem sich anschließenden Versuch Abels, ihn für Tübingen zu gewinnen (S. 112 f.), nicht viel Ansprechendes aus dieser Zeit zu erwähnen.

Er selbst freute sich anfangs der Stille und Einfachheit des Orts, der Abendgänge in dem einsamen Ammertal, des Verkehrs mit den „trefflichen Freunden", dem Juristen Hofacker, den Theologen Flatt und Storr, der „Nötigung, für Schüler,

welche die schwersten philosophischen Schriften lasen, sich mehr anzustrengen und tiefer einzudringen". Auch gedenkt der Rückblick des wohltätigen Einflusses seines häuslichen Lebens und Leidens, der Krankheiten und des Todes der Gattin und zweier Kinder, wobei „was schon in Stuttgart begann, hier noch mehr reifte". Aber wenn der Professor „die Studierenden wieder um sich zu sammeln und mit ihnen als Freunden zu leben suchte", so waren „die meisten, besonders die Seminaristen, viel weniger dazu geeignet" als seine Akademisten, auch „bei den wenigsten die Spuren einer feineren Erziehung zu finden". Und die Vorlesungen, die er „vielleicht nicht mit der Aufsehen erregenden, für den größten Teil mehr zerstreuenden Gelehrsamkeit ausschmückte", wurden nur wenig, einzelne gar nicht besucht; „vorzüglich bewirkte die Anhänglichkeit einiger Matadors an die neueste Philosophie und mein Widerspruch gegen diese eine Abneigung, die sich auch auf die übrigen erstreckte". Dagegen war „bei den einigemal gehaltenen öffentlichen Reden die Anzahl der Hörer außerordentlich groß". Die Senatsverhandlungen mit ihrem Schlendrian und Nepotismus waren meist unerquicklich, das Rektorat für den Pflichttreuen, doch so Liebevollen, zur Milde Geneigten peinlich. Nach dem Staatsstreich von 1806 bereitete die Aufforderung, dem König Treue und Gehorsam zu schwören, schwere Stunden. Das Kontubernium brachte mehr Verdruß als Genuß. Nur das (inzwischen in seinem Wirkungskreise erweiterte) Pädagogarchat schildert der geborene Schulmann und Jugendfreund als durchaus befriedigend; er hatte in demselben die Freude, einige Realschulen, zum Beispiel in Ebingen, zu errichten, die Schulen in den ehemaligen Reichsstädten Biberach und Ravensburg zu verbessern.

Als durch Böks Ernennung zum Prälaten 1798 der Lehrstuhl der theoretischen Philosophie erledigt war und statt eines Jüngers der neuen Wissenschaft ein zweiter Ploucquet, der ähnlich witzige, nur nicht so scharfsinnige A. H. Schott, sein Nachfolger wurde, blieb Tübingen „während der Blütezeit der Fichte-Schellingschen Philosophie ohne einen der Bedeutung

des Fachs entsprechenden Vertreter". Es war daher dem geistvollen Kurator v. Wangenheim nicht zu verübeln, daß er 1811 eine Gelegenheit ergriff, durch Versetzung des Professors Abel auf eine seiner Befähigung mehr entsprechende Stelle Raum für eine neue Kraft zu schaffen. Im Jahr 1810 wurde, nach Aufhebung der alten Klosterschulen oder Seminare Bebenhausen, Blaubeuren und Denkendorf, neben dem fortbestehenden Maulbronn das neuwürttembergische Kloster Schönthal an der Jagst zu einem evangelischen Seminar eingerichtet. Als nun schon im folgenden Jahre der Vorsteher dieser Anstalt, zugleich Generalsuperintendent für Hohenlohe, Prälat Pfleiderer, mit Tod abging, wurde dessen Doppelamt Abel übertragen. Er traf dort manches Unangenehme: das Nebeneinander von zwei Altersklassen, die meist auf dem Kriegsfuß standen, Zwistigkeiten zwischen den Lehrern und ihren Familien, noch mehr mit den weltlichen Beamten des kleinen Orts, Kampf der Söhne eines neuen Jahrhunderts gegen eine veraltete mönchische Hausordnung. Aber vieles wurde aufgewogen durch die alte Freude am Verkehr mit der Jugend, das Zusammenleben mit der an einen Seminarprofessor, Heermann, verheirateten Tochter — er selbst lebte seit 1810 in glücklicher zweiter Ehe mit der Witwe eines Diakonus Köstlin, Friederike Beate, geborenen Rieger — das Erreichen einiger Reformen in dem alten Klosterwesen, das Erfrischende der Reisen zu Visitationen im Frankenland, sowie zum Synodus und Landtag in Stuttgart, endlich nicht am wenigsten durch den schönen Wohnsitz in dem stillen Tal, wo er „seinen noch vor dem Tode zu vollendenden literarischen Geschäften und der Vorbereitung zu diesem sich widmen konnte". Im Landtag, dem hochwichtigen, die Verfassung beratenden von 1819, wie den späteren, hat er nicht nur als überaus fleißiger Arbeiter, sondern auch als freimütiger Vorkämpfer für die Rechte des Volks und der von ihm vertretenen Kirche viel Anerkennung gefunden.

Eine vollständige Übersicht von Abels Schriftstellerei würde mehrere Seiten füllen. Von 1776—1800 zählt Gradmanns

Gelehrtes Schwaben neunundzwanzig selbständige Schriften nebst Beiträgen zu Mosers Patriotischem Archiv, Mauchарts Repertorium, Tübinger Gelehrten Anzeigen auf. Hiezu kamen später noch verschiedene Disputationen, kirchenpolitische und pädagogische Aufsätze, und Abel selbst erwähnt noch außer den genannten Zeitschriften Schillers Anthologie, sowie das Repertorium (siehe S. 111), Hausleutners Archiv, Schmids und Abichts Psychologisches Journal, Kerns Magazin, Jenaer Literaturzeitung und ein katholisches Journal als solche, in die er geschrieben habe. Von allen größeren und kleineren Schriften werden heute nur noch etwa die für Abel selbst nebensächlichen, die geschichtlichen, insbesondere biographischen, der Beachtung gewürdigt: Geschichte eines Räubers und einer Räuberin (des Sonnenwirtles und seiner Geliebten, vergleiche oben S. 110) in der Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben, zweiter Teil, 1787; Beitrag zur Geistes- und Lebensgeschichte G. B. Bilfingers in Mosers Patriotischem Archiv IX, 1788; Über Hofackers (des Juristen K. Chph.) Leben und Charakter 1793; Tobias Mayer in Hausleutners Schwäbischem Archiv II, 1793; die mit der ausgesprochenen Absicht, seine Landsleute zu tatkräftiger Abwehr der Neufranken aufzurufen, verfaßte Geschichte des Einfalls der Franzosen in Württemberg im Jahr 1688 (1794); Lebensbeschreibung Joh. Osianders 1795. Eine in Schönthal angefangene Geschichte dieses Cisterzienserklosters blieb unvollendet (Stuttg. Landesbibliothek Cod. hist. Q. 308).

Wir glauben es dem Greis, der überall sich beliebt gemacht hatte, daß, als er, seit 1812 durch Verleihung des Zivilverdienstordens für seine Person geadelt,[134] im Jahr 1823, bei der Neuregelung der Kirchensprengel im Lande, sich auf ein einfacheres Amt, das des Generalsuperintendenten für den Sprengel Urach, später Reutlingen, mit dem Sitz in Stuttgart, zurückzog, in dem einsamen Jagsttal alt und jung, Protestanten und Katholiken von dem lieben Alten bewegten Abschied nahmen, und daß der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg ihm seine „Liebe gegen die Hohenloher" ausdrücklich verdankte.

Noch sechs Jahre hat der rastlos Tätige seines letzten Amtes gewartet, im Jahr 1828, als die alten Akademiker die hundertjährige Feier des Geburtstages ihres „Vaters" Karl in Stuttgart festlich begingen, mit dankbarer Rührung die Huldigungen treu anhänglicher Schüler entgegennehmen dürfen. Dann als der Achtundsiebzigjährige im Sommer des folgenden Jahres sich Erholung bei seinen Kindern in Schorndorf gönnte, kam nach wenigen Tagen ungeahnt der Ruf zur dauernden Ruhe: am 7. Juli 1829 ist er sanft entschlafen. In der Gedächtnisrede, die ein früherer Schüler Abels hielt, ist das Zeugnis eines vieljährigen vertrauten Freundes mitgeteilt: man habe sich durch die Nähe des Teuren gebessert gefühlt. Das ist die unbewußte Wirkung solcher animae candidae, wie Friedrich Abel war.

Nächst dem Philosophen und Theologen Abel, im Alter dem Schillerschen Kreise noch näherstehend als er, war besonders beliebt und verehrt der Philologe Drück, der gediegenste Humanist, den Württemberg seit den Tagen der Renaissance hervorgebracht hatte, gleicher Verehrung würdig als Mensch wie als Gelehrter und Lehrer. In die Karlsschule ist Drück 1779 berufen worden, so daß seine tiefgehende Einwirkung auf die Schüler erst in die Zeit nach Schillers Austritt aus der Akademie fällt. Aber die Vorliebe Schillers für Plutarch, und daß er 1780 ein Stück aus Virgils Äneis zu übersetzen unternahm, wird wohl mit Grund der Anregung Drücks zugeschrieben, der als der erste hier zu Lande die Alten nicht als Grammatiker, sondern in dem neuen Geiste Herders und Heynes lesen gelehrt hat.

Friedrich Drück

1754—1807 [135]

In Marbach, fünf Jahre vor Schiller, am 9. Dezember 1754, als Sohn des Medicinae Practicus und Apothekers Andreas Jakob Drück und der Luise Christiane Scheinemann

geboren, verlor Friedrich Ferdinand Drück schon in seinem zehnten Lebensjahr den Vater. Die Mutter zog nach Ludwigsburg, so daß der Knabe seine Vorbereitung für die theologischen Seminare in derselben Lateinschule wie Schiller und teilweise noch gleichzeitig mit ihm erhielt. Als zwei Jahre nach Drücks Aufnahme in die Klosterschule Blaubeuren sein Lehrer Jahn an die Anstalt auf der Solitude berufen wurde, feierte ihn der dankbare Schüler durch ein schwulstiges Gedicht voll griechisch-römischer Mythologie: „Die Solitude eine Ode dem Herrn Professor Jahn bey Antritt eines öffentlichen Lehramts bey der ecole militaire auf der Solitude gewidmet von Friderich Ferdinand Drück, der Sprachen geflissenen in dem Herzoglichen Stift Blaubeuren. 1771." Und in Bebenhausen, der zweiten Station seines Studiums, sollte er auf die Kunde, Jahn sei nach Ludwigsburg zurückversetzt worden, ein „Klaglied" verfassen, was er klugerweise ablehnte, da die Nachricht verfrüht war. Der brave Sohn, der durch alle die Kloster- und Stiftsjahre den ersten Platz in seiner „Promotion" behauptete, schrieb von Bebenhausen, wo ein Professor Wild die Jugend nicht zu gewinnen wußte, an die Mutter, er sei nicht so befriedigt wie von Blaubeuren. Doch weiß er auch jetzt ein paar hübsche Episoden zu berichten. Bei der Frau Professorin sind „die Schönen von Bebenhausen" im „Vorsitz" (volkstümlicher Ausdruck für längeren Besuch.) Da sie weggehen muß, stellt sie den Primus Drück an, „die Hausehre zu retten", und die Mädchen lehren ihn spinnen. An einem Sonntag im Sommer 1773 kam der Herzog.

„An dem Eingang des Klosters stunden wir in einer langen Reihe, woselbst Ihn Hr. Professor Wild mit einer Anrede bewillkommte. Nachdem Se. Herzogl. Durchlaucht kurz aber gnädig geantwortet, führte man Sie durch den Kreuzgang in die Chorkirche, woselbst Dieselbe eine Musik empfing. Nach Endigung derselben bestieg ich die Bühne und hielte eine Rede an Serenissimum in deutschen Versen. Nach mir redete mein Schall in lateinischer, Hutten in chaldäischer, Baur in italienischer Sprache, Clemm in griechischen Versen, Pichler in französischer und Hebsacker in hebräischer Sprache. Darauf hielte ich wiederum nach vorangegangener Musik eine Dank-

sagrede vor das geneigte Gehör. Nach diesem wurde Chor gehalten, den Se. Herz. Durchlaucht selbst mitsungen. Nach Endigung desselben fing wieder die Musik an, während der mich der Herzog zu sich berief und mich um meinen Geburtsort befragte, ob ich bei Hrn. Professor Jahn in die Schul gegangen wäre, ob ich gleich in Blaubeuren bei der ersten Lokation Primus worden seie, ob ich es bleiben wollte. Er fragte Hrn. Professor Wild, ob mir keiner den Platz strittig machte, und dieser antwortete mit nein. Er sagte zu mir, der Hr. Professor Jahn habe ihme auch schon von mir gesagt. Darauf besahe Er das Kloster, ging in die meiste Musea und endlich in unsern Hörsaal. Hier waren eben einige geometrische Figuren an einer Tafel angemacht. Er erkundigte sich, welches die besten Geometer unter uns wären, und dann rufte er meinen kleinen Ötinger und mich und examinierte uns in der Geometrie. Zu meinem Ötinger, der ein wenig ängstlich redete, sagte er: laß er sich nicht bang sein, ich bin ja kein so fürchterlicher Kerl. Er fragte den Hrn. Professor Hegelmaier, ob er auch in den Klöstern kariert habe (bestraft worden sei). In Maulbronn einmal, war seine Antwort. Er fragte dann mich das nemliche und ich sagte: Ja. Warum? Ihr Durchlaucht, ich hab' mich verschrieben. So, sagte er, und Madame Leutrum [Franziska, nachmalige Gemahlin des Herzogs] lachte. Nachdem Er sich gegen vier Stund bei uns aufgehalten, so reiste er wieder ab, schickte aber einen Jagdpagen zurück und ließ unsere Reden noch nachholen. Hr. General v. Bouwinghausen sagte zu mir, ich sollte nur brav auf einen Feldprediger studieren. Se. Durchlaucht sagte noch, sie wolle in Tübingen bei unserem Baccalaureat sein, als wobei wir zu Doctores philosophiae gemacht werden." (Die Promotion mußte deswegen schon im August nach Tübingen und sich examinieren lassen.)

Drücks Aufenthalt im Tübinger Stift fällt in die Werther- und Siegwartperiode. Er hatte, wie in dieser Zeit der redseligen tränenreichen Empfindsamkeit jeder gebildete Jüngling, das Bedürfnis, seinen Gefühlen in einem regen Briefwechsel Ausdruck zu geben und Erwiderung zu verschaffen. Eine Schwester und ein Bäschen waren seine Korrespondentinnen; mit letzterer, die sich nach Ulm verheiratete, ist er lebenslang in Briefwechsel geblieben, und da die meisten Episteln seiner Hand erhalten sind, ist uns mit der Kenntnis seines äußeren Lebens auch in sein inneres manch tiefer Blick vergönnt.

Im Stift war nach schwachen, alsbald amtlich unter-

drückten Anfängen einer schöngeistigen Bewegung vor einem und zwei Jahrzehnten „das Wehen des neuen Klopstockschen Geistes mit dem Anfang der 1770er Jahre stärker und unwiderstehlich geworden". Gottlob David Hartmann, der leidenschaftliche, aber bald verstummte Verkündiger dieses Neuen, hatte das Stift eben verlassen, als Drück es bezog. Auch dieser gehörte einer Gesellschaft von Poeten an, schreibt der Freundin Verse, die an Hölty erinnern, verfaßt drei Trauergedichte in einer Nacht, jedes für einen Dukaten, was er, nicht ohne die wenig bemittelte Mutter um Erlaubnis zu bitten, zur Anschaffung von Büchern verwendet. Der Freundin schickt er den Werther, der „seit er im letzten Herbst (1774) herauskam, in unserem Lande schon zweimal nachgedruckt worden ist"; dann wandern Sophiens Reise von Hermes, das Fräulein v. Sternheim der la Roche, Yorik, Grandison, Kleist, Jacobi, Wielands Idris, Michaelis' Operetten hin und her; ganz besonders aber wird über Siegwart eingehend mit der Schwester und der Freundin verhandelt. Wenn Schriften, meint er, der wahrste Ausdruck der Seele sind, so müsse Miller der beste, liebevollste Mann sein. Als er ihn dann persönlich kennen lernte, war er freilich von dem eitlen, nur „von sich, von Klopstock und den Herzensbegebenheiten auf seiner Reise redenden" schwer enttäuscht, wie nach Jahren von Voß mit seiner unerträglichen Selbstvergötterung, während die „schlichte, gesund verständige" Frau Ernestine ihm um vieles besser gefällt.

Nachdem Drück das theologische Studium vollendet und noch zwei Jahre als Bibliothekar im Stift zugebracht, wurde er im Juni 1779 mit drei anderen Magistern, Obrecht, Schober und König, zu einer Prüfung vor den Herzog nach Stuttgart geladen und, da sämtliche Examinatoren, Haug, Nast, Abel, Schwab u. s. w., ihn obenanstellten, als „ohnstreitig der Beste", wie der Herzog an den Intendanten schrieb, zum Professor ernannt.[136] Er ging ungern, fand aber „die große Stadt" viel besser als er erwartet, namentlich das gesellschaftliche Leben, von dem er sich „Bildung für die Welt"

verspricht, das ihm aber auch Langeweile bringt, weil „die Mädchenwelt ein sehr fades Ding aus Modezwang" ist. „In einer Lage, welcher um des Herzogs willen vielleicht mehr Achtung erwiesen wird, als sie verdient, hab' ich überallhin Zutritt und also das beste Mittel zur Menschenkenntnis, diesem wichtigsten Geschäfte. Freilich kömmt einem auch manches unter die Augen; das man unter Menschen nicht sehen sollte, aber es begegnet einem doch immer weit mehr gutes ... Auch der Charakter des Herzogs nimmt täglich eine bessere Wendung. Erst heute erfuhr ich von einem Geheimen Sekretär, daß er schon mehrere Wochen in etliche Gegenden unseres Vaterlandes, wo gegenwärtig eine epidemische Krankheit ist, 100 Gulden, auch 100 Taler aus des Herzogs Schatulle unter fremdem Namen schicken müsse. Sogar bekam ein Beamter einen Verweis, daß er bei Austeilung dieses Geldes gesagt hatte, daß es vom Herzog sei." So im November 1779, nicht ganz zwei Jahre nach jenem feierlichen, von allen Kanzeln verlesenen Versprechen des Herzogs, eine neue Lebensperiode zu beginnen. Schon im Mai 1780 lautet das Urteil des jungen Professors anders. Er verzichtet auf die Freude eines Besuchs der Freundin in ihrem elterlichen Hause zu Oberensingen bei Nürtingen, weil der Herzog „den tollen Einfall hatte, dort ein Gut zu kaufen. Wären wir zusammen dort und wäre Serenissimus guter Laune, so ließ' er mich wahrscheinlich zu sich fordern, um all die Veränderungen zu zeigen, die er da machte; und wär' er's nicht, so ist der Mann neugierig genug, sich nach allen Umständen zu erkundigen, warum ich dahin kam, was ich da machte? Und einem neugierigen Großen fehlt's nie an Zuträgern. Überhaupt wüßt' ich keinen Menschen auf der Welt, der andern weniger Freude gönnt, als der Herzog, er habe sie denn selbst andern gemacht. Wie steif, wie unfreudig aber die Freude aussehe, die er einem macht, dies begreift sich von selbst". So ist denn die Lage des Lehrers am ehesten befriedigend im Sommer, wo der Herzog beinahe nie in Stuttgart ist. Aber auch da ist er „in die Akademie eingekerkert, kann nicht zum Tore

hinaus, ohne aufgeschrieben zu werden, nicht verreisen ohne Urlaub zu nehmen, wenigstens nicht an einen Ort, wo er in der Nähe des Herzogs vorbeikomme, und Urlaub nehmen kann er nicht, weil es zu oft käme. So ein glänzender Sklave ist alles um die Person des Herzogs!"

Etwas später legt Drück ein leider schon mit Nummer 16 aufhörendes „Schwarzes Buch — Verstand und Unverstand" an, worin er allerlei Schwächen seiner Kollegen und Vorgesetzten geißelt, aber auch Heiteres und Bitterernstes vom Gebieter überliefert. Beispiele: Der Herzog ließ den Pfarrer Rümelin von Sielmingen zu sich rufen. Dieser, um recht proper zu erscheinen, schickt die Magd mit der Perücke voraus. Bei Hohenheim begegnet Er ihr. „Woher?" Von Sielmingen. „Was trägt Sie da?" Des Herrn Pfarrers Perücke. „Sie kann nicht hier auf ihn warten, Sie muß dorthin." So schickt er sie eine ganze Viertelstunde weg und wartet auf den Pfarrer, bis er kommt. — Der Kaiser sagte dem Kurier, Herrn v. L., welcher abgeschickt war, für das Universitätsdiplom zu danken: „Mich freut's, wenn es Seinem Herrn angenehm war. Nicht wahr, jetzt macht Sein Herr alle Tage Doktors?" — An der Gräfin Namenstag wurde in Hohenheim vor einem Saal den Armen Brot ausgeteilt. Über der Türe stand eine Devise mit der Aufschrift: Franziskens Überfluß ersetzt der Armen Mangel. Nach geschehener Austeilung des Brots setzte sich der Herzog mit seinem ganzen Hof in eben diesem Saal zur Tafel, und Devise und Aufschrift blieb fest stehen. — Bei der Fête in Hohenheim für den russischen Thronfolger, 1782, äußerte die Gräfin ihr Mißfallen über jene Inschrift an der Einsiedelei: Freunde, ich genoß die Welt u. s. w. In der Beschreibung der Festlichkeiten strich der Herzog das Lob des Prinzen Friedrich, ließ sein eigenes stehen. — Zu der Feier am Geburtstag der Gräfin 1782 machte Uriot den Vorschlag, in dem Tempel der Unsterblichkeit die Bildsäulen Peters und Katharinens, Ludwigs XIV. und der Maintenon, des Herzogs und der Gräfin aufzustellen. Der Herzog fühlte die Konsequenz, wollte es

aber nicht gleich zu erkennen geben. Etliche Tage darauf befahl er, auch den Kaiser, später die russische Kaiserin, dann auch noch den König von Preußen darunter zu stellen, endlich die Maintenon wegzulassen. „Aber," sagte er zu dem Chevalier v. M., der die Rede zur Einweihung dieses Tempels halten sollte, „es fällt mir da ein, die Gräfin unter lauter gekrönten Häuptern. Das Publikum möcht' es mißverstehen. Nur wegen ihrer Tugenden kommen sie hier zusammen. Versteht Er mich? Er muß dies in Seiner Rede sagen." — Als den Fünfundfünfzigjährigen der Leibmedikus R. vor der ungezügelten Sinnenlust warnte, erwiderte er: er sei einmal daran gewöhnt, wie der Tobakschnupfer an eine Prise Tobak, im ganzen mach' es ihm ebensowenig Vergnügen. —

Die erwähnten Festlichkeiten aus Anlaß des russischen Besuchs im September 1782 freuten den emsigen Gelehrten höchstens als Ausruhezeit, weil die akademischen Geschäfte unterbrochen waren, während „die Vergnügungen selbst schon durch das Gerede, das ein halbes Jahr davon war, ihrer übersatt gemacht haben. Es ist doch etwas Sonderbares um das menschliche Vergnügenhaschen", schreibt er, „wie alles hier zusammenfloß, um Dinge zu sehen, die kaum auf etliche Augenblicke das Auge vergnügen konnten, und wie am Ende alles höchst unzufrieden und in seiner Erwartung betrogen wieder abreiste! Und doch hätten alle, die kamen, leicht voraus berechnen können, daß es ihnen so ergehen würde". Vor Pessimismus, wozu der nie ganz gesunde, öfters hypochondrische Mann geneigt sein mochte, bewahrte ihn mit seinem unerschütterlichen Vorsehungsglauben sein Geschichtsinn und offener Blick in die Gegenwart. „Wahrhaftig," ruft er 1783, als wieder einmal der Weltuntergang prophezeit war, „unser Teutschland ist noch nicht gut genug zum Untergehen. In tausend Dingen der Aufklärung haben wir kaum erst angefangen, in tausend andern sind wir erst halbwegs vorgerückt, und nur sehr wenig ist, worin wir es zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht haben. Wir haben also noch

nicht den vollen Zweck erreicht, zu dem wir hier schon bestimmt sind. Überdies sind gerade jetzt solche Gärungen unter den Menschen, die, wenn mich nicht alles trügt, ein allgemeineres Wohl hervorbringen werden, als bisher noch nicht über die Erde verbreitet war. Man fängt an, duldsamer gegen unschuldige Meinungen anderer zu werden, die Frömmigkeit wird reiner und aufgeklärter, die Menschheit lernt nach und nach ihre Würde fühlen, man wagt es laut von Tyrannen zu sagen, daß sie Tyrannen sind, und je lauter das Geschrei wird, desto mehr werden sich diese Herren fürchten, Tyrannen zu sein. Die Rechte des einzelnen Menschen werden ganzen Gesellschaften heiliger, auch der einzelne kann nicht mehr widerrechtlich, wie ehemals, unterdrückt werden, ohne daß es das Publikum erfährt."

Man begreift es, daß der Lehrer, der von solchen Anschauungen und Gefühlen durchdrungen Geschichte lehrte, die Verehrung und Liebe seiner Schüler in besonderem Maße genoß. Beim Karlsfest 1838 erzählte einer derselben: sie haben den Schlag der Lehrstunde für ältere Geschichte jedesmal mit einer gewissen Sehnsucht erwartet, und wenn die zahlreichen Subsellien des geräumigen Hörsaals das Auditorium nicht zu fassen vermochten, so haben sie aus andern Sälen und Zimmern Bänke, Stühle und Schemel herbeigeschleppt. „Der Herzog, dem diese Explosionen einer seltenen Lern- und Wißbegierde nicht verborgen blieben, beehrte einst eine solche Vorlesung mit seinem Besuch, den er auf die ganze Stunde ausdehnte. Beim Abschied drückte er dem würdigen Lehrer die Hand und richtete die freundlichen Worte an ihn: Ich dank' Ihm, lieber Herr Professor! Nun nimmt es mich nicht mehr wunder, daß die jungen Leute so gern in Sein Kollegium gehen; Er versteht es sehr gut, ihnen Seinen Lehrsaal zu einem Rekreationsplatz zu machen." [137]

Außer der Geschichte hatte Drück Geographie zu lehren und mit den Schülern alte Klassiker zu lesen. Auch diese Fächer hob er über den gewöhnlichen mechanisch-pedantischen Betrieb hinauf. Vom geographischen Unterricht zeigt dies

seine erste und einzige größere Druckschrift: Erdbeschreibung von Asien. Erster Teil. Stuttgart, Metzler 1784. Er schickte das Buch auch seiner Freundin, obwohl es sie nicht interessieren werde, aber es soll einmal ein getreuer Abdruck seiner Seele für ihren Sohn sein. „Alles, was besonders von seiten der bürgerlichen Einrichtungen meinen Beifall oder meinen Haß hat, hab' ich darin gezeichnet, alle meine Wünsche für die Menschheit darin ausgeschüttet und so stark als möglich der immer zunehmenden Unterdrückung ins Angesicht geflucht. Wie belohnt würd' ich mich vor all meine Mühe halten, wenn nur etliche aus diesem Buche freier von den sogenannten großen Herrn denken lernten, nur einer dadurch eifrigerer Anbeter des allweisen Urhebers und Regierers der Welt würde!" Leider ist diesem ersten Band des Buchs niemals ein zweiter gefolgt. Der philologische Unterricht sollte zugleich vorbereitend sein für den philosophischen. Abel las mit den Schülern Ciceros Schrift de officiis, Drück den Geschichtschreiber Justinus, um sie „sowohl in der lateinischen Sprache als auch in der Philosophie und der Geschichte zu üben, damit sie hernach desto stärkere Fortschritte in ihrem philosophischen Kursus machen könnten". „Drück suchte unseren Geist vornehmlich dadurch zu bilden, daß er uns in den Geist der Autoren einführte. Nur er leitete uns an, die Gedanken des Klassikers aufzusuchen und zu erfassen; nur er zeigte den Zusammenhang und den Gedankengang und übte uns, an das, was wir lasen, den Maßstab des Gesetzes anzulegen, welches man in der Logik das des zureichenden Grundes nennt. Im Geschmack war ihm keiner der neben ihm stehenden Lehrer zu vergleichen; er hatte eine besondere Gabe, dieses Organ in uns zu wecken und in Tätigkeit zu erhalten, wobei er auch die Beurteilung deutscher Dichterwerke anwandte." So berichtet der berufensten einer unter den Schülern, Karl Ludwig Roth,[138] über Drück aus der wenig späteren Zeit, da dieser nach Aufhebung der Akademie am Gymnasium lehrte. Als „das vornehmste Element in des Meisters ansprechender Weise" bezeichnet Roth „seine Humanität, an welcher

zwar seine natürliche Anlage großen Anteil hatte, die aber doch eigentlich als eine Frucht seiner Willenskraft betrachtet werden muß, denn er war von Natur zu heftigen Aufwallungen sehr geneigt; es war die Macht der mannhaften christlichen Liebe, die das Lehramt als den von Gott vertrauten Beruf betrachtet und für die menschliche Schwachheit täglich neue Stärkung bei der Quelle aller Weisheit sucht".

Glücklich in seinem Beruf, im Verkehr mit den Kollegen Abel, Schwab, Hochstetter und andern, in seinem häuslichen Leben mit Mutter und Schwester und seit 1789 mit der seiner würdigen Gattin, Friederike Rau, Oberamtmannstochter von Kloster Anhausen an der Brenz, hat der beliebte, in weiten Kreisen geschätzte Mann doch wiederholt sich von Stuttgart und der Akademie weg, auf eine Landpfarrei oder in eine Klosterschule, gesehnt. Die Arbeitslast bei zehn Schul- und vierzehn Privatunterrichtsstunden neben dem Bibliothekgeschäft war groß, das Einkommen auch bei der einfachsten Lebensweise den Bedürfnissen der wachsenden Familie, der Übung einiger Gastfreundschaft, dem Bücherbedarf des Gelehrten kaum entsprechend. Aber der Herzog ließ ihn nicht ziehen, gab ihm nur eine kleine Zulage als Bibliothekar, so daß die ganze Besoldung schließlich 1150 Gulden und 2 Meß Holz betrug. Die Freundschaft großgesinnter freigebiger Edelleute, v. Palm, v. Tessin, v. Seckendorff, hat der Zartfühlende nie für sich, nur für Witwen und Waisen, talentvolle Jünglinge u. s. w. in Anspruch genommen.

Gleich seinem Freund Abel erkannte Drück deutlich die Mängel der Anstalt, an welcher er wirkte: er hofft im Herbst 1784 eine gründliche Veränderung, wohl in dem von Abel (S. 116) angeregten Sinn; „sie käme von allen Seiten so gerade zur rechten Zeit, und sollte diese Veränderung auch ihr Tod sein". Als aber dieser Tod nach dem Hingang ihres Stifters wirklich kam, klagt doch auch er über „die schnöde Art, womit ein Institut, das bei wirklichen großen Fehlern gewiß noch größere, für das Vaterland höchst wichtige Vorzüge hatte, nun von Leuten behandelt wird, welche wegen

ihres Amtes schon das Gute desselben, wenn auch unter einer ganz veränderten Form, für das Vaterland zu erhalten höchst bemüht sein sollten". Aber, tröstet er sich, „diese Gleichgültigkeit wird in Ewigkeit nicht das zernichten können, was die Akademie wirklich Gutes geleistet hat". In diesem Sinne hat er am 22. Februar 1794 dem Herzog Karl und seiner Stiftung die würdige Trauerrede gehalten.[139]

Zunächst blieb für ihn Arbeit genug: Unterricht für die vielen Zöglinge, die nach der Aufhebung der Akademie noch in Stuttgart blieben und deren „Bedürfnisse möglichst zu befriedigen der fortdauernde Genuß seiner Besoldung ihm zur Pflicht machte"; an der Bibliothek aber „mehr Taglöhners- als Bibliothekarsarbeit, da der Prinz [Friedrich, der nachmalige König], der so gern regieren möchte, daß er schon vor der Zeit zu regieren sucht, so begierig ist, den vollendeten Katalog einer von ihm ehemals so gleichgültig behandelten Bibliothek zu haben". Drück selbst und die Behörde dachte an eine Professur in Tübingen für ihn; aber „so wie dieses itzt ist und vermutlich immer sein wird" — namentlich das Stift sei ganz verwildert — möchte er lieber nicht hin. „Stuttgart hält mich gewiß nicht, seiner bin ich längst satt, und werde es bei dem neuen Gang der Dinge, in welchem so ganz nichts von der Selbständigkeit voriger Zeiten mehr ist, täglich mehr. Aber, Akademie! du wirst ewig meine Sehnsucht haben."

Als er dann Lehrer am oberen Gymnasium, unter Beibehaltung des Bibliothekariats, wurde, durfte Drück noch über zwölf Jahre als ein Lehrer von Gottes Gnaden im Segen wirken (S. 131). Sein Familienleben, ob ihm schon ernste Prüfungen durch Krankheiten und Todesfälle nicht ausblieben, war ein überaus glückliches, einem weiten Verwandtenkreis zu gute kommendes; der vertraute Verkehr mit seinem Georgii, den man hernach den letzten Württemberger genannt hat, mit Abel in Tübingen, mit Spittler und Planck, wenn diese von Göttingen kamen, erhielt den Mitteilsamen frisch; die Achtung und Liebe der weitesten Kreise linderten einigermaßen den Kummer, mit welchem der treue Patriot sein geliebtes Alt-

württemberg und dessen hoch eingeschätzte Verfassung unter dem Drang der Weltereignisse langsam untergehen sah. Zwar in den Schreckenstagen des Juli 1796, als die Franzosen mit den Österreichern um Stuttgart her kämpften, blieb Drück mit den Seinen verschont, nur in der Wohnung unter ihnen „fiel ein Plünderer ein und holte sich durch die übergroße Feigheit der Leute zwei Uhren und ein Paar Schuhe". Aber er sieht in dem, was jetzt geschieht, nur einen Vorschmack von dem Jammer, der noch kommen soll, der freilich, wenn er „größere Besinnung, vernünftigeres Hinsehen auf das, was wirklich nötig und gut ist, nach sich zieht", heilsam wirken kann. Im November starb der Landschaftskonsulent, ehemalige Professor der Akademie, Hochstetter, Drücks langjähriger Freund, an dem er stets sein eigenes Arbeiten und Handeln gemessen hatte. In volltönenden Worten, wie sie die Männer von damals nach antikem und französischem Vorgang liebten, in diesem Fall aber sehr ernsthaft gebrauchten, sorgte der landständische Ausschuß freigebig für die Hinterbliebenen des Braven, der „sich um das Vaterland wohl verdient gemacht" habe, und bestellte zum Pfleger für sie den Professor Drück „als den besten Mann des Vaterlandes". Mindestens gab es keinen, der die Gebrechen und die Leiden seines Landes schmerzlicher empfand; keinen, der gerechter als er den Teil von Schuld abwog, welcher die Regierung und die Stände traf. Klagt er nach Hochstetters Tod: „Ich muß mich hüten, auf mein Vaterland und auf die Herren, die an seiner Spitze stehen, hinzublicken; die sind doch zum Teil gar zu dumm, zum Teil gar zu bös, und etliche sind wohl beides zusammen, oder was ist der Grund, daß sie keinen Landtag wollen und itzt im Frieden mit Frankreich sich so sonderbar gebärden?" — so sieht er den endlich im März 1797 einberufenen Landtag nach hoffnungsvollem Anfang bald gefährliche Wege wandeln. „Es ist keine Einheit mehr unter den Köpfen. Nicht Zutrauen, was eine solche Versammlung doch immer leiten muß, sondern individuelle Ideen und kleinliche Wünsche regieren nun jeden einzelnen. Eile wäre das allererste gewesen, um

die rechte Zeit noch zu erhalten, nämlich für die Erreichung der Verbesserungsplane die Abwesenheit des Erbprinzen, für die Erhaltung der großen Steuern die frische Angst vor den Franzosen." „Als neu aufgestellter Zensor," scherzt Drück im Sommer 1797, „halte ich die Wage des Verstandes meiner politischen Landsleute in der Hand, und wenn mein Blut zu träge fließen will, so geh' ich in der einen Stunde zu einem Mitgliede des Gouvernements und lasse mir über die Streiche der Landschaft, und in der andern zu einem Landschaftskonsulenten und lasse mir über den bösen Willen des Gouvernements vorklagen. Am Ende ärgere ich mich dann über beide, daß sie im Grunde sich nur mißverstehen und keiner bösen Willen gegen den andern hat. Das Mißverständnis richtet offenbar so viel Unheil an als das Unverständnis, wiewohl es an diesem bei uns gegenwärtig auch nicht fehlen mag."

Nach der Thronbesteigung des Herzogs Friedrich im Dezember 1797 macht den Patrioten anderes sorgenvoll und bekümmert. „Leidenschaftlichkeit in jeder Handlung und vernichtender Stolz gegen alles, was nicht wenigstens adeliges Blut in seinen Adern hat, nebst hohem Hang zur Verschwendung auf der einen Seite und zu weit getriebener Eigensinn auf der andern, der, anstatt biegen zu wollen, brechen will, und zu lebhaft aufgenommene Zeitbegriffe sind die zwei öffentlichen Feinde, welche gegen einander noch immer zu Felde liegen und von den leichten Truppen, dem Privatehrgeiz, Privatrache, Eigennutz, Eigendünkel und Herrschsucht, die dem feurigsten Demokraten fast immer am ehesten zu Kopf steigt, sobald er in einer wirksamen Stelle ist, angeführt werden" . . .

Vom November 1797 bis Oktober 1798 wohnte Drücks vertrauter Freund Eberhard Georgii als Abgesandter der württembergischen Stände dem Friedenskongreß in Rastatt an. Daheim gewöhnt, regelmäßige Zwiesprache zu halten, jetzt nach fortgesetzter Fühlung mit der Heimat verlangend, führte er einen regelmäßigen Briefwechsel mit Drück. Leider sind uns nur Georgiis Briefe[140] erhalten, aber wir lernen aus ihnen manches weniger Bekannte vom Gang des Länder-

schachers in der Markgrafenstadt kennen und erfahren, wie sehr sich Drück durch seine treuen Berichte über die Menschen und Dinge in Stuttgart, besonders auch durch eingehende Beschreibung der schwäbischen Prälaturen und Reichsstädte, welche zur Entschädigung der jenseits des Rheines Beschädigten bestimmt waren, Georgiis und nach dessen lebhafter Versicherung „des Vaterlandes Dank" verdient hat.

Die Mitteilungen an die Ulmer Freundin zeugen von wachsender Verstimmung über die heimischen Ereignisse und Zustände.

Juli 1799: „Wir haben allerdings einen Landesvater, aber der alle seine Landeskinder als unmündig betrachtet. Seine neuliche Reise an die österreichische Grenze hatte ohne Zweifel keinen anderen Zweck, als von dem Kaiser eine Rute für diese Unmündigen zu holen. Indessen die Sprecher für diese Landeskinder betragen sich wirklich so, als wenn nicht nur diese, sondern sie selbst auch noch, nicht eben an Jahren, aber doch an Verstand, unmündig wären" ... September 1799: „Die Entlassung dreier Geheimenräte, worunter gerade einer der würdigsten des Kollegiums war (Hoffmann), der dadurch geschehene Bruch in unsere Verfassung, der feste Entschluß des Herzogs, den Frieden mit den Franzosen zu brechen und seine Truppen, zu denen das Land von neuem 4000 Rekruten geben soll, nachdem es vor acht Tagen 1600 gegeben, zu der Armee stoßen zu lassen, die fortdauernden Requisitionen der Kaiserlichen, die Schuldenlast von wenigstens 13 Millionen, das gänzliche Verschwundensein des Geldes aus dem Lande, das Mißtrauen des Herzogs gegen seine Räte und der Geheimenräte gegeneinander, der Haß des Gouvernements gegen die Landstände, der Mangel an fester und weiser Politik bei diesen, die Unzufriedenheit des Landes mit seinen eigenen Ständen, das zurückstoßende Betragen des Herzogs gegen alles, was ihm auf dem Wege begegnet, und nun seit 14 Tagen der Einfall der Franzosen, das Ausschicken unserer Soldaten gegen dieselben, die auch wirklich mit ihnen handgemein geworden sind, das Flüchten aller Kassen, aller beweglichen Güter des Hofs, der fürstlichen Familie selbst, des Letzten, was noch in Ludwigsburg war, dem Zeughaus Ulm zu, Affen und Papageien und fürstliches Vieh und Rekruten in einem Haufen hinter Cannstatt. ... Man behandelt das Land wie ein Privatmann bei einem Brande sein Haus, das ihm vor Feuer assekuriert ist. Er denkt nicht an das Löschen, nur an das Retten seiner Möbeln. Ob aber Rußland und Österreich das abgebrannte Haus wieder hergestellt hätten, wer möchte das versichern? Daß es aber

stündlich noch dem Brande ausgesetzt ist, ist nur zu gewiß." — Oktober 1800, nachdem lange in Stuttgart Franzosen gelegen, die Beamten keine Besoldung in Geld und Wein erhielten u. s. w.: „Ach! wenn Gott bald Frieden gäbe, ohne welchen kein Heil ist; und selbst der Friede, wird er die Wunden unsers Vaterlandes benarben lassen? Freilich, das Brennende dieser Wunden wird auch sein Gutes haben, es wird doch einzelne zum Nachdenken über sich, zur Besonnenheit, zu der Kunst des Entsagens oder vielmehr des Entbehrens bringen. Daß aber die Menschen nur erst nach harten Lektionen so etwas lernen! und der wievielste lernt wirklich?" — 1803, als die Reichsstadt Ulm bayrisch geworden: „es war doch recht gut, daß der württembergische Hirsch euch nicht auf seine Hörner nahm" ... Im Oktober liest Drück auf einer Fußreise mit den Seinigen in einer Zeitung „den Tod der Allgemeinen Zeitung. Ich vermutete leicht, daß die Hofexplosion, deren Blitz das Blatt so plötzlich niedergeschmettert hatte, auch die Zensoren, deren einer ich war, schrecklich angedonnert haben würde. Ach! ich fühlte mich schon dem Dunstkreis der Hauptstadt näher. Alle meine so frohe Stimmung legte sich ... wir sind vergnügt gewesen. Hier könnt' ich's nur dann sein, wenn ich vergessen, nicht sehen, nicht hören könnte. Aber vergessen, nicht sehen, nicht hören ist — Tod. Nun, auch der Tod wird einmal kommen". —

Im Jahr 1804 wird Drück von seinem Landsmann Steinkopf in London von der Gründung der Britischen Bibelgesellschaft benachrichtigt und gebeten, über den Stand der Bibelverbreitung in Württemberg sowie die reiche Bibelsammlung in der Stuttgarter Staatsbibliothek zu berichten — die erste Anregung zu der 1812 ins Leben getretenen Württembergischen Bibelanstalt.[141] In diesem Jahr 1804 ist Drück unter den Lehrern des Prinzen Eugen von Württemberg, des nachmaligen Siegers von Kulm. Dennoch erhält er nicht das erledigte Rektorat am Gymnasium, um das er allerdings aus Rücksicht auf ältere Kollegen sich nicht gemeldet, das aber jedermann ihm zugedacht, für welches das Konsistorium und der größere Teil des Geheimen Rats ihn vorgeschlagen, der Kurfürst selbst ihn ins Auge gefaßt hatte. Der Minister v. Mandelslohe trat dazwischen, und „weil er nichts vorzuschieben wußte, unterschob er mir solche politische Grundsätze, welche, wie das Dekret sich ausdrückt, nicht geeignet seien, Anhänglichkeit an

den Regenten zu erzeugen und zu unterhalten". Drück und seine Frau trösten sich über das Nichterhalten des „bequemen Besoldungshauses" damit, daß ihm „die Beschäftigungen seines bisherigen Amtes angenehmer sind, als die des Rektorats". Die Nachricht von der schweren Erkrankung Ferdinand Hubers, des Redakteurs der Allgemeinen Zeitung, beunruhigt Drück und viele Stuttgarter, „denn Hubers haben viele Freunde hier zurückgelassen". Kurz vorher hatte Drück, wie von Ernestine Voß, so von Therese Huber geschrieben, ihm dünke, sie sei seit manchen Jahren der vorzüglichere Teil des Ehepaares. „Schon der kostbare Stil, in welchen der Mann alles einwickelt, scheint mir zu beweisen, der Mann hat zu — verhüllen. Die Frau ist freilich ein Klingklang einer Schelle, aber dieses ist sie nur oft. Im wesentlichen ist sie ein musterhaftes Hausweib und eine Freundin, welche wahrer Aufopferung für Freunde fähig ist. Haben Sie Nachsicht mit der schmetternden Außenseite; es ist im Grund eine gut organisierte Frau." — 19. Oktober, 1805 mit der Nachricht, ein Schmalzhafen für die Freundin in dem den Franzosen ausgelieferten Ulm stehe bereit: „Gott, welche Begebenheiten in so wenigen Tagen! Heute vor vierzehn Tagen war Napoleon noch auf der Brücke zu Cannstatt, und nach seinem heute hier angekommenen Bulletin ist die österreichische Armee um mehr als 40000 Mann vermindert und der Rest derselben von Murat und Lannes über Heidenheim und Aalen hin verfolgt." — März 1806 (Württemberg ein Rheinbunds-Königreich): „Seit dem Anfang Oktobers entwickelt sich allmählich, was nun seit dem 30. Dezember in vollem Maße



Professor Drück

ausgebrochen ist in unserem Vaterlande. Wir haben dieses im eigentlichsten Sinne verloren. Und seit acht Tagen ist nun vollends eine desorganisierende Organisation erschienen, welche jenes bis zur völligsten Unkenntlichkeit umbildet. Auch nicht ein Stein von dem alten Gebäude ist auf dem andern geblieben. Man möchte vor Wehmut weinen und vor Ärger heulen." Wie tief der Groll über den Staatsstreich des Rheinbundskönigs in dem so gar keines Hasses fähigen Herzen saß, zeigt ein Brief vom 28. Mai 1806, der sogar an dem Prinzen-Thronfolger, der Hoffnung der Patrioten, verzweifelt.

Am 1. Februar 1807 schrieb Drück zum letzten Male nach Ulm, mit sichtlicher Veränderung der lange so gleich gebliebenen schönen Handschrift. Die Antwort war ein Klag- und Trostschreiben der Freundin an die Professorin und ihre Kinder, die den besten Gatten und Vater am 27. April verloren hatten. „Er hat ein schönes Leben gelebt," schrieb jene, und dieses Zeugnis klingt durch die verschiedenen Nachrufe, welche dem Vielbetrauerten, schmerzlich Vermißten gewidmet worden sind.[142] Echte Humanität, ein edler, durch das klassische Altertum gebildeter und genährter Geist, tiefe Religiosität, deren Katechismus klein, aber umsomehr in Geist und Leben übergegangen war, unbestechlicher Freimut bei aufrichtiger Bescheidenheit und steter Maßhaltung, unbegrenzte Menschenliebe bei voller Menschenkenntnis — das sind die einstimmig gerühmten Grundzüge im Bilde des Mannes, die es erklären, daß „nicht leicht in der Stadt, wo treue Lehrer der Kirche und der Schule jederzeit viele Anerkennung und Anhänglichkeit gefunden haben, der Tod eines Mannes so aufrichtig und allgemein beklagt worden ist, wie das Abscheiden Drücks im April des Jahres 1807."[143] Auf seinem Grab im schönen Stuttgarter Hoppenlaufriedhof haben „dankbare Schüler ihrem allverehrten Lehrer" einen Denkstein gesetzt, mit den schlichten Worten: Ein edleres Denkmal errichtete er sich selbst in unsern Herzen.

Drücks Witwe, die ihm neun Kinder geschenkt hatte, wovon vier frühe wieder starben, durfte, von treuen Freunden

des Vollendeten, seinem Georgii und andern, in der Erziehung der Waisen kräftig unterstützt, hernach an dem Sohn, einem würdigen Pfarrherrn, den Töchtern und Schwiegersöhnen, darunter Karl Mayer, dem Dichter, und noch an Enkeln und Urenkeln viel Freude erleben, bis sie nach vierzig Jahren dem geliebten Mann in die Ewigkeit gefolgt ist.

Noch ein dritter Lehrer, der nach seinem Alter und durch andauernde freundliche Beziehungen Schiller näher stand, verdient Erwähnung:

Jakob Naſt

1751—1822

Durch Conz (S. 26) wissen wir, daß Professor Nast, wenn er homerische Gesänge nach Bürgers Übersetzung vorlas, auf Schiller „einen erfreulich begeisternden Eindruck gemacht hat". Der Lehrer und der Schüler traten neun Jahre nach des letzteren Austritt aus der Akademie wieder in Verkehr. Am 15. November 1789 meldet der Dichter seiner Braut von Briefen, die er in sein Vaterland geschrieben:[144] „Es sind dort einige brave Männer, die meine Lehrer waren und die noch viel Vertrauen zu mir haben. Ein gewisser Professor der griechischen Literatur, Nast, bei dem ich das Griechische lernte (oder vielmehr lernen sollte), machte mir die Proposition, ob ich nicht mit ihm in Gesellschaft eine deutsche Ausgabe der griechischen Tragiker unternehmen wolle. Meine Iphigenie scheint ihm hohe Begriffe von der griechischen Gelehrsamkeit seines ehemaligen Schülers erweckt zu haben. Ich ver-



Professor Nast
um 1780

mute, daß ihm dieses Projekt sehr am Herzen liegen mag, und ich freute mich, daß ich ihm seinen Wunsch erfüllen konnte." Nast hatte dem „verehrungswürdigen Freund" geschrieben,[145] er glaube zu dieser Benennung nach dem Verhältnis, worin sie gegeneinander gestanden seien, noch einiges Recht zu haben; „ich habe seit der Zeit, als Sie Stuttgart verließen, an allen Ihren angenehmen Schicksalen, obgleich in der Stille, doch mit wahrer Herzensempfindung teilgenommen und mich der Verdienste, die Sie Sich inzwischen um unsere deutsche Literatur erwarben, mit deutschem Patriotismus erfreut, und nun freue ich mich fürwahr gedoppelt, daß Sie Sich entschlossen haben, wieder in die akademische Laufbahn zurückzukehren und Sich einem Fach zu widmen, das nicht nur auf deutschen Universitäten noch immer allzusehr vernachlässigt wird, sondern worinnen wir Deutsche überhaupt gegen andere Nationen, vornehmlich Engländer, noch am meisten zurückstehen. Gott stärke nur Ihre Gesundheit, damit Sie auch für die Geschichte, worinnen Sie bereits als Meister aufgetreten sind, das leisten können, was Sie zur Ehre der Nation schon längst für die Poesie und schöne Wissenschaften geleistet haben!" Der von Nast gemachte Vorschlag kam nicht zur Ausführung, wohl aber lieferte er 1791 in Schillers Thalia eine metrische Übersetzung der Elektra des Euripides.[146] Und im Frühjahr 1794, als Schiller mit den alten Freunden in Stuttgart verkehrte, machte nun dieser Cotta das Anerbieten, mit den „vortrefflichen Griechen" Nast und Conz (S. 32) „die vorzüglichsten griechischen Tragödien in einer modernen und angenehmen Übersetzung unter dem Titel Griechisches Theater bandweise herauszugeben"; die Korrektur könnte vielleicht durch Herrn Nast besorgt werden.[147] Auch diesmal blieb es beim bloßen Vorhaben.

Johann Jakob Heinrich Nast war am 8. November 1751 geboren als der älteste von zwölf Söhnen des Präzeptors, nachmaligen Professors am Stuttgarter Gymnasium, Johannes Nast, der selbst auch einer von zwölf Brüdern war, 1789 Pfarrer in Plochingen wurde und dort 1807 gestorben

ist. Vom Vater, der sich als Sprachforscher und Bibliograph einen Namen machte, vorgebildet, durchlief er, in derselben Promotion wie Abel, die Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn sowie das Tübinger Stift und wurde aus diesem, bald nach dem Genannten, im Januar 1773 auf die Solitude als Professor der lateinischen und griechischen Sprache berufen. Sein Gehalt von ganzen 350, später 600 und zuletzt 700 Gulden, macht erklärlich, daß er, seit 1780 mit der Tochter des Bürgermeisters Weiler in Gernsbach verheiratet, wiederholt um Beförderung nach Maulbronn und an das Stuttgarter Gymnasium gebeten hat.[148] Von seinem Unterricht schreibt der Kieler Physiker Pfaff:[149] „In der klassischen Literatur war mein Hauptlehrer Professor Nast, ein sehr tüchtiger Philolog, von lebhaftem Wesen, und wir handelten nach der Reihe die gewöhnlich gebräuchlichen griechischen und römischen Autoren ab, sowie auch Nast römische Altertümer vortrug und uns in deutschen Aufsätzen, die wir zum Teil deklamieren mußten, übte." Das „lebhafte Wesen" erhält durch einen Schüler am Gymnasium, H. Wagner, den Geschichtschreiber der Karlsschule, die leidige Erläuterung: Nast sei infolge ehelicher Dissidien öfter Nachmittags unvorbereitet, auch, wie es schien, in erhitzter Stimmung in die Lektionen gekommen. Er war schon vor Aufhebung der Akademie 1792 an das Gymnasium übergetreten und ließ sich nach seines Vaters Tod 1807 auf die Pfarrei Plochingen versetzen, wo er am 23. August 1822 gestorben ist.

Zahlreich sind seine Druckschriften, neben lateinischen und deutschen Reden, Programmen und Gedächtnisschriften (auf Guibal, Vater Nast und andere), vereinigt in zwei Sammlungen, Tübingen 1820 f., die größeren: Griechische Kriegsaltertümer, Stuttgart 1780, und die mit seinem Kollegen an der Akademie, Hauptmann Rösch,[150] herausgegebenen Römischen Kriegsaltertümer, Halle 1782.

Der engere Freundeskreis

Über vierhundert Zöglinge waren schon vor Friedrich Schiller in die Pflanzschule auf der Solitude eingetreten, aber auch etwa hundert durch Tod und Entlassung wieder abgegangen. Unter den dreihundert in der Anstalt lebenden fand Schiller zahlreiche Ludwigsburger, meist Soldatenkinder, auch einige Offizierssöhne. Die letzteren mögen teilweise mit ihm schon auf der Schulbank gesessen sein, so die Söhne der Offiziere Bleibel, Miller, Vosseler, Pfeifflin, der Regimentsfeldscherersohn Stoll, der Sohn des Oberhofgärtners Scheidle. Freundschaft verband ihn aber unseres Wissens nur mit den vier Schulkameraden, die wir bereits näher kennen gelernt haben: den beiden Hoven, Elwert und Massenbach.

Bald fand sich nun ein kleiner Dichter- und Künstlerbund zusammen: neben Schiller und dem älteren Hoven: Scharffenstein, Petersen, Dannecker, Zumsteeg, wozu später noch Haug, Ludwig Schubart und Lempp traten — ein Kreis vielversprechender Jünglinge, von denen der Dichter und der Bildhauer es zu unvergänglichem Ruhm gebracht haben; doch auch die andern verdienen, und zwar nicht bloß als Freunde des Unsterblichen, der ihnen manches verdankte, im Gedächtnis eines weiteren Jahrhunderts als des ihrigen erhalten zu werden.

Hatte in diesen 1770er Jahren das Schwärmen für Klopstock deutsche Jünglinge in Göttingen, die Begeisterung für Goethes Werther und Götz die Zöglinge des Tübinger Stifts in Dichtervereine zusammengeführt: warum sollten nicht dieselben Heroen und Rousseau und Shakespeare die jungen

Geister auf der Solitude verbünden und ihnen so wichtig oder wichtiger sein als Friedrich von Preußen oder Franklin und Washington? Was Schiller aus der alten Heimat 1793 an seinen Körner schreibt: „Mit Hoven habe ich von meinem 13. Jahr bis fast zum 21. alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert. Zusammen dichteten wir, trieben wir Medizin und Philosophie; ich bestimmte gewöhnlich seine Neigungen," das darf gewiß für das Zusammenleben dieses engeren Freundeskreises überhaupt gelten.[151] Aus dem kleinen, von Schiller geführten Chor haben wir Fritz Hoven bereits näher kennen gelernt. Noch enger als mit ihm, schwärmerisch wie mit keinem andern, war Schiller mit Scharffenstein verbunden — Selim mit Sangir, wie die jungen Dichter in Anlehnung an Kleist sich nannten.

Georg Scharffenstein

1760—1817 [152]

Die alte Reichsgrafschaft Mömpelgard, ein vom Doubs durchflossenes Ländchen südlich vom Oberelsaß, war gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch Heirat an das Fürstenhaus Württemberg gekommen. Die Bewohner, die von jeher französisch gesprochen, aber niemals für Franzosen hatten gelten wollen, auch strenge Lutheraner waren, verdankten den württembergischen Fürsten gute Schulen und die regelmäßige Aufnahme ihrer für das theologische Studium bestimmten Söhne in das Stift zu Tübingen. Von 1558, in welchem Jahr Daniel Toussaint, der nachmalige Vorkämpfer des reformierten Kirchentums in der Pfalz, zu Tübingen Magister wurde, bis zur gewaltsamen Einverleibung der linksrheinischen Besitzungen Württembergs in die französische Republik haben mehrere Hundert „Mömpelgarder", das heißt Angehörige der Grafschaft und der gleichfalls lange Zeit württembergischen Herrschaften im Elsaß: Horburg, Reichenweier, Blamont, Hericourt u. s. w., die Wohltat des unentgeltlichen theologischen Studiums in Tübingen genossen.

So lag es für den Gründer einer eigenen weltlichen Lehr- und Erziehungsanstalt, Herzog Karl, nahe, auch diese mit Mömpelgardern zu besetzen. Er hatte 1769 seinen jüngsten Bruder Friedrich Eugen als Statthalter in Montbéliard eingesetzt, und schon die nächsten Besuche, welche der Einsame zu Weihnachten 1770 und im Frühjahr 1771 bei den glücklichen Geschwistern und ihrer heranblühenden Kinderschar dort machte, hatten die Folge, daß im Januar 1771 zwei junge Mömpelgarder in die Garten- und Stukkatorknabenschule auf der Solitude, im Mai und August dieses Jahres nicht weniger als zweiundfünfzig Söhne des Außenländchens in die jetzt zur Militärpflanzschule erhobene Anstalt eingetreten sind. Es waren mehrere darunter, die es zu schöner, einige zu hervorragender Stellung und einem dauernden Namen gebracht haben, und wenn sie alle von ihrem Landsmann Cuvier überstrahlt worden sind, so hat doch einer ein Anrecht auf unsere volle Würdigung, umsomehr als ihm bis heute kaum ein Anfang davon geworden ist: Georg Scharffenstein, unter den Mitschülern und Freunden Schillers vielleicht der ihm in Feuer und Schwungkraft am meisten verwandte, durch Schiller mit einem Ebenbürtigen verbunden — Eberhard Lempp, der gleichfalls erst auf diesen Blättern die verdiente Erneuerung seines früh erloschenen Gedächtnisses erhalten wird.


General Scharffenstein

Scharffensteine, wohl Angehörige einer aus Deutschland (Sachsen?) eingewanderten Familie, saßen seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts unausgesetzt teils im Rat der Achtzehn, teils im Magistrat der Stadt Mömpelgard; einige

brachten es zum Ersten Bürgermeister (maître-bourgeois en chef), andere waren Spitalmeister oder Advokaten. Auch Theologen, die im Tübinger Stift ihre Ausbildung erhielten, begegnen uns: Johann Georg Scharffenstein von Mömpelgard, Magister 1659, Pfarrer ad S. Julianum in seiner Vaterstadt; Julius Friedrich Scharffenstein, geboren Mömpelgard 1688, Magister 1710, Pfarrer in Rappoltsweiler, entlassen, Professor der occidentalischen Sprachen in Nürnberg, 1744 Pfarrer zu Kirchahorn im Bambergischen, wird in der Literaturgeschichte genannt als Übersetzer von Voltaireschen und Calderonschen Dramen; Peter Scharffenstein von Mömpelgard, der in Tübingen 1697 Magister wurde, trat in den altwürttembergischen Kirchendienst und starb als Prälat in Murrhard 1765; sein Sohn Georg Christoph, 1717—1784, war schließlich Stadtpfarrer in Winnenden. Zuletzt begegnen noch Ludwig Imanuel Scharffenstein von Clairegoutte, Magister 1782, gestorben in Marbach als Pfarrer a. D. von Hohenacker 1844, und dessen Sohn Karl Ludwig Ulrich, gestorben 1830 als Pfarrer in Winzerhausen.

Die meisten Mömpelgarder Scharffensteine trieben das Goldschmiedgewerbe, so auch David Nicolas, der, mit einer Madeleine Brandt verheiratet, am 11. Januar 1770 als Goldschmied, Mitglied des Magistrats, gestorben ist. Sein Sohn, geboren zu Montbéliard 13. Dezember 1760, war unser Georg Friedrich, der als Waise, wie bereits gemeldet, am 29. August 1771 in die Anstalt auf der Solitude kam. Dort tat er sich während der ersten größeren Hälfte seines Aufenthalts wesentlich durch Wohlverhalten hervor. Denn nach den von ihm sorgsam aufbewahrten Diplomen erwarb er sich den ersten Preis in der Conduite und den zweiten in der Zivilbaukunst am 16. Februar 1772, einen Preis in der Conduite 14. Dezember 1772, den ersten Preis in derselben 14. Dezember 1773, den Preis „vor die Conduite der ersten Abteilung" 14. Dezember 1775. Ein Menschenalter später, als, wie Scharffenstein in einem Briefe wettert, „ein bettelhaftes ästhetisches Geschrei nach den Reli-

quien Schillers geführt“ und auch von ihm, wie von Petersen, Conz und anderen, „was er über Schiller wisse, für die Publizität verlangt wurde“, schrieb er, im Sommer 1810 zu Heilbronn, „anspruchslos, intimer Genuß aus teuren Verhältnissen und Erinnerungen, nicht um in einem periodischen Blatt zu paradieren, wenigstens solang er lebe nicht“, „Erinnerungen aus akademischen und Jugendjahren, vorzüglich in Bezug auf Schiller“, die er nur wenigen Auserwählten mitteilte, während selbst Cotta, der im Jahr 1811 um Antwort auf einige von Körner aufgeschriebene Fragen für dessen Schillerbiographie bat, sich mit kurzer Beantwortung dieser Fragen begnügen mußte. Die Erinnerungen sind bekanntlich lange nachher, 1837, im Morgenblatt gedruckt und seitdem in der Schillerliteratur viel benützt worden, sollen aber nun aus der Urschrift vollständig mit ihren französischen Anklängen in diesen Abriß des Lebens ihres Verfassers, als Denkmal für ihn und den großen Freund, eingereiht werden, unter Verweisung auf die Richtigstellung von manchem einzelnen, welche neuere Forscher, insbesondere Weltrich, der sorglosen Niederschrift des Soldaten haben angedeihen lassen.

Erinnerungen
aus akademischen und Jugendjahren, vorzüglich in Bezug auf Schiller.

„Anno 1771 kam ich im elften oder zwölften Jahr in die damals so genannte Militärpflanzschule des regierenden Herzogs Karl auf der Solitude. Schiller war, glaube ich, schon da. Es waren meistens Jünglinge von diesem Alter, außer einigen älteren Patronen, vor welchen wir entsetzlich Respekt hatten. Damals waren noch keine wissenschaftlichen Fächer fixiert; das Ganze war in zwei Klassen oder vielmehr Kasten eingeteilt, Kavaliers- oder Offizierssöhne und Eleven, letztere meistens Soldatenkinder, außer einigen Individuen aus guten bürgerlichen armen Familien. Die erste Klasse war vorläufig dem Militär bestimmt, der größte Teil der Eleven aber den Künsten, Maler, Bildhauer, Architekten, Musiker, Stukkatoren, Gärtner u. s. w. Es gab auch eine Abteilung von Schneidern und Schuhmachern. Gewisse Corveen, zum Beispiel das Einheizen im Winter, gingen nach

der Tour. Der Anzug war für gewöhnlich so: die Offizierssöhne hatten hellblaue, kommißtuchene Westen mit Ärmeln; der Kragen und Ärmelausschlag waren von schwarzem Plüsch, die Hosen waren von weißem Tuch, der Kopfputz war ein kleiner Hut, zwei Papillotten an jeder Seite und Puder. Die Eleven hatten gestreifte Zwillichkittel, dergleichen Hosen, wollene Kappen, Papillotten ohne Puder. Alles trug sehr lange falsche Zöpfe nach einem bestimmten Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen; zum größten Putz trug alles Uniformen. Es gab zum Beispiel eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug stattfand, aber mit vier Papillotten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah mein Schiller komisch aus; er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß mit kleinen rotumgrenzten Augen. Er war einer der unreinlichen Burschen, und wie der Oberaufseher Nies brummte: ein Schweinpelz. Und nun dieser ungelockte Kopf voll Papillotten mit einem enormen Zopf! Ich könnte ihn noch malen! Dieser Oberaufseher Nies aus der Klasse der Sergeanten (er ist als Hauptmann und Direktor des Montierungsfachs gestorben) und die anderen Aufseher aus der Klasse der gemeinen Soldaten waren in ihrem Fache gewiß sehr exemplarische Männer; Nies besonders hatte eine Übersicht, einen esprit de détail und eine Betriebsamkeit ohnegleichen; er führte aber auch ein Kommando, daß man in seiner Nähe kaum atmete. Die militärische Form war übrigens bei der Organisation dieser ganzen Anstalt der beste Griff, und dieser Korporalismus hörte nach und nach um vieles auf, als das Institut eine höhere Tendenz erhielt, Offiziere vorgesetzt, Professoren angestellt, Fakultätsfächer und Lehrstunden bestimmt wurden. In jene Schreckenszeit fällt das für die damaligen Kameraden memorable Ereignis, daß der arme Schiller im Vorbeidefilieren an dem Herzog sicht- und riechbar in die Hosen ... Ein schrecklicher und niederschmetternder Kontrast mit den poetischen stolzen Blüten, die schon damals seinem Kopfe entkeimten! Das nämliche Accident war mir schon auf einer Flucht vor dem furchtbaren Oberaufseher passiert, ich vertuschte es aber glücklich.

Es vergingen etwa zwei Jahre, ehe ich das Deutsche so lernte, daß ich die deutschen Dichter nicht allein verstehen, sondern auch in Saft und Blut fühlen konnte. Dieser prädominierende, durch Hindernisse (denn diese Beschäftigung war eine Art Contrebande) geschärfte Sinn verband mich genauer mit Schiller, der schon damals dem Ungestüm des seinigen in einigen verstohlenen Gedichten Luft gemacht hatte. Diese Produkte waren nicht, wie sonst gemeiniglich debütiert wird, von weicher sentimentaler Art, keine Expansion einer

von den Schönheiten der Natur ergriffenen jugendlichen Phantasie, sondern sie kündigten schon ein starkes, mit den Konventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüt an. Kraftäußerung begeisterte ihn vorzüglich, und ich erinnere mich, daß er ein gewisses damals Aufsehen erregendes Benehmen von mir gegen unsern Intendanten, das wirklich etwas Festes hatte und [das] ich jetzt noch nicht ganz als Petulanz ansehe, in einer Ode besang, die er für sein Meisterstück hielt. Von dieser Epoche an datiert sich auch unser intimer Anschluß und der völlige Wechsel unseres Innersten. Diese Freundschaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenstand seiner Lieder, wobei ich mich dunkel erinnere, und jetzt urteile, daß die natürliche, ungeduldige Glut des Herzens wenig poetische Bearbeitung zuließe. Ich weiß nicht, wo diese Stücke hingekommen sind. Schiller selbst, als er lange später Gedichte zur Auswahl sammelte, forschte vergebens danach." — Das einzige, was von den Gedichten Schillers an Scharffenstein erhalten blieb, ist bekanntlich der Vers, von welchem jener am Schluß des Abschiedsbriefs an den Freund schreibt: Leyd ist mir's, daß ich die liebe Strophe in meinem Selim und Sangir Lügen strafen mußte:

Sangir liebte seinen Selim zärtlich
Wie du mich, mein Scharffenstein,
Selim liebte seinen Sangir zärtlich
Wie ich dich, mein lieber Scharffenstein. —

„Um diese Zeit hatte sich eine Art von ästhetischer Assoziation zwischen Schiller, H[aug], P[etersen] und mir errichtet; man träumte schon von Edieren, Druckenlassen u. s. w. Jeder sollte etwas machen. Schiller, glaube ich, machte ein dramatisches Stück tragischen Inhalts, H. einen Roman à la Werther, P. auch ein weinerliches Schauspiel, ich ein Ritterstück." — Auch in der Anthologie von 1782 sollen nach Boas einige Kleinigkeiten von Scharffenstein stehen: Der wirtschaftliche Tod, Passantenzettel am Tor der Hölle, Die Büchse der Pandora, Alte Jungfern. Im Repertorium möchte Weltrich den „Versuch eines Nichtstudierten: Der Jüngling und der Greis", mit der Chiffre Schstn, nach Gedanken und Ausdruck eher, wie eine alte handschriftliche Bemerkung in einem Exemplar des Buches tue, als von Schiller nach Scharffenstein bearbeitet ansehen. — „Wir rezensierten uns nachher schriftlich, wie natürlich auf das vorteilhafteste. Unser ganzer Kram taugte aber im Grunde den Teufel nichts und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werter Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich weil es paradieren sollte. Ich besonders, obgleich ich von den anderen präkonisiert wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, an dem nichts als nachgepfuschte Phraseologie des Götz von Berlichingen anzutreffen war. (Goethe war überhaupt

unser Gott.) Wir standen noch in dem gar süßen Wahn der Autorschaft, als eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Posse des französisch gebliebenen Kameraden Masson erschien, worin jeder von uns in dem angenommenen Gewande tüchtig und plump verklopft, wo sogar der arme Infans Schiller an jenen alten Schmerz demütigenden Andenkens erinnert wurde. Wir sahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an, und unsere Effervesszenz von Autorschaft hatte vor jetzt ein Ende. Es war ohnehin um die Zeit, wo die Zöglinge sich bestimmten Fächern widmen mußten und genug zu tun hatten, in den Pensen nicht zurückzubleiben. Schiller wurde Mediziner, ich Soldat. Man kann nicht sagen, daß Schiller diesen Stand aus Vorliebe wählte; es war mehr ein Raptus, oder weil er ihn für liberaler und freier hielt, oder hauptsächlich, weil die darin angestellten Lehrer ihm besser behagten. Es war aber das Urteil seiner reiferen Jahre, daß es auch für den Dichter gut sei, irgend ein wissenschaftliches, wenn auch heterogenes Fach absolviert zu haben, sei es, was es wolle, und er wußte hierüber einleuchtend und kurz zu argumentieren. Ich wurde Soldat aus jener ungeprüften Vorliebe, die beinahe alle jungen Leute für diesen Stand hegen, und wenn ich schon meine Stelle mit Ehre ausgefüllt habe, so gestehe ich doch mit Überzeugung, daß ich weit ausschließlicher für die bildende Kunst gemacht war. Alle meine besten freien Stunden waren auch meistens dem Umgang mit den hervorstechendsten Künstlern unter meinen Kameraden gewidmet: Scheffauer, Azel, Heideloff, Hetsch, Dannecker; sie schätzten mein Urteil, und vorzüglich mit Dannecker (dem mein Gemüt eine eigene Rubrik in meinen Erinnerungen weiht) stiftete sich ein intimes, nie aufgelöstes und selbst in meinen Feldzügen angefrischtes Verhältnis. Diesem Hange zur bildenden Kunst ist es wohl zuzuschreiben, daß mein ästhetisches Gefühl überhaupt früher reifte und Takt erhielt.

Allmählich wurde ich der Teilnahme an den Bestrebungen und Produktionen meiner poetischen Kameraden abtrünniger, der stille, aber lebhafte, fesselnde Genuß einer schon vorhandenen schönern Realität hielt die exzentrische Phantasie in glücklichen Schranken und schlug die eigenen Prätensionen nieder. In der Tat war Schiller damals noch nichts anderes als ein ungestümer Vulkan, der rohe, unförmliche Schlacken auswarf. Hier ist der Platz, des Vorfalls zu erwähnen, der uns bis zu meinem vorangegangenen Austritt aus dem Institut entzweite. In einer nach der besten Bedeutung des Worts treuherzigen Stunde legte ich Schiller mein Bekenntnis ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die klassischen Schönheiten einiger bekannten Gedichte, sondern hatte auch die unglückliche Maladresse, eine für die seinigen nachteilige Parallele anzustellen, ja sogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet [waren],

welche die Freundschaft zu mir inspiriert hatte. Das traf sein Gemüt, ich sage sein Gemüt, denn gewiß wurde dieses mehr verletzt als der poetische Egoismus. Schiller wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht sein, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften Empfindung denke; denn was einst ein Herz kränkte, ist in keiner nachfolgenden Zeit für kindisch und unbedeutend zu halten. Schiller selbst, der ohnehin im Grunde nur eine kurze Zeit seines Lebens ganz seinem Herzen, die übrige Zeit nachher mehr seinen Lorbeeren gelebt hat, würde mir gewiß immer gesagt haben, wenn dieses Vorfalls zwischen uns wieder erwähnt worden wäre: Du tatest meinem Herzen sehr wehe. Er schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Aufruhr war; nie ist in einer totalen Brouillerie zwischen Verliebten so effektvoll geschrieben worden. (Dieser Brief nebst anderen sind mir auf eine recht heillose Art abhanden gekommen.) Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt u. s. w.; aber sei es gegenseitige mauvaise honte oder sonst was für eine Trutzerei gewesen, sei es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie als tief im Herzen stecke: die Verstimmung blieb, ohne je ein Wort mehr zu sprechen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie." [Der Brief Selims an Sangir, Schillers an Scharffenstein, kann in Gödekes Ausgabe von Schillers Werken oder in Jonas' Sammlung der Briefe, auszüglich auch bei Weltrich nachgelesen werden.]

„Ich wurde als Leutnant bei einem Infanterieregiment angestellt. Bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Existenz blieb mein Herz leer und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller, erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzweit zu sein, wurde mir unerträglich. Ich schrieb an ihn; er antwortete in gleicher Stimmung und alle Wolken verschwanden; alles war rein vergessen. Inzwischen waren wir durch unsere Lage getrennt und hatten beinahe keine Kommunikation. Nach ungefähr anderthalb Jahren kam er selbst aus der Akademie und wurde als Regimentsmedikus angestellt. Die Stunde, an welcher er auf der Parade sich präsentierte, war auch die erste des Wiedersehens; wie gram war ich dem Dekorum, das mich hinderte, diesen Langentbehrten zu umfassen! Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in dieser Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt, und vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt! An jeder Seite hatte er drei steife vergipste Rollen; der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer falscher Zopf gepflanzt war; der lange Hals war von einer sehr schmalen roßhärenen Binde ein-

gewürgt; das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den meisten Gamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Zylinder von einem größeren Diameter als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so kontrastierende Apparat war oft nachher der Stoff von tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen.

Nun beginnt die für Schillers Charakteristik als Dichter, als Mensch reichhaltigste Epoche, von der ich aus diesem Grunde zwar vollständig, aber nicht mit biographischem Zusammenhang sprechen könnte. Ich erstaunte und mein Geist beugte sich vor der imponierenden Superiorität und den Fortschritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er seine Räuber schon ganz und seinen Fiesko halb im Manuskript hatte, war er in der Geschichte, in den theoretischen, philosophischen Wissenschaften nicht nur professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt fürs Leben gewürdigt, die Wärme seines Gemüts war weniger brausend und schäumend zwar, aber wahrer, konzentrierter, einträchtiger mit der Phantasie, sein Herz hatte mit dem Geist mehr Takt gefunden. Dieser kurzen Epoche, in der der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwicklung und Bildung, ach, sehr viel! Schillers Philosophie hatte ein stoisches Gepräge; man findet in seinen Werken prononciert genug, wes Geistes Kind er war. Den fürs Leben so praktischen, stählenden Satz, Glückseligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft, urgierte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, war für ihn keine Alternative als ein großer Mensch im aktiven öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Los werden können.

Die Räuber schrieb er zuverlässig weniger um des literarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Konventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen. In jener Stimmung hat er oft zu mir geäußert: Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß! Nun sollten die Räuber ediert werden, eine hochwichtige Angelegenheit, bei der es manche komische, ungeduldige Debatten gab. Zuerst wurde über eine Vignette deliberiert und solche ohne Mühe erfunden, ein aufspringender zorniger Löwe mit dem Motto: in Tyrannos, welcher gratis von einem Kameraden aus den Kupferstechern radiert wurde. Nun ging's an den Akkord mit einem subalternen Buchdrucker, der, dem Dinge nicht trauend, es nicht anders als auf Schillers Unkosten übernahm. Diese Edition, fast Fließpapier, sah aus wie die Mord-

geschichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hausierern umhergetragen werden. Unbeschreibliche Freude machten die ersten Exemplare; inzwischen, da der Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet worden war, wenig Abgang hatte, sah Schiller nachgerade das Wachstum des Haufens mit komisch bedenklichen Augen an.

Schiller wohnte in einem kleinen Zimmer parterre mit dem mit ihm aus der Akademie gekommenen Leutnant Kapf (in Ostindien gestorben). Wir waren arm und hatten meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendlich ausschlagende gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten; denn eine Knackwurst und Kartoffel mit Salat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seines Magazins überraschen und erfreuen konnte. Da war die Welt unser.

So blieb es eine gute Weile, doch fing nach und nach der Meteor am literarischen Himmel zu zündeln an. Ich erinnere mich, daß einige reisende (nicht vagierende) bel esprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, zum Beispiel Leuchsenring u. s. w. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man befand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Negligé, in einem nach Tabak und sonsten stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und einer an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der ‚Räuber‘, in dem anderen ein Haufen Erdbirnen mit leeren Tellern, Bouteillen u. s. w. untereinander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran.

Um diese Zeit gab eine poetische Neckerei mit dem Dichter Stäudlin, dem Herausgeber des Schwäbischen Musenalmanachs und Koryphä der poetischen Zunft im Lande, Schillers Anthologie das Dasein; weniger (nach Schillers Sinn) um zu rivalisieren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen; auch wollte man es mitunter hinsichtlich des Lukrativen, da die Räuber nicht viel einbrachten, mit etwas anderem probieren. Das Schwäbische Repertorium kam später, und als man schon von den Räubern mit Bedeutung sprach, heraus. Für Schiller sollte diese periodische Schrift vorzüglich dienen, die Kritik und Ansicht seiner andern Produkte an den Mann zu bringen.

Die meisten Gedichte in der Anthologie sind von Schiller, denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale,

weichlich poetische Rekruten eher abschreckte als anzog. Die gehalt- und glutvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlich erst aus-fliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Sie wohnte in dem Hause einer Hauptmannswitwe, ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, etwas Gutmütiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses in Ermangelung jedes anderen weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte und absolvierte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch.

Endlich ging Schillers Sonne auf. Der Buchhändler Schwan, durch Dalberg veranlaßt, machte ihm die schmeichelhafte und hinsichtlich des Lukrativen besonders in Schillers Lage vorteilhafte schriftliche Proposition, die Räuber für die Mannheimer Bühne umzuarbeiten. Schiller war entzückt und machte sich frisch an die Arbeit. Nach der Einsendung erhielt er eine dringende Einladung, selbst nach Mannheim zur Probe und Aufführung des Stücks zu reisen. Dieses konnte nicht anders als heimlich geschehen. Er fingierte eine Unpäßlichkeit und ging. Er kam zurück mit Versprechungen und Hoffnungen, die ihn exaltierten und glücklich machten. Wegen Fiesko war schon Akkord gemacht, und dieses Stück wurde mit Feuer ausgearbeitet. Inzwischen war es bekannt geworden, daß Schiller ohne Urlaub außer Landes gewesen sei. Die Räuber hatten ohnehin keinen guten Geruch bei den Schergen der Form verbreitet. Der Herzog, wahrscheinlich durch einseitige Berichte über Schillers Zeitverwendung präokkupiert, verbot ihm strenge, etwas drucken zu lassen. Das war freilich ein Stoß durchs Herz seiner geistigen Existenz und seiner hohen Ansprüche. Doch wer weiß, wie lange Schiller diesen Zwang noch getragen hätte? Vielleicht würde sich sein reicher Geist eine andere, unangefochtene Tätigkeit gewählt haben; aber dieses Verbot war außerdem vorzüglich weder mit den neuen, bestimmten Engagements und reizenden Hoffnungen, noch mit den sich vermehrenden Bedürfnissen und einigen Schulden Schillers verträglich. Er sagte kurz: ich kann so unmöglich leben; ich muß gehen. Er ging, und so wurde er eigentlich in seine nachherige glänzende Laufbahn verstoßen. Schillers Stimmung war bei diesen Umständen sehr gefaßt und männlich. Unvergeßlich bleibt mir eine dem Gefühl ausschließlich geweihte Nacht, die er bei mir auf der Wache zubrachte. Der andere Morgen sah ihn nicht mehr in Württemberg; seine Bücher hatte er mir vermacht. Von der Sensation, welche dieses Verschwinden machte, ist nicht der Mühe wert zu erwähnen, die meisten sahen hierin ein Pendant zu den Räubern u. s. w. Schiller

konnte nicht den Abschied nehmen; er war wie die meisten anderen Zöglinge aus der Akademie durch einen Revers der Eltern obligiert, und damals galt dieses stark.

Ich weiß nicht mehr, wie lange Schiller in Mannheim blieb; eine geraume Zeit ging es gut. Dort fing er die Rheinische Thalia an, worin ich in den Briefen an Julius eine Fortsetzung unseres geistigen Verhältnisses wiederfand. Er schrieb mir, ihm Absatz zu verschaffen, und um ein Porträt von ihm in Miniatur, das ich schon angefangen hatte; denn es war im Werk, daß Schiller eine Tochter des spekulativen Herrn Schwan heiraten sollte. Es wurde nichts, und Schiller ging bald darauf nach Leipzig als Professor der Geschichte. [!]

Schillers frühere anziehendste Lektüre war Shakespeare und Plutarch. In der Akademie hatten wir nur eine sozusagen mechanische, monotone Berührung mit andern Menschen, entweder trockene Aufseher oder junge Schwärmer. Diese Grundstimmung, diese Isolierung mit ideellen Vorstellungen währte auch eine geraume Zeit außerhalb der Akademie aus Blödigkeit und Ungewandtheit mit der Gesellschaft und ihren Verhältnissen fort. Diese Umstände erklären, dünkt mich, viel die Richtung und den Sinn Schillers; er lebte und webte mit idealen großen Gestalten. Dieser große Geist planierte sozusagen über die höchste Höhe und Tiefe des Menschen in einem Geistesflug. Wie ein höheres Wesen erfaßt er den Menschen in seinen größten Momenten; er weiß die geheimen, mächtigen Hebel zu regieren, des Menschen Herz und Nieren zu erschüttern. Andere haben vielleicht die Menschen in Saft und Blut sozusagen besser porträtiert. Bei den Räubern findet sich noch wenig von dieser Anschauung des individuellen, in mehreren Nüancen mit sich identischen Menschen. Franz Moor ist nach meiner Ansicht ein unpsychologisches Wesen.

Von den epochemachenden neuen Dichtern war Goethe sein Liebling. Hier verdient bemerkt zu werden, daß, während Werther (nach meinem Gefühle noch heute einer der vorzüglichsten deutschen Romane) uns ganz fesselte, Schiller mehr an den anderen Produkten des großen Dichters Behagen fand. Vorzüglich weidete er sich an der Kraftrolle des Beaumarchais in Clavigo. Einige kraftvolle Gedichte Schubarts machten bei ihrer Erscheinung starken Eindruck auf Schiller, vorzüglich die „Fürstengruft". Er wallfahrtete deswegen ein paarmal auf den Asperg, um den damals noch stark Surveillierten kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines steifen, aufpassenden Sergeanten oder des Festungskommandanten (keine Alternative war möglich) konnte die Mitteilung nur flach sein. Schiller hatte kein fortgesetzt etabliertes Verhältnis mit Schubart.

Außer Klopfstock [!] war Uz von Schiller vorzüglich und beinahe mehr als ersterer goutiert.

Man hat gesagt, Schiller habe gern getrunken; das ist nichts, wenigstens solange wir miteinander lebten. Ein paar Räusche, die er gehabt haben mag, bekam er durch gesellschaftliche Verführung. Zu Hause hielt er sich meistens etwas von Likör, aber mehr für seinen damals schon schwachen Magen; es kann sein, daß dies ihn mehr verdarb. Schiller war, solange ich mit ihm lebte, nicht sinnlich und liebte die Weiber im Grunde nicht. Er behauptete, das dümmste Weib könne perfider und für den scharfsichtigsten Mann unerforschlicher sein, als der verstockteste Bösewicht. Er kannte nur die Extreme: Exzentrizität oder tierischen Genuß. Dieses war scharf abgesondert und schmolz zu einer die Hauptangelegenheit seiner Existenz machenden Leidenschaft; seine göttlichsten erotischen Schilderungen sind Divinationen seines Busens. Außer ein paar Sprüngen mit Soldatenweibern, auch en compagnie, weiß ich keine Debauche von ihm.

Schiller trieb anfangs sein Fach als Arzt mit Ernst und nicht als Nebensache. Er wollte übrigens auch hier Kraftstücke liefern, die aber weder gerieten noch zum besten rezensiert wurden. Das degoutierte ihn völlig vom Handwerk. —

Schiller war von gerader, langer Statur, lang gespalten, langarmig; seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang. Er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Turnüre. Seine Stirn war breit, die Nase dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageiart und sehr spitzig. Die Augenbrauen waren rot, umgebogen, nahe über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen und inklinierten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besät, die Augenlider waren meistens inflammiert, das buschige Haupthaar war rot von der dunklen Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe. Die Sprache war affektvoll, wenn Schiller deklamierte; aber seine Stimme war kreischend und unangenehm. Er konnte sie ebensowenig beherrschen als den Affekt seiner Gesichtszüge. Dieses hätte Schiller immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden. Dannecker hat diesen Kopf unverbesserlich aus karrarischem Marmor gehauen.

Schillers Vater war Hauptmann gewesen und bekleidete eine Art Intendanz über die Anlagen und Arbeiten auf dem prachtvollen Lustort Solitude. Dieser Mann hatte viele nicht empirische Kenntnisse in der Agrikultur, vorzüglich in der Baumzucht. Er war überhaupt ein gutes, kleines, untersetztes Männchen von einem ganz verschiedenen äußeren Schlage als der Sohn. Schillers Mutter hingegen war ganz das Porträt ihres Sohnes in der Statur und Gesichtsbildung; nur daß das liebe Gesicht ganz weiblichmild aussah. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres häusliches weibliches Weib gekannt. Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wundertier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten! Schiller hatte eine erwachsene Schwester von vielem Geist und Bildung. Geist und Verstand scheint überhaupt die Apanage dieser Familie gewesen zu sein.

Unter Schillers Lehrern wurde der treffliche reine Mensch, der Professor der Philosophie Abel, Schillers Freund, Aufmunterer und sehr generöser Unterstützer in der Not.

Während unserer ersten Trennung, als Schiller noch in der Akademie blieb, scheint ein Mann auf dessen Fortschritte nicht nur in der spekulativen Philosophie, sondern im Erwerb rein praktischer Grundsätze den größten Einfluß gehabt zu haben, das war sein Mitzögling Lempp. Schiller sprach während unserer Wiedervereinigung oft und mit einer Art von Cult von ihm. In jener letzten Nacht, die ich mit Schiller zubrachte, war es auch für Schillers sehr gerührte Seele das tröstendste, genügendste, mir diesen damals noch unbekannten Freund vermachen zu können. Es hat seine Zinsen getragen; ohne die Erbschaft wäre ich sehr arm geblieben."

(Der Schluß dieser Erinnerungen, die Jahre 1794—1796 betreffend, wird sofort eingereiht werden.)

Am 15. Dezember 1778 verließ Scharffenstein die Akademie als Leutnant bei dem Stainschen Infanterieregiment. Das ist er in den Friedensjahren lange geblieben, ohne daß ihm Herzog Friedrich Eugen, der ihm, wie es scheint, als dem Mentor seines Sohnes Heinrich (1772—1838) wohlgeneigt war, vorwärts helfen konnte. Um Neujahr 1785 meldet Scharffenstein an Schiller seine Bemühungen, Subskribenten auf dessen Thalia zu gewinnen.[153] Vielleicht ist der ungenau datierte Brief auf dem Asperg geschrieben, wo Scharffenstein in dem genannten Jahre, zugleich mit dem Akademiegenossen

Kapf, diente. Von dort schreibt Schubart am 5. August an seine Tochter Julie: „Dich grüßt eine Schar Menschen, das vortreffliche Hügelsche Haus, Scharfenstein, der Mahler deines Vaters, Kapf“ ...[154] Wie hier ein von Scharffenstein gemaltes Bild Schubarts erwähnt wird, so weiß man auch von einem Schillerbild, welches, wohl das älteste von den vielen, den kunstverständigen Soldaten zum Urheber hat. Aus Bauerbach, 8. Mai 1783, bittet Schiller Frau v. Wolzogen in Stuttgart: „Wenn Sie können, lassen Sie Sich, durch List und durch den Weg meiner Schwester, mein Portrait vom Scharffenstein geben.“ [155] Das kleine Pastellbildchen auf Elfenbein hat in der Familie der vom Dichter ohne Erwiderung geliebten Mannheimer Schauspielerin Katharine Baumann sich erhalten und ist in Westermanns Monatsheften Juli 1900 erstmals veröffentlicht worden.

Erst im Januar 1794, aus welchem Jahr noch einmal ein Anzeichen von brieflichem Verkehr mit Schiller vorliegt, finden wir den dreiunddreißigjährigen Scharffenstein, nachdem er im April 1793 vergeblich um Beförderung gebeten,[156] endlich als Hauptmann. Damals stellte Herzog Ludwig Eugen (regierte 1793—1795) angesichts der von den Franzosen drohenden Gefahr die altwürttembergische, von seinem Bruder Karl Eugen lahmgelegte Landmiliz wieder her. In ihr, bei welcher der alte Schiller vergeblich noch einmal Verwendung erhoffte, bekam Scharffenstein im März eines der achtzehn Bataillone, mit zwanzig Gulden monatlicher Zulage aus der Landesdefensionskasse zu der Monatsgage von dreißig Gulden, wobei der Landesherr sich zu ihm versah, daß er die Leute mit allmöglichster Gelindigkeit und Schonung behandle. Im Mai wurde ihm das Kommando über das außerhalb des Brigadeverbands stehende neunzehnte Bataillon in Kirchheim unter Teck übertragen, wieder mit dem Auftrag, immer darauf Rücksicht zu nehmen, daß er Bürger kommandiere, die zur Verteidigung des Vaterlandes in Waffen gesetzt sind. Wohl keiner ist diesem Ruf in ein schwieriges, undankbares Kommando freudiger, hoffnungsvoller gefolgt,

keinen hat die am wenigsten von ihm verschuldete Erfolglosigkeit desselben schmerzlicher betroffen. Aber es hat ihn wieder, und nun für das Leben, mit seinem Lempp verbunden. Diese denkwürdige Zeit schildert der Schluß seiner Erinnerungen also:

„Der poetische Teil meines Lebens war bei weitem der beträchtlichste; doch kann ich sagen, daß ich mein Amt nie als Nebensache betrieben habe. Der hellste Punkt meiner Existenz, die Epoche, in der das reinste Glück des Herzens mit dem Bewußtsein würdiger, gehaltvoller Tätigkeit verbunden war, ist meine Anstellung bei der Landmiliz gewesen. Diese Anstalt hatte ganz eine vaterländische Tendenz. Mein frommer Wunsch, mein Ideal, Bürgersinn mit militärischem Geiste zu amalgamieren und beides zu veredeln, einem in Selbstsucht und Indolenz stagnierenden, abgestumpften Volke Schwung zu geben, schien nun in Wirklichkeit überzugehen. Der Teilnehmer, der viel wirkende Unterstützer dieser Gesinnung war mein Freund Lempp, dessen Oberamt der Tummelplatz meiner Tätigkeit war, dessen Geist und Herz keine Stunde dieses schönen Lebens ohne Lehre und ohne Genuß ließen. Das Bataillon von Kirchheim gewann bald einen imponierenden Aspekt. Jedes Zusammenziehen zum Exerzieren war ein Fest, zu dem gewallfahrtet, wo die Brust mit wohltuendem, bisher unbekanntem Hochgefühl erfüllt wurde. O traurige Erinnerung! Leuchtende Veredelung eines Volkes, im Beginn vom Sturm der ungeheuersten Zeit verweht! Du bist zwar bloß als schöner Traum anzusehen, da das Verjährte, das in Jahrhunderten errungene Gute von einer gewaltigen eisernen Hand auch zertrümmert wurde. Aber der Sinn, der mich damals beseelte, bleibt eine Schönheit, eine Würde meines Lebens. Diese Anstalt, zu Anfang der französischen Revolution errichtet, war die Konzeption eines würdigen Regentengemüts, das seinem Volke traute, mit ihm gemeinschaftliche Sache machen und ihm eine imponierende Selbständigkeit geben wollte. Aber leider wurde sie ohne Energie betrieben. Da fand die Indolenz der dabei angestellten abgelebten Schlendrianoffiziere einen Freibrief. Alles stockte, und diese infame Lage der Dinge wurde für den eine ganz entgegengesetzte Ansicht hegenden Nachfolger ein willkommener Prätext, dem verhaßten Institut, sobald er konnte, den Treff zu geben. Dem Lande hatte es große Summen gekostet, welche aber mit Wucher wieder hereingebracht worden wären, als im Jahre 1796 die Franzosen über den Rhein gingen. Ich bin überzeugt, daß Württemberg wenigstens einen unentgeltlichen Frieden erhalten haben würde, wenn die noch

existierende Landmiliz eine gescheite Position an der Grenze der Invasion besetzt hätte. Allein so sehr die Haupturheber ihrer Dekadenz die Hände über den Kopf schlugen, als sie sie brauchen wollten, so wollte es nicht gehen. Man ließ die Franzosen herein, versteckte die Landmiliz, kaufte den Frieden. O Schande! O Verrat! Es war ein Augenblick der Vernichtung für mich, meine Seele brannte der Stunde entgegen, fürs Vaterland groß und bedeutend zu handeln. Mein Bataillon war von diesem reinen Geiste beseelt und marschfertig. Ich hatte es berichtet. Kurz nachher erhielt ich die Weisung, die Gewehre und Monturen der Landmiliz zu verstecken und für meine Person mit dem übrigen Militär nach einer gegebenen Richtung den Franzosen aus den Augen zu gehen. Ich blieb aber bei meinem Freunde und hatte das Glück, sonst bedeutend zu nützen, mit dem Würdigen alles zu teilen. Ohnehin war nach Erkaufung des Friedens das Militär zurückgekehrt. Man wollte die Landmiliz wieder haben, als wenn nichts geschehen wäre. Allein aus war es. Die Anstalt kränkelte bis zu ihrem Gnadenstoß. Ich machte in jener traurigen Zeit meinem gepreßten Gemüte durch einen Aufsatz Luft, der Energie und Gründe enthielt und nicht einseitige Exklamationen. Es war etwas Gutes; ich kann jetzt nicht mehr so schreiben.

Hier muß ich das Bekenntnis hersetzen, daß ich diese Tätigkeit bei der Landmiliz noch als die verdienstlichste in der wahren Würdigung meines amtlichen Lebens ansehe. Meine Seele war ganz dabei; ich lebte nicht für das Tagewerk, sondern rastlos für den Zweck. Und dieser Zweck, wie innig genügte er meinem moralischen Sinn, meinen heißesten generösen Wünschen! Wenn nachher mein Beruf in den Augen der Welt mehr Relief erhielt und einige Taten von Glanz aufweisen kann, so ist das der Gelegenheit, dem Glück, dem Ehrgefühl, ohne welches ich nicht hätte bestehen können, zuzumessen. Mein Sinn war nicht frei und schaffend, fühlte sich gebeugt und gespannt am eisernen Triebrad, entweder deutlich verworfener Zwecke oder eines feindlichen Fatums. Diese Betrachtungen, diese Bedenklichkeiten bekamen 1800, als wir in englische Subsidien traten, einen solchen Grad von gewissenhaftem Ernst, daß ich, fest entschlossen zu handeln und diese Karriere zu verlassen, meinem Freunde Lempp um Rat schrieb, ob es kein Verbrechen wäre, für Zwecke, welche der innere bessere Sinn verwerfe, zu morden oder sich morden zu lassen u. s. w. Der Sinn von Lempps Antwort war, daß die Welt verwirren würde, wenn jedes Individuum über seinen höheren gesellschaftlichen Beruf aburteilen und sich eximieren wollte u. s. w. Ich fand diesen Satz für meine Lage wahr und wurde mit bleibender Resignation gestärkt. So wirkt tugendhafte Freundschaft."

(Schluß der Erinnerungen.)

Von der Beteiligung Scharffensteins an dem unglücklichen Feldzug von 1800 auf seiten der Österreicher ist uns nur bekannt, was Schillers Mutter im Juli, besorgt um die Württemberger, die „sehr übel auseinandergesprengt seien", an den Sohn schreibt: der Hauptmann Scharfenstein soll auch (wie der Major v. Hoven) unter den Unglücklichen sein.[157] Er wird 1. Mai 1803 zum Obristwachtmeister (Major), 8. August 1806 zum Obristleutnant und alsbald zum Oberst befördert. Als solcher hat er fortan den Fahnen des siegreichen Franzosenkaisers, zuerst nach Schlesien und dann nach Österreich zu folgen. Als Kommandant des zweiten württembergischen Jägerbataillons, der sogenannten schwarzen Jäger, Lieblingstruppe des Volks, hatte er Gelegenheit, sich 1806—1807 bei der Belagerung von Schweidnitz und Neiße, sowie der Erstürmung des verschanzten Lagers bei Glatz auszuzeichnen. Es ist bekannt, daß die Württemberger in dem eroberten Preußenland übel gehaust haben. Scharffenstein selbst schreibt noch 1813 ganz empört an seinen Freund K. Friedr. Emich v. Uxkull (1755—1832):

„Nach dem Sturm auf das verschanzte Lager bei Glatz hört' ich einen unserer Chevauxlegers seinem Kameraden erzählen, wie er an ein Zelt gekommen wäre, aus welchem ein paar Preußen erbärmlich um Pardon flehten. Unser Held stellte sich abseits des Eingangs mit aufgehobenem Pallasch, hieß die Jammernden nur heraustreten und wie einer den Kopf herausreckte, wurde er totgemetzelt. Der Unmensch ergötzte sich noch an dem Zappeln dieser Unglücklichen. So handelten Teutsche gegen Teutsche. Habe ich Ihnen überhaupt die wilde Bestienart unseres Volkes noch nicht geschildert? Es ist auch nicht nötig, denn ich kriege immer Gichtkrämpfe dabei. Wie anders jener russische siegende Kürassier, von dem uns Ankömmlinge aus dem Feld erzählen! Er frug mit aufgehobenem Pallasch einen unserer jungen Artillerieoffiziere: Franzos oder Teutscher? — Ein Teutscher! Der Russe gab ihm einen kleinen Schlag mit der flachen Klinge auf den Arm und ritt weiter. Fällt Ihnen hier nicht die edle Stelle der Marseiller Hymne ein, dieses edelsten Produkts der französischen Revolution: épargnez ces tristes victimes, à regret s'arment contre nous"?

Und im November 1814 reißt den Menschen im Soldaten

die Erinnerung an 1807 und der Grimm über die trübe Gegenwart zu der Äußerung hin:

„Seit ich andere Völker sah, fällt der Vergleich für die Württemberger sehr ungünstig aus. Es ist ein illiberales, hochmütiges Isolieren gegen alles andere Fremde, daneben ein niedrig serviles Wesen gegen die Hoheit und Gewalt. Mit der sonst gepriesenen Bonhommie ist's auch nichts. Fragen Sie jeden schlichten braven Mann von Offizier, ob es eine teuflischere, mit allen die Menschheit schändenden Greueln behaftete Rasse gibt, wie unsere Soldaten im Felde. Dieses Volk hat für nichts Glauben, es fragt den Teufel danach, ein Teutscher, ja selbst Württemberger zu sein; mit der Lockung des Fressens, Saufens und Plünderns würde es selbst seinen Eltern die Hütte über dem Kopf anzünden."

Für sich selbst konnte Scharffenstein auf die schlesischen Tage mit Ruhe zurückblicken. Noch im Jahr 1817 hat der viel wandernde Dichter Karl Mayer in Schlesien des Landsmanns menschenfreundliches Betragen und seine gute Mannszucht mit Wärme rühmen hören. Auf die offizielle Anerkennung, Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion und des württembergischen Militärverdienstordens, mußte der Wackere länger als mancher minder würdige warten, ob zufällig oder infolge von Gegenwirkungen, die auch in seinem weiteren Dienstleben öfters zu Tage treten, ist nicht mehr zu entscheiden. Rascher erfolgte, auf Weihnachten 1807, die Beförderung zum Generalmajor und Kommandeur der leichten Brigade, nach der Unterdrückung des Aufstandes in Vorarlberg 1809 die Verleihung des Komturkreuzes zweiter Klasse des Militärverdienstordens. Und nun kam die Glanzzeit seiner militärischen Laufbahn, der Anteil am Feldzug nach Österreich 1809 mit dem siegreichen Kampf von 10000 Württembergern gegen 26000 Österreicher bei Linz, wobei der Brave wieder Gelegenheit hatte, den Unterworfenen ihr hartes Los zu erleichtern. Den Einwohnern von Linz-Urfahr ließ er Rettung und Schutz in einer Weise angedeihen, daß ihre Vertreter dem Abziehenden als ihrem „Vater" eine Dankadresse überreichten, einer derselben noch 1814 ihn brieflich zum Besuch einlud — er ließe den Vater, der als Held und Retter durch

das Land reisen könnte, bis nach Wien fahren — ja, daß Kaiser Franz bei seiner Anwesenheit in Heilbronn 1815 den dortigen Landvogt Graf Bissingen, einen Freund Scharffensteins, bat, diesem seinen Dank zu melden für „die Schonung einiger seiner Untertanen, deren sich so manche nicht erfreuen konnten". (Vergleiche unten bei Dannecker.)

Auch an diese Zeit erinnerte sich Scharffenstein mit gemischten Gefühlen. Er hat, wie er schreibt, „mit seiner Brigade einem höchst bedeutenden Treffen den Ausschlag gegeben", und dafür, während der Neid die Tat bei seinem König im Dunkeln ließ, von der französischen Behörde das Offizierkreuz der Ehrenlegion erhalten. Aber der Feldzug war, wie er an Lempp schrieb,

„an Greueln und Unmenschlichkeiten aller Art reicher als die vorigen, und dieses war nicht Folge der Not, sondern der Krieger wird wirklich je länger je roher, die physische Energie wird erhöht, aber das Gefühl und die Moralität verschwinden beinahe ganz. Mein besserer Dienst — als in der Schlacht — war der der heiligen Menschheit; ich habe nicht nur die Meinigen, sondern auch Fremde von Plünderung mit Kraft abgehalten; ich habe verlassene, öde Distrikte wieder mit Menschen und Vieh bevölkert, die Felder unter dem Schutz meiner Wachen bestellen lassen, Schulen und Kultus wieder errichtet. Dieses Werk meines Gemüts wurde leider meistens bei meinem Wegwandern von den nachkommenden Horden zerstört, aber ich rettete, wo ich war, mein Bewußtsein und fühle mich reich damit, ob ich schon nach der Weltsprache als armer Teufel zurückkomme. Und hier muß ich das ernste Bekenntnis ablegen," — dieses erste von so manchen dem Herzensfreund Lempp ausgestellten Zeugnissen soll gleich hier seine Stelle finden — „daß bei diesem Tun Ihr Geist wie ein unsichtbarer stärkender Zeuge bei mir war. Erkennen Sie, würdigster Freund, den Wert unseres ehemaligen, gewiß auf Veredlung gegründeten Umgangs für mich, Ihre Grundsätze fanden in meinem Innersten keine unfruchtbare Stelle, sie stärkten meine Seele, wenn sie ermüden wollte, und zuletzt erlangte ich einige Festigkeit im Guten."

Übrigens blieb Scharffensteins Tun und Leisten auf die Dauer nicht verkannt. Noch vor dem Friedensschluß vom 14. Oktober 1809, am 17. September, erhielt er als Generalleutnant das „neue Infanterieregiment", und als auf dem

Heimmarsch König Friedrich am 10. Januar 1810 in Göppingen feierliche Musterung hielt, „bezeugte er ihm Achtung" und schmückte ihn mit dem Großkreuz des Zivilverdienstordens. Bald aber sah sich der kaum fünfzig Jahre alte, verdiente Mann aus dem aktiven Dienst entfernt, schwerlich auf sein Ansuchen, obwohl er bei der Heimkehr daran dachte, „bei guter Gelegenheit sich zurückzuziehen", vielmehr nach dem Schreiben eines Kameraden durch „niedrige Kabalen schlecht denkender Menschen". Er wird auf den tat- und ruhmlosen Posten eines Gouverneurs der Garnisonstadt Heilbronn versetzt. Drei Jahre hat er hier, drei weitere in derselben Stellung in der Festungstadt Ulm zugebracht — in einem Dienst, der dem Rührigen, Beweglichen genügend Zeit ließ, neben dem Fischsport in Neckar und Donau und einiger Geselligkeit, auch kleineren Reisen im Lande, seine Muße ausgedehntem Briefverkehr und behaglichem Niederschreiben von Erinnerungen und Betrachtungen zu widmen. Er hatte, seit 1804, eine Heilbronnerin zur Gattin: Wilhelmine, die 1778 geborene, jüngste von fünf Töchtern des letzten Bürgermeisters der Reichsstadt, Georg Chr. Kornacher; noch drei Schwestern der Frau waren in Heilbronn verheiratet: Friederike mit dem ehemaligen preußischen Werbeoffizier Wilhelm v. Rosenberg, Charlotte mit dem Apotheker Sicherer, Elisabeth mit dem Hofrat Dr. Klett; die vierte, Auguste, war die Gattin des Stadtschreibers Fr. Klett in Oberndorf am Neckar.[158]

Wohl hatte Scharffenstein, gewohnt, geistig viel auszugeben und einzunehmen, an der damals noch kleinen Weingärtner- und Kaufmannstadt Heilbronn in trüben Stunden viel auszusetzen. „Ein solches Nest," schreibt er 1813, „solche ... seelen im ganzen sind mir wahrlich nie vorgekommen. Hier ist es verzeihlich, atrabilaire [schwarzgallig] zu werden; ich würde es schon lange sein, wenn der Neckar nicht wäre." Daß ihm und seinen Offizieren der ihnen zustehende Platz im Theater von eingesessenen Familien versperrt wird, macht ihn, gewiß mit Recht, ungehalten. Aber so ganz wenig ist es doch auch nicht, was im Austausch mit einer erlesenen Gesellschaft im „Stübchen"

bei Hentges ihm geboten wird. Der Landvogt Graf Bissingen, den der König bald nachher wegen seines Freisinns nach Oberschwaben versetzte, der Arzt Seyffer, der Hofrat Christoph Friedrich Mayer, die Anwälte Zeller und Karl Mayer, der Silberfabrikant Peter Bruckmann und, wenn er von seinem Landsitz Eschenau herüberkam, der durch einen Essay von D. Fr. Strauß bekannte Kunstsammler und -schriftsteller v. Uxkull (oder, wie er sich schrieb, Jxküll) waren Männer von einer humanen Bildung und liberalen Gesinnung, entsprechend der des Offiziers, den uns Karl Mayer in seinen Erinnerungen schildert: „Ein noch immer schöner und stattlicher Mann, zog Scharffenstein, im Unterschied von Jxkülls nüchterner, ganz antiker Natur, Konzentration auf seine Kunstliebhaberei und Kunststudien, unbegrenzte Kreise, trug seine subjektiven Anschauungen und Erinnerungen, seine Naturempfindungen, echt Schillerschen Gefühle für die Menschheit gern hinaus in das Reich der Lüfte, die ihn bei seinen Fischerstunden umflossen, ließ da seine Gedanken gern in die Ferne schweifen; er war gegenüber v. Jxküll sentimentaler, vorurteilsfreier und auf mancherlei Art zu befriedigen, wenn nur sein empfängliches tiefes Gefühl irgendwie angeregt oder seiner Fähigkeit und Bereitwilligkeit zu idealisieren erheblicher Anlaß und Stoff gegeben wurde.“ [159]

In Ulm gab es seit 1814 mehr und mehr Arbeit, vielfach unerquicklicher Art. Der Etappenkommandant hatte „die Marschroute von jedem passierenden Trupp oder Militärindividuum zu visieren und statt des erfrischenden freien Lebens und Atmens in der reinen Balsamluft“ des Bades Überkingen, das er öfters besuchte, „fesselte ihn nun jeder stinkende Fuhrknecht“. Auch war er seit Ende 1814 Kommandant der fünften Division des Landsturms und hatte die monatlichen Berichte der Landvögte als Kommandanten der Brigaden entgegenzunehmen, auch ein Exerzierreglement für diese zu entwerfen — gewiß das einzige, wie der befreundete Landvogt v. Welden an ihn schreibt, was sich in den Annalen der Landsturmsgeschichte auszeichnen wird!

Außerdem taugte die Ulmer Luft nicht für ihn, und dann, — schreibt er an Lempp — „so sehr ich eigentlich die Einfachheit, das Schlichte an Menschen liebe und suche, so bin ich hier gar zu isoliert, und ein paar Jugendkameraden, die ich hier antraf, sind zu ungenießbar". Der zuweilige Umgang mit Prälat Schmid (dem auch heute noch geschätzten Sprach- und Geschichtsforscher) ist sein letzter Genuß; das sei ein sehr vorzüglicher Mann, aber es scheine ihm wenig am Verkehr zu liegen. So war denn Meditieren, Lesen und Schreiben immer noch des Alternden liebste Beschäftigung, und da wir neben allerlei Aufsätzen seinen 1809 vor dem Ausmarsch nach Österreich wieder aufgenommenen Briefwechsel mit Lempp teils im Original, teils in Konzepten, die Briefe an Uxkull in letzteren großenteils noch besitzen, sind uns in sein Seelen- und Geistesleben tiefe Einblicke verstattet.

Ein Beispiel: Im August 1814 schreibt er aus Überkingen an Uxkull:

„Diese Gegend, ein romantisches Tal fesselt mich, nie habe ich ein so süßes recueillement genossen, nie wahrer, inniger den Spruch gefühlt: ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet. Ich lese nichts, will nichts lesen, nicht einmal die Zeitung. O könnten Sie es doch, mein armer Freund, so weit bringen! Ja, ich alter Kerl bin wieder ein Mondscheinschwärmer worden. Aber die Sache hat doch für mich einen bedeutenden Kern und das will ich Ihnen so prosaisch als möglich erklären. Die magische Mondbeleuchtung der Gegend, der rauschende Fluß durch diese holden, nicht wilden Labyrinthe — alles spricht mich und zieht mich an wie in den Tagen der Jugend. Dadurch finde ich mit stillem Entzücken, daß mein innerstes Instrument noch nicht verrostet ist, noch subtil mit der Natur in Rapport steht. Es ist, als wenn die innigsten Freunde sich nach langer Trennung, nach Aufgabe aller Hoffnung, wiederfinden. Der Naturgeist hat mich nicht verlassen. Aber nun kommt die Nutzanwendung. In meiner Jugend glaubt' ich diese heiligen Anregungen der Natur mit der Welt und ihren Gestalten amalgamieren zu können, aber es ging nicht. Daher blieb ich wehmütig und immer sehnsuchtsvoll durch mancherlei Verirrung. Jetzt ist es anders. Diese Stimmen verkenne ich nicht mehr, sie sind das Erhabene über der Erde und dem, was sie gibt, und ich rücke diesem Jenseits, diesem durch mein Herz bewiesenen Jenseits immer näher. Wenn wir übers Jahr noch

sind, so lassen Sie Ihre artistische Reise bleiben und kommen hieher mit mir zusammen, um — kindlich zu leben. Sie finden ein sehr heilsames Wasser, ein wahres mineralisches durchdringendes Äther, gute Gesellschaft (können auch allein sein) und keinen Lärm.... Bei der Nacht sieht man am Fuße der waldigen Berge zerstreute Lichter. Es tut wohl, erhellte wirtbare Hütten bei diesen Wildnissen sich zu denken. So täuschte mich meine Phantasie, bis ich erfuhr, daß es Feuer sind, welche die armen abgerackerten Landleute anschüren und bewachen müssen, damit die Königlichen Sauen ihre Felder nicht verwüsten. So wird doch, selbst in den verborgensten Winkeln, das Atmen der Menschen in Seufzer verwandelt!"

Nach diesem Überkingen, auf das er 1815 bei dem vielen Verdruß, den auch ihm der Verfassungsstreit bereitete (siehe unten Lempp), ungern verzichtet hatte, zog es Scharffenstein nochmals 1816 und er genoß dankbar das Behagen des Badaufenthalts, obgleich der Sommer jener regenreiche, sonnenarme war, der fast noch mehr Sorge und Not über das Land gebracht hat, als die vorausgegangenen Kriegsjahre. Dann freute er sich im Spätherbst mit dem ganzen Lande der durch König Friedrichs Tod plötzlich eingetretenen Veränderung aller Dinge: „Mir ist unaussprechlich wohl, ich freue mich ernstlich mit dem aufgerichteten Vaterland, ich danke aber auch der Vorsehung innig für die Wohltat des Bewußtseins, nunmehr meine letzten Jahre unter einem guten Herrn verleben zu können, das ruhig zu gelten, was ich bin: ein ehrlicher Mann, und schlechten Buben nicht mehr ausweichen zu müssen. Vive le Roi!" Aus dem Bade kam er, wie Prälat Schmid hernach an Lempp schrieb, voll Lobs nach Ulm zurück, „nicht nur über den dort ihm gewordenen ungestörten Genuß des Lebens, wie es seiner Sinnesart zusagte, sondern auch ganz und gar von dem Ausschlag im Gesichte befreit, der seine Freunde und wohl auch manchmal ihn beunruhigte. Später litt er an Brust- und Halskrämpfen, aber nie lange und immer ohne weitere Folgen; dennoch mag ihn dies veranlaßt haben, die gänzliche Befreiung von aktiver Dienstleistung nachzusuchen". Zunächst ließ ihm König Wilhelm, vielleicht aus älterer Abneigung heraus, (die beiden waren auch gar zu ungleich),

„bemerklich machen, daß die Gouvernementsgeschäfte nicht wohl seiner Gesundheit Nachteil bringen könnten, und bei Regulierung seiner Pension auf eine solche Anstellung wie die gegenwärtige Stelle ist abgehoben worden sei". Aber wenige Tage darauf wurde dann doch „die nachgesuchte Entlassung von der Gouverneurstelle erteilt", und Scharffenstein war, wie Schmid schreibt, höchst erfreut. Aber seine Tage waren gezählt. Der Hautausschlag im Gesicht — erfahren wir von demselben Gewährsmann — zeigte sich aufs neue und es stellten sich, obgleich nicht häufig, wieder Krämpfe ein. Jenen hielten die Ärzte für rheumatisch und waren bemüht, ihm einen Ausweg zu verschaffen. In den paar letzten Wochen aber wurden die Krämpfe im Hals so heftig, daß sie seine Kräfte aufzehrten und er etliche Stunden nach dem letzten Anfall verschied. Seine Heiterkeit und Ruhe verließ ihn nie, ob ihn gleich der Tod nicht unerwartet überfiel: denn kurze Zeit vorher äußerte er gegen Hoffmann, daß er nach seinem Tode eine an ihn gerichtete Verfügung über die einfache Weise, wie er begraben sein wolle, finden werde, die sich aber nicht vorfand. Die Leichenöffnung zeigte die Luftröhre ganz entzündet und einen Lungenflügel angewachsen und völlig zerstört. So, sagten die Ärzte, sei sein Lymphsystem verdorben worden und daraus lasse sich jener Ausschlag vollkommen begreifen. „Sein Verlust" — schließt Schmid — „geht mir sehr nahe, ich habe ihn als einen geistreichen, gemütvollen Mann geschätzt, und seine Ansichten hatten für mich dadurch noch ein besonderes Interesse, daß sie nicht Erzeugnis der Schule, sondern einer gesunden Natur waren und in der freien Gestalt soldatischer Ungezwungenheit ins Licht traten. Hätte uns die Vorsehung in jüngeren Jahren zusammengeführt, so wären wir — ich bin es vollkommen gewiß — Freunde geworden. Wäre der Sinn, mit welchem er Ihre (Lempps) weitsinnigen abweichenden Ansichten aufnahm und Sie die seinigen, allgemein, so würde es viel weniger Kummer, Verleumdung und Elendigkeit geben; allein diese billige und wundervoll gegenseitige Schätzung wird bei den

Sachwaltern der Religion und der Politik, der Philosophie und der Poesie nur selten angetroffen."

Scharffensteins kinderlose Witwe zog wieder in ihre Vaterstadt Heilbronn, wo ihr Andenken mit dem des Gatten durch eine Familienstiftung erhalten bleibt. Sie starb, siebzig Jahre alt, am 1. Dezember 1848. Drei Brüder in Frankreich überlebten den General. Einer war Pfarrer in Mömpelgard, vordem Erzieher in einer adeligen Familie Englands, wie wir aus dem Brief eines seiner Zöglinge an den General, von 1816, erfahren. Von den anderen wissen wir durch Briefe, die teils sie selbst, teils der württembergische General Neuffer nach einem Besuch bei ihnen an Scharffenstein gerichtet haben. Der eine, Weinhändler in Reims, schickte 1810 eine Kiste mit Wein in Flaschen, wovon ein Teil für den Schwager Rosenberg in Heilbronn, gegen Bezahlung, der andere Geschenk sei. Im Januar 1812 macht dieser Bruder dem General Vorwürfe, daß er seinen Sohn August nicht vom Ausmarsch nach Rußland befreit habe, daran sei nur die Frau Schwägerin schuld! Ein Briefkonzept von Scharffenstein weist die Vorwürfe in würdigem Ton als unbegründet zurück. Im Mai 1814 gibt der Bruder wieder ausführliche Nachricht in zärtlichen Worten und mit Grüßen auch vom Sohn August, der also doch frei oder gerettet war. Scharffenstein antwortet sofort und der Bruder schreibt wieder im Juni herzlich und von seiner Lage befriedigt. Den andern Bruder in Allenjoie bei Mömpelgard trifft Neuffer im Feldzug 1814 mit Gattin und erwachsenen hübschen Töchtern in einer bescheidenen Wohnung, geliebt und geachtet in der ganzen Umgegend, mit seinem mittleren Los zufrieden, nach dem Bruder verlangend. Im Januar 1816 wird letzterem die Verlobung einer Tochter mit Kaufmann Meyer in Mömpelgard angezeigt und er zur Hochzeit eingeladen. —

Scharffenstein, noch nicht siebenundfünfzig Jahre alt, gestorben — wie mag diese Kunde die zahlreichen Freunde erschüttert haben! War er ihnen doch, wie General Scheler an ihn 1815 mit einem gut schwäbischen Wort schreibt, „ins

Herz gebachen" (gebacken). Und wenn er in General Vischers „Herzen den ersten Platz einnimmt", der Feldzeugmeister Camerer (1810) seine „Stärke und Gemütsweise, das Große mit Ruhe aufzunehmen, das Verkehrte als Gewölk zu betrachten", rühmt, so hat Oberst Wolff (1813) in ihm „den einzigen wahrhaft redlichen, ehrlichen Mann unter einer Welt von Schurken kennen gelernt, dessen Kenntnisse, Talente und edle Art zu denken vollkommen mit der Charge, die er bekleidet, harmonieren, der aus der Linie getreten ist, während Hunderte sich wie die geputzten Affen in dem Generalskostüm benehmen und hinter Grobheit und Canaillerie die selbstgefühlte Schwäche verbergen wollen". Und wie die Kriegskameraden, so sind die Nichtsoldaten einig in der Anerkennung von Scharffensteins Talent und Charakter. Prälat Schmid preist in der Zeit des giftigen Verfassungsstreites „die glückliche und segensreiche Verbrüderung der beiden Freunde Lempp und Scharffenstein: Ihre (Sch.s) praktisch-moralische Ansicht dient seiner (L.s) Spekulation zu einer wohltätigen Leuchte und wird seinem Verhalten eine sichere Stütze verleihen", und der Jurist Fr. Christoph Mayer, Vater Karl Mayers und des hoffnungsvollen August Mayer, dessen Scharffenstein vor und nach dem verhängnisvollen Ausmarsch 1812 sich väterlich angenommen, rühmt, daß er, „wie die Natur selbst, das Hehre, Erhabene und Starke mit dem Sanften und Schönen in sich vereinige, im Sturme unerschüttert stehe, im schweren Leid mitweine, das Schöne und Gute in Natur und Kunst überall aufzufassen und zu empfinden fähig, in diesem Einklang kräftig handle: ein vollendeter Mann, ein ausgezeichneter edler Erdensohn, der innigsten Verehrung seiner Mitbürger würdig".

Scharffenstein selbst hat bescheiden von sich gedacht und mag in Bekenntnissen wie den folgenden sich nicht unrichtig gezeichnet haben. Er hält sich für einen Gefühls-, nicht Verstandesmenschen von Hause aus, wie er in einer eingehenden Beurteilung der Madame Staël, die wie kein Franzose „das Teutsche mit Gefühl penetrierte", an Uxkull schreibt (1814):

„Als ein junger Mensch kam ich in die Karls-Pflanzschule, ohne ein Wort Teutsch zu können, nach zwei Jahren genoß ich schon den ersten Dichter der Nation, wurde der Freund, der Genosse der poetischen Efferveszenz Schillers — das alles kam nicht vom Verstande, sondern vom Gefühl." Er glaubte nach seinen „Erinnerungen" wesentlich für die bildende Kunst begabt zu sein und hielt, wie man besonders in seinen Briefen an Uxkull sieht (siehe unten), mit Recht etwas auf sein eigenes Kunsturteil. Den anfangs mit den jungen Poeten in der Akademie geteilten Drang, ein Dichter zu sein, hat er bald abgestreift, aber feines Verständnis für deutsche und fremde Dichtkunst, eine lebhafte Phantasie und nicht gewöhnliche Gestaltungskraft verrät er fortan in allem, was er schreibt. Wenn er immer wieder über die „Ästhetiker", die zünftlerischen Kunst- und Literaturschreiber, Kritiker, Rezensenten, seinen Spott und Grimm ausgießt, so ist er selbst durchaus ein berufener Ästhetiker, Kenner und Beurteiler des Schönen. Das Ringen um eine Weltanschauung, das wohl schon in Abels Schule und dem ersten Verkehr mit Lempp begonnen, hat er nach seinen Briefen und Aufschrieben lebenslang fortgesetzt, aus seinem errungenen Gottesglauben gegen niemand ein Hehl gemacht, aber auch mit ihm so wenig als mit irgend einem Besitz sich brüsten wollen. In den letzten Jahren seines Lebens hat er darüber gegen den Kunsthumanisten Uxkull sich wiederholt offen ausgesprochen:

1813. „Die heroischen Gestalten des Altertums weckten und nährten Schillers energischen Genius, Plutarch war seine erste entscheidende Lektüre; die Stoa war Lempps erste Schule. Lesen Sie, was Montesquieu, dieser kraftvolle Geist, der auch aus dem Altertum seine Härtung erhielt, von der stoischen Sekte sagt. Auch in mich ging ein zündbarer Funke dieses hehren Geistes der Alten über, und zwar durch das Medium der Freundschaft, wie ich überhaupt alles, was für das bessere Leben Gehalt hatte, nur durch Freunde erhielt. Schiller, als er wegging, hinterließ mir nebst seinem Plutarch ausdrücklich seinen Freund Lempp, den ich damalen nur dem Namen nach kannte. Ich war schon empfänglich für die Bedeutung des Vermächtnisses, für mich war und blieb es ein Feengeschenk. Sie

wissen, wie solche durchs verworrene Leben sich oft bewähren. Jedoch eine solche Denkweise kann einen im geselligen Leben oft isolieren, man erscheint mit seiner Autorität unbequem, unheimlich ... Ich fühle, daß, was ich mir von diesem hehren Geist aneigne, nur sozusagen ein Hieb zu nennen, nur sehr einseitig ist, denn bloß ein Gleichgewicht der regen moralischen Kräfte erzeugt jene reine Amönität und Würde, welche die schönste Vollendung am Menschen ist und sich mit vereinter Kraft und Liebe in alle Zeiten zu schicken weiß. Sonderbar, wie sich eine austere, oft herbe Denkweise mit weicher idealisierender Sentimentalität und Schwärmerei wie das Kalte und Warme sich amalgamieren können! Diese scheinbar entgegengesetzten Elemente entfernten mich übrigens vom Faden, vom Gemeinen, von dem oft blendenden, verführerischen Konventionellen, und da es mein Los ist, mich keiner sublimen Maturität, wie viele mir Bekannte sie erreichten, erfreuen zu können, so freut mich wenigstens, in der Hauptsache mich wieder zu finden, wie ich in meiner Jugend war. Von dieser Blume fiel zwar manches Blatt auf der schwülen, staubichten Straße des Lebens, allein das Versprechende steht noch frisch da; an diesen Talisman, ein Angebinde der Gottheit, ist mein Heil gebunden. ... Ich lebe die meiste Zeit ganz wie ein Kind mit kindischen Gedanken und Beschäftigungen; zum Exempel, ich kann zum voraus und lange meine Imagination recht stimulieren, wie heute oder morgen ein Fisch an meine Angel anbeißen und ziehen wird ...

Ach, der russische Krieg raubte mir ein paar herrliche Jünglinge, schön an Leib und Seele; sie liebten und hörten auf mich, ich hoffte meine Verherrlichung, das Gute, was mir fragmentarisch in meinem Leben sich zeigte, die teure Erfahrung aus meinen Verirrungen einst als ein schönes Ganze in ihnen zu erblicken. Sie sollten keine Vielwisser, auch keine weichlichen Ästhetiker werden, das Edle und Gute nicht nur so einsaugen, sondern kräftig ins Leben reflektieren und fördern, denn dies ist die Hauptsache. Sie sind dahin, o Gott! ... Ihr Gefühl für den würdigen Herrn v. Palm [Christian Heinrich, 1736—1819, fortlebend in Stiftungen für Zwecke der Wohltätigkeit und Bildung] ist mir die rührendste, schönste Eloge Ihres Herzens. Der Mensch ist mir viel wert, der nach der Wanderung durch diese Welt im Alter noch das frühe und kostbarste Angebinde der Natur, ein kindlich frommes Herz, findet. Nicht einmal von abstumpfender Verderbnis zu reden, sondern was die Welt am höchsten achtet: Verstandeskultur, Philosophie, Welttakt u. s. w. geht dahinaus, diese göttliche Gabe zu vernichten, sie wie ein Spielwerk der Kindheit ansehen und ablegen zu lernen. Oder wäre es wohl Egoismus, Eingeschränktheit von mir, wenn ich einen solchen Menschen liebe und preise, weil ich mich selbst in meinem Alter so wiederfinde? O ich

könnte mit überfließendem Gemüte, mit nassen Augen Ihnen genug sagen, wie Erinnerungen an ehemalige, von mir selbst vernachlässigte Verhältnisse mich jetzo mit Gewalt ergreifen, wie ich jetzo geize, das Kapital von Liebe, das ich bei noch wenigen Jugendfreunden stehen habe, zu erhalten, zu vermehren, ja, wie die Wiederanknüpfung von Verhältnissen, die mein Unbestand, meine Wohlweisheit in diesem Leben mich hintansetzen, mich vergessen ließ, eine Hoffnung meiner besseren Zukunft ist. Wir kommen aus der Hand Gottes mit einem kindlichen Herzen, ein solches allein führt uns auch wieder zu Gott. Und ist das nicht der Spruch des erhabensten Lehrers, den Gott zu den Menschen sandte?"

Als Uxkull später, 1816, den Freund aufforderte, seine Lebensgeschichte zu schreiben, antwortete er ihm:

„O Freund, ich versichere Sie, ohne falsche Bescheidenheit, daß dieses ein sehr unbedeutendes Resultat liefern würde. Meine Periode der Gärung war Schaum und Dunst, darin sich zwar zuweilen ein schöner Himmelsbogen bildete. Ich suchte Ruhe nicht durch Erstickung der inneren Quelle dieses ungestümen Treibens — sie hielt ich zu gläubig für ein Heiligtum meiner Natur — aber ich suchte mein dunkles leidenschaftliches Gefühl mit den Forderungen der Weisheit verträglich zu machen. Es ging wenig ersprießlich. Denn ob ich schon in dieser Periode der Reflexion über die Hauptangelegenheiten des Seins gelernte, schulgerechte Sentenzen in Bereitschaft führte, war es doch mehr präsumtuös und ich war nicht ganz de borne, frei von moi même. Stehe ich denn jetzo in der Periode der Wahrheit und der Eintracht? bin ich mir eines progressiven Vorwärtsrückens bewußt? habe ich in dem Zweck meiner Existenz positive Erkenntnisse erworben? Freund, so weit bin ich gekommen, und nicht gering ist mir der Gewinst, daß ich obige Fragen mit klarem, aufrichtigem Bewußtsein mit Nein beantworten kann. Aber gottlob! meine Ahnungen haben sich gereinigt, sie nähern sich je mehr und mehr dem Glauben und ich weiß, für mich wenigstens, nichts Sichereres und Fruchtbareres zu sagen als: Meine Bestimmung ist, mich dessen, was ich ahne, würdig zu machen. So weit hätte mich vielleicht meine geistige Natur bringen können, allein es hat überhaupt keine Not, da die Gottheit diesen Aspirationen, diesem Bedürfnis durch positive Offenbarung so entschieden entgegenkam."

Wenn auch diesem Feuergeist in der schrecklichen Zeit, die den Glauben an eine zielbewußte Vorsehung auf so schwere Proben stellte, zuweilen der Mut und die Hoffnung sinken will,

dann richtet er sich an seinem Lempp, dem „erleuchteten gefühlvollen Advokaten der Vorsehung", immer wieder auf, an ihm, dessen „warmes und richtiges Gefühl seinen [Scharffensteins] Betrachtungen voreile", dessen „rettende Ansicht seinem getrübten Blick, der meistens nur Ruinen zu sehen vermag, zu Hilfe kam", und er kann einen jüngeren Freund, den Dichter Karl Mayer, aufrichten: „Wenn wir für diese Welt Land verlieren, müssen wir trachten, es im innern Selbst zu erobern; es gilt, entweder von der Welt unterdrückt, oder von ihrem tollen Treiben auf eine höhere moralische Stufe gerückt und gehoben zu werden."

Es sind ja auch in dieser Kraftnatur manche Gegensätze und Widersprüche beschlossen, aber sie erscheinen in dem, was uns von Scharffenstein überliefert ist, wie nicht immer bei so lebhaften Geistern, zu einer Einheit verbunden, die auf die Mitlebenden gewiß den Eindruck einer in sich gefesteten, harmonischen Persönlichkeit gemacht hat. Der offenherzige, freien sich Aufschließens und innigen sich Anlehnens an Freunde so bedürftige Mann zeigt nicht selten Anwandlungen von Melancholie, unter denen er sich einsiedlerisch, eigenbrötelnd zurückzieht. Er hat etwas Sensibles, Nervenzartes: 1815 fürchtet er den Geruch zu verlieren und bekennt, das hätte ihm in der Jugend weher getan, als taub zu werden, „denn dieser Sinn war eine reiche Quelle unaussprechlicher Sensationen für mich. Ich roch mit geschlossenen Augen eine ideale Welt aus den Blumen, jetzt noch sind fesselnde Reminiszenzen für mich alten Kerl an diesen oder jenen Wohlgeruch gebunden". Der starke Kriegsmann, der bitter ungern auf einen weiteren Ausmarsch ins Feld verzichtet, schreibt: „In meinen Feldzügen sah ich oft Pferde, die nicht mehr fortgebracht werden konnten, erschießen, erstechen. Sie fielen, ohne einen Laut von sich zu geben, ja Pferde, die noch lebendig gemetzelt wurden, sahen sich ohne einen Laut nach dem Peiniger um. Herr Gott, wie mir dieser Anblick, diese Stille durch Mark und Bein anders ging, als wenn das Tier gerast und gebrüllt hätte!" Und als sein Lieblingshund 1815 stirbt, klagt

der alte Soldat: „Das gute getreue Tier hatte einige Feldzüge mit mir gemacht, doch wie viel war er mir da, aber noch mehr wurde er mir in meiner gegenwärtigen Abgezogenheit.“ Der Hund wurde dann in Söflingen, im Garten des Oberförsters Zeitter, eines alten Karlsschülers, begraben und ein Stein erhielt die Inschrift: Beweint | ruht hier | ein treuer Freund | ein Hund | Spottet nicht | Menschen! Damals schrieb Scharffenstein: „Madame [Therese] Huber schrieb mir bei Gelegenheit des schweren Todes eines lieben sechsjährigen Enkels: Über das Sterben bin ich schon im Reinen, aber den sinnlichen Eindruck von langem Todeskampf, Elternjammer, beigewohnter Sektion, Sarglegen benimmt den Kopf, daß es eine Wohltat ist, nur den Moment zu erfinden, wo das Gehirn zum allgemeinen Interesse zurückstreben darf. Welch sublimer Geist, dieses Weib! Das ergreifendste, zermalmendste in der menschlichen Natur für ein Mutterherz macht ihr bloß Kopfweh, und ich alter Soldat, alter Moralist dazu, weine wie ein Kind über meinen toten Hund!“

Wie weit der also veranlagte die nötige Ausstattung für das eheliche, häusliche Leben besaß, ist schwer zu sagen. Er bekennt in einem Briefe von 1810, daß „die Weiber, die Liebe eine kostbare Zeit seines Lebens die herrschende Angelegenheit davon ausgemacht haben, jetzo höchstens seine Ruhe lebhaft verschönern könnten“ — wobei übrigens anzuerkennen ist, daß er wohl öfters soldatisch derb schreibt, aber selbst dem Zyniker Uxkull gegenüber kaum je einmal einen nur vor Männern erlaubten Scherz sich gestattet. Auffallend ist allerdings, daß der, wie oben mitgeteilt, seit 1804 Verheiratete in seinen Briefen an Lempp nicht ein einziges Mal die Gattin erwähnt, während dieser oft seiner eigenen Häuslichkeit mit Behagen gedenkt. Doch pflegen die Offiziere in ihren Briefen an Scharffenstein sich regelmäßig der gnädigen Frau zu empfehlen und keineswegs ist von der Ehe irgend etwas Nachteiliges bekannt. Auch hier wird die schönste Eigenschaft gewirkt haben, die wir in des ritterlichen Mannes Verkehr immer wieder leuchten sehen: seine lautere Herzensgüte und

opferwillige Menschenliebe. Wie er solche im Feld im Feindesland auf eine jahrelang im Gedächtnis gebliebene Weise betätigt hat, ist bereits erwähnt. Einen treueren, dienstbereiteren Freund und Kameraden hat es niemals gegeben. Prinz Heinrich von Württemberg, jüngster Sohn seines Mömpelgarder Herrn, des Herzogs Friedrich Eugen, hat nach Briefen, die von 1793—1816 reichen, an dem älteren Offizier einen zuverlässigen Vertrauten für die Sorgen und Nöte seiner unbefriedigenden Laufbahn. Und gleicherweise beglückt er den schwärmerischen Briefschreiber, Fr. W. Kämpf, einen Karlsschüler der späteren Zeit, der als Leutnant mit dem Militärverdienstorden pensioniert worden war (nicht jener von seinen Mitschülern für den schwächsten erklärte K. Kempf, späterer Privatstallmeister) mit freundschaftlichem Eingehen auf seine pestalozzischen und anderen Pläne. Nicht wenigen Offizieren hilft der selber keineswegs reiche durch Darlehen ohne Zins und mit Nachlaß am Kapital. Für die Neffen des Abts von Sankt Peter im Schwarzwald, der einst als Pfleger dieses Klosters in Bissingen bei Kirchheim Scharffenstein und Lempp nahe gestanden, sorgt er jahrelang in den Feldzügen durch Fürsprache, Geldbesorgungen und dergleichen mit rührender, bis ins einzelste gehender Hingebung. — Ob dieser Mann, wie er selbst zuweilen meinte, ein tüchtiger Künstler geworden wäre, wissen wir nicht, aber das wissen wir, daß er ein guter Soldat und — ein guter Mensch gewesen ist.

Briefe Scharffensteins an Dannecker.

Heilbronn, Anfang Januar 1812. (Briefkonzept.)

Deine flüchtige Umarmung auf der Straße, als ich aus dem Hofgewühl mich salvierte, war der Segen meines Tags. Jezo muß ich aber mehr haben und ich muß wenigstens eine Stunde bei dir zubringen. Dieses kann am 6ten geschehen, wo ich wieder nach Stuttgart muß. Ich werde diese Stunde noch mit dir ausmachen. Übrigens wann ich dich nicht sehen kann, so will ich auch das Schöne, was von dir und bei dir zu sehen ist, lieber nicht sehen. In den Königlichen Gemächern sah ich ein neues Tableau von H(etsch), Daniel in der Löwengrube. Komposition und Zeichnung scheint mir

recht brav, aber die Karnation des nackten Daniels fiel mir sehr widrig auf. Es ist kein reifes Fleisch, es ist wie ein frischer Schaden, als von Daniel geschunden, und wie wenn ein neues Fleisch angewachsen wäre. Blutig, kalt, nicht zeitig warm. H. muß dieses Fleisch nach irgend einem unserer blondins oder Rothaarigen genau kopiert haben, aber das ist das rechte Fleisch nicht und ohnehin ist in unserem winterlichen Klima durch die ewige Kleidung alles vor dem Kontakt der Luft, der Sonne verwahrt, es bekommt seine kräftige Lebensfarbe nicht. H. hätte nur bedenken sollen, daß der schöne Jüngling Daniel ein Orientale war. Was mich vollends ärgerte, war die Farbe des übrigens schön geworfenen Gewandes, es ist lila, es kontrastiert nicht und sieht fast aus, als wenn Daniel sich mit der eigenen Haut hüllte. Sieh, diese Ketzereien sage ich nicht dem Professor, dem großen Künstler, sondern dem herzigen Jugendfreund Dannecker, der, mit meinem Naturtakt zufrieden, denselben oft zwischen vier Augen und noch mehr zwischen zwei der wärmsten Herzen keck machte.

Heilbronn, ohne Datum, wohl bald nach dem 6. Januar 1812.
(Briefkonzept.)

Gottlob für die Stunde, die ich bei dir zubrachte, ich bin noch voll davon, und du, geliebter Freund, warst der geweihte Priester, der mich aus der Fratzenwelt des Hofs in deinem Kunstelysium wieder froh atmen ließest. Das Tableau von Schick [Apollo unter den Hirten] ist das Höchste und Lieblichste, was ich je sah und ahnen konnte. Noch genieße ich, wie die Personen des Gemäldes, den Nachklang der göttlichen Sensation und kann in dieser Stimmung nicht beschreiben. Vielleicht schicke ich dir nächstens etwas von Urteil oder vielmehr von Erguß, denn die beste Beschreibung dieses außerordentlichen Werks wird zum Gedicht. Vorderhand nur das: Schick zeigt sich hierin als großer geistvoller Psycholog, daß er den Apoll nicht spielend darstellt, dann wäre in dem gespannten Affekt der Aufmerksamkeit Monotonie unvermeidlich gewesen. Aber der schöne göttliche Fremdling hat eben aufgehört und auf der Leyer mit dem Arm sich stützend spricht er mit der Umgebung. Der Zauber der olympischen Hymne hallt nach in der entfesselten Brust der Hörer, das Ah! der Entzückung, die Reflexion über den Genuß einer im Innersten aufgegangenen schöneren Welt spricht sich aus mit reicher Mannigfaltigkeit in den herrlichen griechischen Gestalten. Sieh, die Auffassung dieses Moments ist nach meinem Sinn (und ich glaube, es war der Sinn des Künstlers) eine der höchsten Konzeptionen. Und wie ist diese ausgeführt! Schick wird sterben [er starb am 7. Mai dieses Jahres 1812], denn diese Erscheinung ist der Schwanengesang

der reichsten, schönsten Künstlerseele, einzig! Noch einmal, keine Analyse und nur für jetzt eine Umrahmung, wodurch Schick sich bei mir als Seelenkenner bewährt. Alle Mädchen sind in den schönen Gott verliebt, nach verschiedenen Charakteren und Gradationen, bei den Männern, sieht man, ist die Wirkung mehr nach innen.

Zuletzt etwas, aber in privatissimo. Ich frage dich: ist in diesem Gemälde die Haltung des Ganzen nicht einigermaßen der fesselnden Trefflichkeit des Einzelnen untergeordnet? sind Figuren, die ihrer Größe nach gegen die des Vordergrundes notwendig nach der Regel der Perspektive entfernt sind, nicht zu scharf, zu individuell ausgemalt, anstatt in der leichten Dämmerung ihres Standpunktes zu erscheinen? Dein Amor ist der echte wahre Gott Amor und du hast der allerhöchsten wunderlichen vagen Idee, die dir zur Ausführung gegeben wurde [siehe unten den Brief Danneckers vom 12. August 1813], einen gescheiten sprechenden bestimmten Sinn gegeben. Dein Amor schoß fehl, schämt sich, trutzt entzückend schön, wie du sagst, sein Pfeil prallte ab, allenfalls von der Ägide der Minerva. Aber es ist zum Tollwerden, wenn ihm, wie du sagst, die bekannte trotzende Inschrift untergesetzt wird: qui que tu sois, tu vois ton maître u. s. w. Noch eins, ich habe dich nicht betrüben wollen, aber jetzt muß es heraus: Dein vieles Porträtieren ärgert mich. Werden dich denn die Molchköpfe auf die Nachwelt bringen, wenn du sonsten nichts gemacht hättest? Es ist Profanation der Skulptur, wenn sich unbedeutende Vornehme oder reiche Tropfen und erzgemeine Gesichter so haben wollen; diese miserablen Egoisten sollen sich in Gips, in Wachs mit Haut und Haar abformen und den Guß anstreichen lassen, das sieht ja noch viel gleicher. Büsten deiner Hand gehören dem Ideal oder unsterblichen Menschen. Unser alter Kamerad Haug besuchte mich noch am Abend des Tags, wo ich dich sah, er war recht herzlich (welches die witzigen Menschen selten sind). Er ist ja Redakteur des Morgenblatts! Aber, wie ich höre, denn ich halte es nicht, ist dieses Journal anfangs [schwäbisch: anfangen = nachgerade, allmählich] recht fade, wenigstens diente ein Blick, den ich von ohngefähr im Monatgang November 1811 Nr. 30, Artikel Korrespondenz-Nachrichten, Kassel 15. November, hineinwarf, sehr, dieses Urteil bei mir zu bestätigen und disrekommandierte überhaupt sehr eine Schrift, die in diesen demütigenden Zeiten auch mitunter zur Tendenz haben sollte, an der Hand des noch unangefochtenen Schönen Nationalwürde zu pflegen. Mit Indignation las ich die Beschreibung des Geburtsfestes des Königs [Jerome] von einem ästhetischen Kriecher und Renegaten seiner Nation. An einem Tag, der im Grunde ein Bußtag jedem biederen Vaterlandsfreunde sein sollte, jubelt der faselnde ästhetische Korrespondent und ist von

der Herrlichkeit, von dem Lichtglanz des Hofs und von der Glückseligkeit, welche dadurch ausströmt, ganz enchantiert, beschreibt wie ein Hofmarschall mit Emphase die eleganten Equipagen, die Anordnung von Eßwaren, Lotterien, die Wallfahrt der beglückten Einwohner dahin!! Doch genug von dem animus dieses Ästhetikers und ein paar Worte von seiner Ästhetik, weil doch das Morgenblatt so krittlich in dem Punkt ist. Dieser Korrespondent spricht von einem „poetischen Taubenhaus", von „gebratenen Gänsen und Enten, welche aus dem reinlich zugedeckten Korb den Kopf verräterisch herausstrecken. Interessant war der Anblick der Physiognomien" u. s. w. Pfui Teufel über den A ... lecker! Wie kann Haug so was passieren lassen?

[Zu dem Rat, seine Kunst nicht im vielen Porträtieren aufgehen zu lassen, vergleiche man die heitere Mitteilung Scharffensteins an Uxkull vom Dezember 1812: Dannecker passierte vor einigen Tagen hier — Heilbronn — durch nach Mannheim. Dort soll er ein Grabmal entwerfen, und wie er sagt, ein flottes. Es ist bestimmt für einen Grafen Montperny von der Witwe. Dieser Montperny, wie mir Dannecker sagte, war ein parvenu aus dem niedrigsten Stande, der sich durch Einführung des Lotto zum Grafen und zu sehr großem Vermögen poussierte. Wenn dem so ist, ein Grabmal welche freche Zeichnung der Menschheit! Un hopital, Madame!]

Ulm, 5. August 1815 [nachdem Lempp in Danneckers Auftrag gefragt, ob Scharffenstein die Adresse von einem Österreicher, die er bei seiner Rückreise von Wien unter dem Tor in Ulm abgegeben, erhalten habe].

Ich habe seinerzeit die Karte bekommen, die dir Herr v. Sonnenstein in Linz für mich gab und die du beim Durchreisen am Tor hier absetztest. Ich vernehme auch dann und wann einen Gruß von dir. Das ist nun recht gut und freut mich jedesmal herzlich, allein wegen Linz hättest du wohl nach deiner Heimkunft mir einiges über die Gelegenheit und das Zusammentreffen, wo von deinem alten Freunde ehrende Erwähnung geschah, schreiben können. Du bist eben in so etwas ein fauler Hund. Das wenigstens bitte ich dich mir wissen zu lassen, ob Herr v. Sonnenstein noch Kreishauptmann in Linz ist. Im Morgenblatt las ich letzthin etwas von dir und über deinen Amor. Diese Lobhudler verstehen dich und die Kunst nicht. Es versteht und liebt dich besser dein alter S.

Ulm, 18. August 1815.

Dein Brief, herziger Freund, hat mich recht innig erquickt, auch warst du diesmal im Schreiben kein fauler Hund, daß du im Lieben



es nie warst, weiß ich, so lange ich dich kenne. Dein Vorsatz, einen Christus zu machen, entzückt mich. Dieser Gegenstand, dieses Bild und Inbegriff von Erhabenheit, Schönheit und erbarmender Huld und Liebe eignet sich sehr gut für die Plastik, und ich bin fest überzeugt, du bist ihm gewachsen. In den Antiken findest du die nötige Hoheit und Schönheit, allein den Haupttypus von Christus, die durch einen Hauch von Trauer durchleuchtete erbarmende Liebe, das Gemüt von Christus, mußt du allein aus deinem Gemüt herausbringen, die Antiken haben nichts dergleichen. Du wirst es vollbringen und es wird deine Künstler-Apotheose sein. Ich muß dir sagen, daß du mich mit deiner Wahl des Moments mit Bewunderung überrascht hast. Es ist keine solche Kunst, einen leidenden, einen im Tempel zürnenden, einen Kinder liebkosenden Christus zu machen; aber der der Menschheit Folget mir nach zurufende Christus ist das allerhöchste einzig und schwerste. Es ergreift mich mit Hingebungs-, Anbetungsschauer, wenn ich dieses Bild denke, ich sehe etwas davon, aber nicht fixiert und deutlich, es steht in einem Heiligennimbus, bloß du geweihter Bildner kannst es unverwandt, deutlich anblicken und den Menschen wieder hinstellen mit dieser ergreifenden Glorie.

Nun etwas von deinem Amor. Meine Äußerung von unverständlicher Lobhudelei wirst du begreifen, wenn ich dir eine Stelle eines Briefes von mir an Jxküll [vergleiche S. 165] über diesen Gegenstand mitteile. Notabene nicht grad aus absoluter Deferenz für seine Kompetenz in diesen Dingen schrieb ich ihm davon, aber es taugt überhaupt in seinen Kram; wir schreiben uns zuweilen und ein geistvoller Mann ist er gewiß. Die Stelle ist: In einem der neuesten Morgenblätter kommt ein kleines Gedicht von Haug vor: Amors Läuterung. Das Gedicht ist an sich wirklich schön, poetisch sinnig. Nun wird aber in einer Anmerkung gesagt, dies wäre die Idee, die dem Dannecker bei der Schöpfung seines Amors vorgeschwebt hätte! Die schöne sinnige Mythe von Amor und Psyche (also Amors Läuterung) ist, glaube ich, die geistigste, ja mystischste des Altertums. Wie sehen wir sie aber in der plastischen Darstellung versinnbildlicht? Nicht anders als durch eine Umarmung, einen Wechselkuß des Amor und der Psyche, also einen deutlichen Akt; der geistige Gedanke spricht sich und kann sich nicht anders klarer, lieblicher, schöner plastisch aussprechen. Und nun will unser inländischer Morgenblättler die Versinnlichung dieser Mystik einem isolierten marmot andichten! Aber, wie gesagt, Dannecker ist unschuldig und wollte das nicht, und solche Bewandtnis, solchen Bezug zum alten Künstler mag es meistens haben mit dem theoretisch-deklamatorischen Gallimathias unserer Tage. Mit unserer Vergeilung, mit unserem haut goût können wir diese einfach schöne reife Natur

nicht ruhig verstehen, mit ihr eins sein ... Aus dieser Stelle wirst du ersehen, daß ich deinen damaligen Sinn behalten hatte und sofort konsequent räsonnierte; nun aber gibst du mir in deinem Brief eine andere Ansicht: du willst wirklich den geläuterten Amor darstellen ... Ich will hoffen, du trauest hier mehr deinem Künstlergefühl als der Loberei anderer. O, wenn ich doch zuweilen bei dir sein könnte! auch um den Wust der Zeiten zu vergessen. Zwar bin ich mit dir einverstanden, daß dieses gärende Chaos etwas Gutes — eigentlich eine Läuterung, weil doch von Läuterung die Rede ist — hervorbringen wird, aber vielleicht doch nicht anders als durch furchtbare Explosion. Die Kunst ist für die wandelbare Welt das Asyl, die ewige Lampe des Schönen und Guten. Es tut mir leid, daß Herr v. Sonnenstein nicht mehr in Linz ist, weil ich ihm vielleicht in einer Schäferstunde der Erinnerungen geschrieben hätte. Aus zwei Feldzügen brachte ich nebst einem guten Bewußtsein die Freundschaft dieses edlen Mannes zurück. Das Schreiben ist mir auch wie Gift, aber an dich und weil du es wünschtest, schrieb ich diesen langen Brief gern. Adieu, guter, sehr teurer Mensch!

Aus Scharffensteins Briefen an Uxkull.

Zur Zeitgeschichte[160]

März 1813. Gespannt durch die gegenwärtige schwüle, verhängnisvolle Stille. Es ist einem wie den Vögeln und Tieren, die der Blick, die Nähe der Schlange krampfhaft fesselt, daß sie nicht entfliehen können; es will nichts tauen und keimen in der beklemmten Brust. Ich habe Ihnen schon lange vorher die traurige Meinung geäußert, daß die Wiederkehr der Ruhe und Ordnung nicht das Werk der Freiheit, sondern der Notwendigkeit sein wird, vielleicht auch eines rettenden unmittelbaren Eintretens der Vorsehung. Aber auch furchtbar kann dieses Eintreten sein und nur als Beschleunigung des traurigen Ziels der Notwendigkeit erscheinen.

September 1813. Sie werden die neueren Siege Napoleons gelesen haben? Ich weiß nicht, ob der Geist, der den östreichischen Generalen abgeht, nicht durch Terrorism surrogiert werden könnte. Noch vor dem Feldzug äußerte ich, daß es nicht gehen würde, wenn der Kaiser Franz nicht Galgen nachführen ließe. Nichts zeugt empörender von heilloser Anführung, als wenn beinah ganze Armeen in Schlachten gefangen werden, und das ist bei den Östreichern einheimisch, der Soldat ist gewiß brav und man könnte Wunderdinge mit ihm ausrichten. Was mich am meisten frappiert hat, ist der Tod Moreaus. Welch kleinliches Ende für den Mann, der als

Privatmann wahrhaftig glorreicher als ein König fortgelebt hätte! Es hat mich indigniert, das Frohlocken der Alliierten zu sehen, als die zwei Franzosen auf ihre Seite traten, sozusagen entlehnt wurden. O weh, wenn es zu solchem Bankerott an Selbstvertrauen kommt! Von Bernadotte hört man nichts, man wird auch, glaub' ich, nichts Besonderes von ihm hören. Er ist der liebenswürdigste Ehrenmann, den ich unter den französischen Generalen sah, er mag auch guter Soldat sein, allein ich glaube nicht, daß er Feldherr ist. Übrigens was können auch die Schweden für Interesse an dieser Partie haben? —

August 1814. Alles Edle der Menschheit scheint sich nach Preußen geflüchtet zu haben, von dort aus allein kann auch für Teutschland Veredlung emanieren. Der Mystizismus, der in Preußen aufkam, war ein Erzeugnis einer gespannten febrilischen Muße; ich fürchtete Ansteckung, nun hat der Stoß in eine kräftige, große, tatenvolle Laufbahn den wahren Schwung zu Gott erzeugt, wahre gesunde Religiosität. —

November 1814. Wie gefällt Ihnen das Bankettieren und Jubilieren und Tanzen in Wien von diesen erhabenen Rettern der Menschheit, während Millionen noch im alten Druck schmachten, während diese redresseurs des torts Sachsen tranchieren?

Über Kunst und Literatur

Meine Ketzerei über moderne Musik. Ich gebe keine Prise Tabak für die brillanteste Musik, die ich verstehen muß, und das ist jetzo meistens der Fall. Musik muß ergriffen, nicht verstanden werden. Sie hat es mit dunklen, aber kräftigen Empfindungen zu tun; sie ist eine höhere Sprache, welche den Menschen aus dem Konventionellen entrückt und ihn mit mystischer Begeisterung in das Geheimnis der Göttlichkeit seiner Natur blicken läßt ... Sie muß melodisch und harmonisch zugleich sein, Melodie ist die Seele, Harmonie der organisierte Körper; jetzt ist Musik mehr ein Gegenstand der Kennerschaft als des Gefühls ... Mozart ist von den neueren Komponisten mein Mann, die Natur weihte ihn zum Zauberer ein, die anderen sind durch Mühe Professors worden. — Gegen die Maler, die zeichnen, aber nicht malen können. In meinen Augen gehört Kolorit so zum Wesen der Malerei, daß ich behaupten möchte: der Maler, der seine Komposition nicht vorher mit der Seele in dem warmen Farbenleben anschaut, wird auch in der Zeichnung fehlen. Ich habe soi-disants Kenner, Kunstschwätzer sagen hören: Kolorit sei etwas Mechanisches, eine Färberei. Welche Lästerung! Kolorit kommt aus der Seele, ist eine Konzeption der Seele. — Über das Kunstgewerbe. Es gab eine Epoque der Schnörkel-, Muschel- und Knochen-Verzie-

rungen; das war freilich ein fataler Geschmack, eine wahre Vergeilung; aber jetzo verfällt man oft in das andere Extrem, alles gerade und flach und wahrlich kalt zu machen. — Über Baukunst. Die Ketzerei soll ausgesprochen werden: Die Säulenordnungen der Alten sind zwar schön, edel, aber auch ein Behelf, eine engende Schranke für das Genie. Große Konzeptionen, in diesem Stil ausgeführt, haben etwas Monotones, Kaltes; nicht so die in der sogenannten gotischen Baukunst. Hier ist erhabene Einheit in dem unendlichen Leben voll Mannigfaltigkeit. Der erste Eindruck macht die Brust schwellen, und die Analyse erquickt sie auch. Und wer will leugnen, daß außer diesen zwei Architekturen noch andere heterogene möglich sind, daß das Genie diese zwei zu außerordentlichen Wirkungen vermählen könnte? Und die Schöpfungen des freien Genies sind immer siegreich.... Ursprünglich erscheint mir die gotische Baukunst wie eine Spielerei von Riesenkindern. Ich zweifle, ob dieses Amalgama des Großen, ja Ungeheuren und des Überzarten mit dem Wesen der Schönheit bestehen kann. Zuverlässig aber gibt es gotische Gebäude, wo das Zarte so vorschlägt, daß es Künstlichkeit, Kunststück, aber nicht Kunstwerk genannt werden kann. Als Heinrich IV. in Tours die berühmten feinen Türme der Hauptkirche zum ersten Male sah, fragte er: si elles avaient des étuis. — Der Maler Schick allein war zum ganzen selbständigen Künstler, zum hohen Schönen geweiht. Seele ist ohne weiteres einer, der in seinem Genre unsterblich bleiben wird. Er ist unübertrefflich, mit Wahrheit und Schönheit die Physiognomien seiner Zeit in sinnigen Darstellungen zu fixieren. Zum Ideal taugt er nichts. —

Die Werke der Griechen sind allgemeine reine menschliche Natur, behalten ihren Gehalt auch in der Übersetzung und sind gerade in der wörtlichen dem rechten Gefühl am wertesten, sie bleiben schön für alle Zeiten.... Jener einfache, kindliche, altkluge homerische Sinn paßt nicht für unsere Zeit, und es gehört ein sehr eminentes Talent dazu, Hermann und Dorothea und eine Luise, diese herzigen, lieblichen Dichtungen, zu machen. Ich glaube, daß der große Schiller durch die Gräkomanie, in die er verfiel, dem freien eigentümlichen Schwung seines Genies unbehilflichen unnötigen Ballast antat, selbst mit seinen Jamben im Drama, wo ohnehin das Metrische in der Rezitation verloren geht. Übrigens ist der Reim am Schluß seiner Monologen meisterhaft angebracht, steht wie durch Inspiration da und tönt kräftig nach in der Brust des Hörers. Nicht so geglückt ist ihm der Reim und das Einfallen ins Lyrische in dem Dialog zwischen Rudenz und Berta im Tell; er siehet ziemlich einer trivialen Aussöhnungsaria aus der Oper gleich.... Jene moderne Exzentrizität in der Stimmung, das Romanwesen im Dichten und Handeln,

jenes Ahnen und idealische Streben der Seele in einer jugendlichen Epoche des Lebens u. s. w. — die Griechen hatten es nicht. Warum? Ihre Verfassung war groß und würdig für den Geist, eine Quelle des spornendsten Interesses für jeden, und das Schöne war überall, eine heimische Quelle des rein natürlich sich bietenden Genusses, es war reell. Bei uns ist alles das ganz anders, das Große und Schöne ist ideell, wir finden es höchstens in Fragmenten, und da es Bedürfnis edlerer Naturen ist, wird es dunkles, feuriges, ahnendes, nicht befriedigtes Gefühl, Exzentrizität. An einer Art Schwärmerei erkennt sich oft die edelste Seele, die nur nicht auf ihrem Platz ist. In ihren Geisteswerken schöpften die Griechen aus der reinen Natur, wir schöpfen aus Mustern; aus Verdorbenheit des Geschmacks, aus Unbekanntschaft mit dem wahren Schönen sucht man originell wenigstens zu sein, aber die meiste Originalität ist im Gebiet des Schönen, was rare Abartungen, Exkreszenzen in einem Blumengarten sind.... Ich glaube, daß unter den Neueren ein Mann allein, das ist mein Schiller, den höheren pathetischen griechischen Geist beschworen hat, aber er wollte ihn zu dienstbar machen. Es ist fehlerhaft, daß er ihn modernen Sujets anpassen wollte. Die Abhandlung, die er seiner Braut von Messina voranschickt, um der Einführung des Chors in der Tragödie das Wort zu reden, ist mit der ganzen Dialektik seines Genies durchgeführt, aber sie schlägt in der Anwendung nicht ein. Der Charakter ist bei den Griechen nationell, historisch reell, kein Werk des ästhetischen Sinns, wirkungsvoll ohne Aufwand von Genie. Bei uns ist er ganz ideell und paßt nicht zu der Zeit. ... Schiller in seiner Abhandlung will die Regeln der bildenden Kunst für das Drama anwenden. Falsch! Die bildende Kunst hat es ganz mit dem Ideal zu tun, während das Drama, das Sittengemälde sehr wohl Naturalism vertragen kann. ... Schiller hat im Selbstgefühl seines göttlichen Genies gewagt, ein modernes Sujet ganz griechisch zu behandeln und was Herrliches geliefert. Diese Methode wäre aber grade ein Behelf für die Geistesarmut anderer, was würde da herauskommen!

„Ideale. Exaltation. Schwärmerei." Erinnerungen an die Jugend. ... Die Männer, welche vorzüglich auf mich gewirkt, die in meine Seele feste, wohltuende, stärkende, nicht nur für dieses Leben anwendbare Grundsätze gepfropft, sondern mich auch auf eine Identität zwischen dieser und der künftigen Existenz durch selbsterrungene Vervollkommnung gewiesen haben, waren Plutarch, Garve, Rousseau und dann der Umgang meiner Freunde Schiller und Lempp. Vorzüglich hat der letztere mich im schwülen Labyrinth des Lebens, wann ich müde und in der Verkältung, die auf Abmattung folgt, allmählich einzunicken bereit war, an seiner edlen

Brust erwärmt und gestärkt auf die Bahn gebracht. Würdigster Mensch! Das heiligste Bedürfnis, mit dir zu existieren, ist für mich ein Angeld, dich auch jenseits wieder zu finden. — Goethe darf neben Schiller nicht hin. Ich halte es für ein Mißgeschick, daß Schiller mit Goethe zusammenkam. Der treuherzige Schiller huldigte dem Goethe als dem ästhetischen Papst; von da an wurde sein eminentes Genie in Formen entraviert; er war gemacht, sich eine eigene originelle Bahn zu schaffen, wie noch keine war, ohne Kothurn und Jamben (voilà par hazard un calembourg). Schiller sprang von der Roheit zur Überbildung. — Schubart. Ich kann sagen, daß schon in meiner Jugend meine ästhetische Empfänglichkeit einen ? hatte, der für sein Dichterwesen eher entfremdend als huldigend war. Ich glaube, ich könnte eine getreue Charakteristik von diesem Mann liefern, ist es aber auch der Mühe wert? — Hegners Molkenkur „eine wahre Labsal, die mir noch nachgeht". — Deutscher Dichterwald von 1813. Hat weit mehr Poesie, als die meisten Produktionen dieser Art. Einige Verfasser sind vorzüglich durch jenen hehren Geist verwandt, der das innerste ahnende Leben aufregt, in diesem Genre sind herrliche Sachen da. Wenn Sie so was gerne lesen, will ich Ihnen das Büchel schicken und würde zum voraus rekommandieren, alles von einem Ludwig Uhland zu lesen, das ist ein ganz ausgezeichneter lieber Geist. [Ganz ähnlich an Karl Mayer 24. Januar 1813, Schillerbuch S. 304.] — Lessings Laokoon. Ein fiat lux — wir zwei werden es wohl seinerzeit in seiner siegenden Kraft gefühlt und fürs übrige denkende Leben genug daran gehabt haben, um uns bei jeder Anschauung zurechtzufinden. Wenigstens ist's bei mir eine sehr markierte Epoque, ich war ein ganz junger Mensch, Schiller war wie eines Triumphs voll, als er das erstemal von dem Buch sprach, er nannte es eine Bibel für den Künstler. Ja, es ist mit jenem Buch viel wie mit der Bibel: man stolziert und sublimiert mit eigen sein sollender Weisheit und vergißt der Quelle, aus welcher im Grunde alles herstammt. — Die Alten arbeiteten dieses Leben aus als ein Ganzes mit ruhigem selbständigem Mut und mit Schönheit; wir zerarbeiten es als ein Fragment mit Übermut und Dünkel in Fratzen. — In meiner Jugend habe ich einige Male den Homer gelesen, und zwar war ich nur eifersüchtig, ihn grad' in der prosaischen Übersetzung zu lesen, denn eine metrische schien mir schon entstellend und eine profane Anmaßung. Es blieb mir etwas Unendliches, ein tiefes klares Meer, darin sich Himmel und Erde in vereinter Pracht, die schönen menschlichen Götter und die herrlichen göttergleichen Menschen und das gemeinsame rege hohe Leben magisch abspiegeln. — Das Buch der Staël über Deutschland wird, während Scharffenstein „die schöngeisteri-

schen literarischen Weiber nicht liebt", von ihm sehr hoch gestellt, nur das Urteil der „für jetzt enschlegelisierten" Frau über die deutsche Literatur, insbesondere über Schiller, angefochten. — Rousseau. Man heißt ihn eloquent. Das ist nichts gesagt, seine Eloquenz ist die Kraft der Wahrheit, der Würde und der Hoffnungen der menschlichen Natur, welche nie einen solchen Ritter, Beispiel, Sprecher und Dulder gefunden haben. — Italiener. Durch Sismondi bekam ich für Alfieri viel Respekt. Seine Darstellung von Philipp II. ist ergreifend, vorzüglicher als Schillers seine in Don Carlos. — Shakespeare. Wie viele ekelhafte Pfuschereien hat dieses einzige schöpferische, sozusagen über dem Gesetz stehende Genie veranlaßt! — Die romantische Maschinerie scheint mir im Drama mehr für die Oper geeignet zu sein als fürs eigentliche ernste Schauspiel. Deswegen will mir selbst Schillers Jungfrau von Orleans bei allen einzelnen großen Schönheiten doch als Ganzes nicht gefallen. Daß Goethe in seinem Egmont sogar eine symbolische Person, die Freiheit, erscheinen läßt, ist über alle poetische Lizenz. Aber was darf dieser nicht alles machen! — Therese Huber. Unter unseren schreibenden Weibern sind einige, die zart und hold erscheinen; dieses Weib kokettiert mit ungeheuren Ideen, tritt als unheimlicher Geist in die Schranken, es juckt ihr an ungeregeltem Überschwang. Aber wo will sie wieder hin mit ihrer Unruh? — Ich liebe schon nicht, wenn ein Weib nach dem Starken streben will, allein in dem Brief, den die Huber mir vor einigen Monaten schrieb, verstieg sie sich bis zum Ungeheuren. Ich glaube sie zwar mit Dezenz, aber gründlich und kurz heimgeschickt zu haben. Es ist aber schön von ihr, daß sie nicht trutzt, dieses Mal war sie holdweiblich, anspruchslos, die Unterhaltung war nicht gesuchte Geisteskrämerei, sondern bequem und angenehm. —

Wilhelm Petersen

1758—1815

Aus einem Pfarrhaus auf der Insel Alsen ging der junge Georg Petersen (1708—1783) auf die Universitäten Kopenhagen und Königsberg, wurde 1734 schwedisch-dänischer Gesandtschaftsprediger in Paris und 1740 als lutherischer Hofprediger nach Zweibrücken in der Pfalz berufen. Von 1746 bis 1761 war er dann Superintendent und Hofprediger der verwitweten Herzogin Karoline in Bergzabern, 1761—1765 wieder in Zweibrücken als erster Pfarrer und Oberkonsistorial-

rat, 1765 bis zu seinem Tode, 1783, aufs neue in Bergzabern — ein Wechsel, der teils mit dem Aufsuchen der guten Schulen Zweibrückens, teils mit dem Übertritt des Herzogs Christian IV. zur katholischen Kirche zusammenhängen mochte. Von seiner Gattin, Euphrosyne von der Lith aus Ansbach, hatte Petersen neben drei Töchtern sechs Söhne; unter ihnen war Johann Wilhelm, geboren zu Bergzabern 1758, der fünfte. Daß dieser am 9. November 1773 in die Akademie auf der Solitude aufgenommen wurde, geschah, wie der Vater ausdrücklich bezeugt, „auf das Vor[Für]schreiben des Herzogs von Zweibrücken", jenes Karl August, der mit dem Württemberger Karl Eugen in Lebensweise, Bau- und Jagdwesen u. s. w. viel Ähnlichkeit, am Karlsberg bei Homburg in der Pfalz seine Solitude hatte.[161]

Aus der Akademie, wo Petersen die Rechte studierte, ist uns zunächst seine Auszeichnung mit einigen Preisen in Logik, Philosophie, Ästhetik, Algebra und Arithmetik überliefert, sowie daß auch er auf jene törichte Frage Serenissimi, welcher der geringste unter den Zöglingen sei, den armen Kempf als indignissimum propter suam negligentiam et segnitatem, semper sua sorte pertaesum etc. angegeben hat.[162] Umgekehrt ist Petersen von Schiller besonders freundlich beurteilt worden, als fürtrefflich begabt, aufrichtiger Freund seiner Freunde, Liebhaber der Philosophie u. s. w.[163] Von dichterischen Versuchen und literarischer Tätigkeit des später so viel Schreibenden wird nur sein Anteil an dem Wettstreit mit Schiller, Hoven und Haug über „Rosalinde im Bad" erwähnt. Zahlreich dagegen werden die Nachrichten über Petersens Zusammenleben mit Schiller, nachdem beide die Akademie verlassen hatten. Petersen trat mit Reichenbach am 15. Dezember 1779 aus und erhielt wie dieser sofort die Stelle eines Unterbibliothekars an der herzoglichen Bibliothek (S. 81), mit 250 Gulden Jahresgehalt, was nicht ganz der Gage des am 15. Dezember 1780 Regimentsmedikus mit Feldschersgehalt gewordenen Freundes gleichkam. Jedermann

kennt die zwei Dokumente aus dem nachträglichen Studioleben der lange wie Knaben eingesperrt Gewesenen, das nach Petersens Aufschrieben keinerlei Anspruch auf einen Tugendpreis erhob: den Zettel, welchen Schiller im Wirtshaus zurückließ, als er auf die Kameraden vergeblich gewartet hatte: „Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen und kein Petersen kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller —" und jene Rechnung des Herrn Brodhag zum Ochsen in der Hauptstätterstraße vom 1. August 1782: „Doctor Schiller und Herr Bibliotarius Petersinn belieben güttigst wie folgt" —. Für Schunken, Brot, Salat und Wein . . . zusammen 13 Gulden 39 Kreuzer . . .

Aber sie kneipten und spielten nicht bloß miteinander, Petersen hat auch seinen Anteil an des Freundes ersten literarischen Arbeiten. Schiller redigierte, wie man weiß, 1781 für kurze Zeit dem Buchdrucker Mäntler seine „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen", nicht ohne mit dem Zensor, dem Gymnasialdirektor Volz, in Zwist zu geraten. Es ist wahrscheinlich, daß der rührige Unterbibliothekar, der auch Mitarbeiter an einer Frankfurter Wochenschrift „Der rote Wagen" war, den eines Zuschusses zu seinem kargen Solde bedürftigen Regimentsarzt für die journalistische Tätigkeit gewonnen, auch selber in das zweimal wöchentlich erscheinende Mäntlersche Blättchen einiges, wie namentlich den regelmäßigen Abschnitt „Gelehrte Sachen", beigesteuert hat.[164] Gerade damals befanden sich auch die Räuber im Druck. Petersen war mit Abel der erste, von dem der Dichter sich die Fehler des rasch hingeworfenen Dramas vorhalten ließ. Petersen sollte, da sich kein Verleger in Stuttgart fand, gelegentlich einer Reise zu seinen Brüdern in Speier und Darmstadt bei den Mannheimer Buchhändlern anklopfen, unter Umständen einen seiner Brüder als Verfasser nennen — was freilich ohne Erfolg war, nur daß Petersen vielleicht damals die für Schiller so bedeutsame Verbindung mit dem Buchhändler Schwan vor-

bereitete. Als dann im Januar 1782 der Dichter ohne Urlaub zur Aufführung der Räuber nach der Rheinstadt reiste, war der treue Petersen sein Begleiter. Auch als Schiller die Herausgabe der Anthologie plante, zog er zunächst ihn ins Vertrauen und ließ sich von ihm bei der Ausführung unterstützen, nahm auch etliche Epigramme des Freundes in die Sammlung auf. Das war zu derselben Zeit, in welcher Petersen mit zwei eigenen Schriften ohne Namensnennung hervortrat: Die Gedichte Ossians neuverteutschet, Tübingen bei J. F. Heerbrandt 1782 (XVI und 508 Seiten) und: Geschichte der teutschen National-Neigung zum Trunke, Leipzig J. Ph. Barth 1782 (160 Seiten). Die jungen Schriftsteller waren in einer fast fieberhaften Tätigkeit. Denn gleichzeitig mit den genannten Schriften erschienen die zwei ersten Stücke des „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur. Eine Vierteljahr-Schrift. Auf Kosten der Herausgeber" — als welche uns Schiller, Abel, Petersen und Atzel bekannt sind (S. 110). Wie Schiller in dieser Zeitschrift, die mit dem dritten Stück 1783 wieder einschlief, seine Anthologie selbst anzeigte, so Petersen seine beiden Erstlingsschriften, den Ossian, den er natürlich für durchaus echt hält, durch Gegenüberstellung seiner eigenen, besseren und der Haroldschen Übersetzung, die Schrift vom Trinken mit dem „wohlmeinenden Rat, bis zu reiferen Jahren mit ferneren Schriften zu warten. Der Kitzel, Schriftstellerei zu treiben, scheint ihn doch zu stechen, ungeachtet er in der Vorrede vorbauen will. Jungen Autoren juckt das Federchen gemeiniglich immer mehr und mehr". Zunächst lieferte er in das Repertorium noch eine Lebensbeschreibung des Schwaben Johann Valentin Andreä und eine Anzahl jener sitten- und kulturgeschichtlichen Kleinigkeiten, mit welchen er im Laufe der Zeit zahllose Hefte angefüllt, das Morgenblatt und andere Zeitschriften überreichlich versorgt hat. Durch Streicher wissen wir, daß Schiller, in seinem letzten Stuttgarter Jahr mit Fiesko beschäftigt, fleißig die Bibliothek besuchte und mit größter Emsigkeit Italien, Genua, Fiesko und sein Zeitalter erforschte. Hiebei ist ihm ohne allen Zweifel der Bibliothekar

Petersen treulich beigestanden, und ihm teilte der Dichter was von dem Stück entstanden war, sofort auch mit (S. 111). Als der junge Historiker Spittler von Göttingen in seiner Vaterstadt Stuttgart weilte, machten ihm Schiller und Petersen auf ihres Lehrers Abel Veranlassung einen Besuch. In der Rezension von Stäudlins „Proben einer deutschen Äneis nebst lyrischen Gedichten", welche Schiller in Balthasar Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" lieferte, spielt er auf eine scherzhafte Äußerung Petersens an. Später, im Sommer 1784, bemüht sich Schiller in Mannheim treulich darum, daß Petersens Bearbeitung der von der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft gestellten Preisfrage: Welches sind die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache seit Karl dem Großen? zwar nicht mit dem ersten Preis, den der Züricher Leonhard Meister erhielt, aber einem zweiten gekrönt wurde.[165] Es war nicht schön gehandelt, woran Weltrich mit Recht erinnert, daß in der 1787 in den Schriften jener Gesellschaft (Band III, S. 7—251) gedruckten Preisschrift Petersen „wohl ein Dutzend anderer Dichter neuester Zeit erwähnt, aber für Schiller kein Wort findet".[166] Und ebensowenig erfreuen die Worte, womit er in seinen handschriftlichen Miscellen[167] Wielands Urteil über die Räuber „mit einem Anschein von Befriedigung verzeichnet" (siehe unten).[168] Auch später hat Petersen, nach dem herzlichen Verkehr zwischen den beiden Freunden 1793—1794, sich mindestens ungeschickt benommen, als er, wie Cotta 29. März 1803 an Schiller schreibt, die Annahme der Braut von Messina für das Stuttgarter Theater „durch sein einfältiges Urteil" vereitelte.[169]

Gleichwohl mußte nach dem oben Ausgeführten Petersen als vor anderen dazu berufen erscheinen, Erinnerungen an Schiller und ihre gemeinsamen Jugendzeit zu schreiben. Und in der Tat ist, nachdem im Morgenblatt 1807 (Nr. 57, 164, 167 f., 185; auch in einem Reutlinger Nachdruck 1808), sowie 1809 (Nr. 253, 267) allerlei Bruchstücke daraus erschienen waren,[170] von Cotta 1810 eine Geschichte von Schillers

Jugendjahren aus Petersens Feder angekündigt worden. Aber Einwendungen, welche Christophine Reinwald und Charlotte Schiller, vielleicht auch Körner, erhoben, nachdem schon Conz[171] und Reinwald manches berichtigt hatten, veranlaßten den Tübinger Verleger, das noch nicht vollendete und im Dezember 1809 bereits mit einem Vorschuß beinahe bezahlte Manuskript ungedruckt seinem Archiv einzuverleiben.[172] Was heute in letzterem sich befindet,[173] hat folgende Bestandteile: I. Ein Heft „Schillers Jugendgeschichte. Umrisse von J. W. Petersen". 25 Blätter Quart. Eine erweiterte, die gedruckten Bemerkungen von Conz und Reinwald, sowie die brieflichen von Elwert (S. 64 ff.) berücksichtigende Abschrift aus den Aufsätzen im Morgenblatt. II. Anmerkungen und Beilagen zu I; die im Manuskript vorgesehenen Anmerkungen 24—31 fehlen, lassen sich aber aus III leicht ergänzen. III. 47 verschiedene Blätter, worunter das Druckmanuskript zu den Morgenblattaufsätzen; Stilanmerkungen von Haug; manche in den gedruckten Aufsätzen und in der „Jugendgeschichte" nicht benützte Notizen. In der Folge wurden die Papiere ab und zu von den Schillerbiographen und von Hermann Kurz für seinen Roman Schillers Heimatjahre teilweise benützt, auch von Boas[174] und Weltrich[175] mehrfach einer Kritik unterzogen. Wenn wir dennoch I, sowie das Wesentliche von II und III[176] hier zum Abdruck bringen, so geschieht es, um die Erinnerungen, die durch die Unmittelbarkeit des Miterlebten und von Kameraden Erfragten höchst wertvoll sind, einmal zusammenhängend und vollständig zugänglich zu machen. Anhangsweise soll aus den Petersenschen Sammelbänden der Königlichen Landesbibliothek in Stuttgart das wenige, was Schiller betrifft und von Petersen selbst nur teilweise im Morgenblatt (1809 Nr. 253 über Schillers Gesichtszüge) veröffentlicht ist, beigegeben werden.

Schillers Jugendgeschichte.

Umrisse von J. W. Petersen.

1. Schillers früheste Jugendgeschichte bis zum ersten Erwachen seines Dichtergeistes.

Johann Friedrich Christoph Schiller ist den 10. November 1759 zu Marbach geboren, einem wirtembergischen Städtchen am Neckar, wo auch Tobias Mayer, der tiefdenkende Größenforscher, und Friedrich Drück, der selten vortreffliche, das Licht der Welt erblickten. Sein Vater, Johann Caspar, anfangs zu einem Dorfwundarzt erzogen, darauf Fourier und bei der Geburt seines Sohnes Unterhauptmann, war ohne hervorstechende Geistesvorzüge, vielmehr ein etwas schiefer, abenteuerlicher, meistens mit seltsamen Gedanken und Entwürfen beschäftigter Kopf. Doch vom Vater hatte Schiller beinahe nichts an sich, sondern er war wie Kant das Ebenbild seiner Mutter an Wuchs, Gestalt und Aussehen; blauaugig, langhalsig, sommerfleckig, rotlockig. Der Mutter, einer Bäckerstochter aus seinem Geburtsort, namens Kodweisin, darf man das Lob eines sanften, gefühlvollen, pflichtgetreuen Weibes nicht versagen, aber ausgezeichnete Gaben, noch weniger Ausbildung können ihr auf keine Weise beigelegt werden.*)

Seinen ersten Unterricht erhielt Schiller in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg. Der vornehmste Lehrer an ihr war Joh. Friedr. Jahn, ein kalter, rauher, murrsinniger Polterer, doch ein regelfester, nicht unverdienter Sprachgelehrter. Schiller war wohl immer einer unter den ersten in seiner Abteilung, aber auffallend zeichnete er sich im geringsten nicht aus, ragte in keinem Fache des Wissens, mit keinen geistigen Kräften und Fertigkeiten hervor. Noch weniger günstig urteilte man in Stuttgart von ihm. In den öffentlichen Prüfungen daselbst ward er nur als mittelgut, keineswegs als ein Knabe erfunden, der seine Mitstreiter übertroffen hätte.**) Kurz, weder seine Lehrer noch Mitschüler ahndeten etwas von den schlummernden seltenen Anlagen, die sich in der Folge so glänzend entwickelten. Er war in seinen früheren Jahren ein verschüchterter,

*) Aus Antworten, die der verstorbene Hofjäger auf der Solitude, Wanner, auf vorgelegte Fragen schriftlich gegeben hat. Wanner war, was hier in Betracht kommt, der vieljährige einzige Vertraute des alten Johann Caspar Schiller. Dies dient statt aller Antwort auf die Äußerungen [Reinwalds] im Neuen literarischen Anzeiger 1807 Nr. 49 Sp. 779 u. 780.

**) [Conz] Morgenblatt 1807 Nr. 201 S. 802 Note.

ungewandter Junge, der wegen seinem linkischen Wesen von seinen Eltern und Erziehern Püffe und Ohrfeigen die Menge bekam.

Erst gegen sein elftes Lebensjahr hin offenbarte sich allmählich, aber nur von gewissen Seiten, der Übergewöhnliche. Schon um diese Zeit war er kein Liebhaber mehr von den herrschenden Vergnügungen des Knabenalters, von Ballspielen, Springen, Possen und fröhlichen Gesellschaften. In seinen Freistunden schlenderte er mit einem ausgewählten Freunde*) in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen oder in den schönen naheliegenden Gegenden herum. Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Plane für das künftige bürgerliche Leben waren seine gewöhnliche, seine liebste Unterhaltung.

Mit Dichterwerken ward Schiller in der Ludwigsburger Schule bekannt, wo er Ovids Tristia, einige Oden von Horatius und Virgils Äneide übersetzen mußte. Aber nach alter gewohnter Weise entwickelte der Lehrer den Geist dieser Schriftsteller nicht, sondern er durchwanderte sie als Fundgruben von Redeblumen, zierlichen Ausdrücken und Wendungen. Bemerkenswert ist, daß, soviel seine Mitschüler beobachten konnten, keiner dieser drei Sänger des Altertums einen besonderen Eindruck auf ihn gemacht, geschweige daß ihn Maro's Schönheiten hingerissen hätten.

Die Gelegenheit, bei welcher sein eigener Dichtergeist erwachte, war eine überstandene Angst und eine gestandene Milch. [Folgt die oben S. 65 wörtlich aus Elwerts Bericht an Petersen mitgeteilte Erzählung.]

Daß Schiller auch schon in seinen Knabenjahren mit seinen Schwestern kleine Schauspiele aufgeführt, wie Ariosto, daß er oft einen Stuhl zur Kanzel gemacht und Vorträge gehalten habe, die erwachsener Personen Verwunderung erregt hätten, erzählten zwar seine Geschwister in späteren Zeiten,**) allein seine frühesten Jugendbekannten wissen nicht das mindeste davon.

Sein erstes teutsches Gedicht machte Schiller auf Verlangen seiner Mutter: es hatte zum Gegenstand seinen Tauferneuerungsbund im Jahr 1772.***) Als er es seinem Vater überreichte, empfing

*) Es ist dies der noch lebende würdige Herr Hofmedikus Elwert in Cannstatt, dem ich die wichtigsten Beiträge zu Schillers frühester Geschichte zu danken habe.

**) Neuer litterarischer Anzeiger 1807 Nr. 26 Sp. 406. Diese Nachricht ist ohne allen Zweifel von Hrn. Bibliothekar Reinwald in Meiningen, der sie aus dem Munde einer Schwester Schillers hat.

***) Dies erzählte Schiller dem von ihm so geschätzten Professor Conz selbst. Siehe Morgenblatt 1807 Nr. 201. Die übrigen Um-

ihn dieser scherzend mit der Frage: bist du närrisch geworden, Fritz? Von allen diesen seinen frühesten Jugendversuchen ist indessen nichts mehr übrig als ein einziger Pentameter. Die Ludwigsburger Schule erhielt einen neuen Lehrer namens Winter. Der Sitte gemäß mußte derselbe bei seinem Amtsantritt mit lateinischen Versen empfangen werden. Das Bewillkommnungsgeschäft traf diesmal Schillern. Er verfertigte also ein Begrüßungsgedicht und glaubte seinem neuen Vorgesetzten in folgendem frostigen Witzspiel etwas sehr Schmeichelhaftes zu sagen:

Ver nobis Winter polliciturque bonum.

[Näheres oben S. 66.]

2. Schiller im zweiten Zeitraum seiner Entwicklung.

Einzelne Strahlen dichterischen Geistes haben gewiß Hunderte früher und herrlicher schimmern lassen, als Schiller, aber, wie ein edler Schriftsteller (M. v. Schlieffen) sagt: „Tausend Alexander, Cäsar, Friedriche werden vielleicht in allen Fortzeugungen geboren und kommen aus Mangel an günstigen Umständen nicht zur Reife. So läßt der dem Jupiter geheiligte Baum jeden Herbst unzählige Eicheln auf die Erde fallen und oftmals gedeihet deren nicht eine dahin, wo ihr Keim, trotz dem Donner und der Axt, Jahrhunderte lang wachsen kann.“ Welche Fügungen, Reize und Einwirkungen waren es nun, die Schillers angeregten Dichtergeist immer lebendiger weckten? Wie entwickelten sich allmählich die zarten Keime? Wie erstarkte die Kraft?

Schiller wollte sich, wenn nicht auf den Wunsch, doch mit ganzer Beistimmung seiner unbemittelten Eltern, dem geistlichen Stande widmen und hatte daher, seit 1769, schon viermal das jährliche Landexamen in Stuttgart bestanden. Hätte er die kirchliche Laufbahn wirklich betreten, hätte er, eingekuttet, neun Jahre lang durchlaufen müssen die dumpfen, geisterstickenden wirtembergischen Klöster, in welchen damals die vaterländischen Redekünste in die Acht und Aberacht erklärt, Sprachenwisserei hingegen und die Glaubenslehre des unbefleckten Luthertums das Allerhöchste waren; Dichter wäre er vielleicht doch geworden, aber sicher nicht Schauspieldichter. Doch ein wohlwollender Schutzgeist waltete über ihm.

Herzog Karl nahm mehrere Söhne armer Eltern an, die auf der Solitude zu Gärtnern und Künstlern erzogen werden sollten. In kurzem ward diese Schule zu einer erweiterten Bildungsanstalt,

---

stände erinnere ich mich bestimmt von Schillers Vater vernommen zu haben.

die den Namen militärische Pflanzschule führte und gegen dreihundert zehn- bis sechzehnjährige Knaben und Jünglinge von allen Ständen und aus allen Ländern in sich faßte. Von seinem alten Führer Jahn empfohlen, trat auch Schiller in diese kleine neue Welt, den 17. Januar 1773. Was er für den Anfang hier lernen konnte und sollte, waren die lateinische und griechische Sprache, die Grundlehren des Christentums und die Anfangsgründe der Erdbeschreibung, der Geschichte und Größenlehre. Außer dem Lateinischen, worin er aber Meister war, lernte er von allem diesem nichts, denn er widmete alle seine Zeit, selbst auf Spaziergängen, ausschließlich dem Studium — poetischer Werke. Und welches waren die Werke, die den vierzehnjährigen Jüngling so eingenommen hatten, so gefesselt hielten? Keine geringeren, als die Klopstockischen Dichtungen, vor allem der Messias. Diese Lesebeschäftigung war keineswegs nur ein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen, nein, es war ein ernstes, tagtäglich fortgesetztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen, Aneignen. Unstreitig ist es, daß diese warme, volle Einsaugung der Klopstockischen Gefühle, Anschauungen, Bilder und Vorstellungen die bestimmteste Wirkung auf Schillers Bildung hatte. Sie war es, die seine Empfänglichkeit für das Große und Erhabene, wie für das Weiche und Zarte und zumal das Innige und Geistige weckte und belebte; sie befruchtete die Keime der schönsten Eigentümlichkeiten, die uns in seinen gelungensten späteren Arbeiten so zauberisch anziehen. Klopstocks Gedichte wirkten mit solcher Stärke auf ihn, daß sich eine Zeitlang religiöse Gefühle seines Gemüts bemächtigten und er, in dieser Stimmung, trotz seiner im allgemeinen schon veränderten Bestimmung, noch lange das Verlangen trug, sich den geistlichen Stand zu seinem Beruf auszuwählen. Nicht selten wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienstliches Entzücken an; er ergoß sich oft in Gebete und hielt auch in Gesellschaft Andachtsübungen; aber nie gesellte er sich zu den schwärmerischen Betbrüdern und verschrobenen Kopfhängern, die unter dem Namen Pietisten ebenfalls in der Akademie einige Jahre hindurch ihr Wesen trieben.

Außer den genannten Klopstockischen hatte sich Schiller mit keinen anderen dichterischen Schöpfungen vertraut gemacht, als mit Virgils Äneide und mit den herrlichen Liedern und Hochgesängen des alten Morgenlandes nach Luthers kräftiger Übersetzung. Sein immer regerer Geist wollte aber jetzt nicht mehr bloß aufnehmen und empfangen, er wollte zugleich auch selbst zeugen, bilden, gestalten. Schon im Jahr 1773 versuchte Schiller seine Dichtungskraft im Höheren: er unternahm ein Gedicht, dessen Held der mächtig hervorragende Seher, Heerführer, Gesetzgeber und Staatsordner der Vor-

welt war, Moses. Freilich erkannte man in diesem ersten Versuche weniger eigenen Reichtum und eigene schaffende Kraft, als angestrengtes Nachstreben und mühevolles Nachbilden; allein was könnte nicht Schiller, in dessen späteren Schauspielen so oft ein echt epischer Geist in hohem Glanz und Schwung und in aller Fülle weht, in diesem bestimmten Gebiete und mit der Zeit geleistet haben, wenn nicht seine Phantasie, von empfangenen Eindrücken fortgezogen, ihren Flug in ein anderes Reich genommen hätte!

Es war zu Ende des Jahres 1773 oder zu Anfang des folgenden, daß ihm ein Freund mit Wärme und Bewunderung von Gerstenbergs Ugolino sprach und ihm das Stück zu lesen gab. Dieses Trauerspiel, das an einzelnen Schönheiten, insonderheit an den rührendsten, erhabensten und erschütterndsten Auftritten von keinem anderen bedeutend übertroffen wird, bewegte Schiller nicht nur auf das tiefste, es machte einen fortwirkenden Eindruck auf ihn. Ugolino und Götz von Berlichingen gaben seinem Dichtungsgeist eine andere Richtung: sie hoben ihn gleichsam unwillkürlich in die tragische Laufbahn hinüber. Erst nach vielfachem Lesen und eigentlichem Einprägen dieser Stücke ward er mit Shakespeare bekannt, diesem wunderbaren Genius, an dem man, Zeiten und Umstände erwogen, nicht ohne immer neues Staunen hinaufdenken kann. Schiller hörte in einer Unterrichtsstunde eine Stelle aus dem Briten vorlesen: er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Mit ausdrucksvollster Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer*) hin und bat um den großen Dramatiker. Shakespear**) verdrängte schnell auf geraume Zeit hin alle anderen Dichter aus Schillers Geiste. Das Studium desselben war lange seine alleinige Beschäftigung: Erreichung dieses Vorbildes ganze Jahre hindurch sein einziges Sinnen und Trachten.

Von neueren teutschen Dichtern zogen ihn außer den genannten nur wenige an. Unter seine damaligen Lieblingsschriften gehörten aber Lessings Schauspiele, die Gedichte des vielversprechenden Friedrich Müller, des Mahlers, und vornehmlich Leisewitz's Julius von Tarent. Wie sehr jene und diese Schriftsteller auf Schillers Ausdruck, Sprache und ganze Darstellungsart gewirkt haben, muß dem

*) Der noch lebende, von Schiller immer innig verehrte Professor Abel in Tübingen.

**) Nach Wielands Übersetzung, für die er immer eine große Vorliebe behielt. Schiller freute sich ungemein, da ihm sein Vertrauter von Kindesbeinen an, F. W. v. Hoven (izt Medizinalrat in Nürnberg), diese Übersetzung im J. 1793 während seines Aufenthalts in Ludwigsburg zum Geschenk machte. (Aus einem Briefe v. Hovens.)

vergleichenden Leser seiner früheren und selbst seiner späteren Werke einleuchtend sein.

Um diese Zeit war Schiller voll von Drang, Trauerspiele zu dichten, aber um Stoff dazu, um taugliche Geschichten war er anfangs so verlegen, daß er (um mit seinen eigenen Worten zu reden*) „um einen ihm willkommenen Stoff seinen letzten Rock und sein letztes Hemd würde gegeben haben". Der erste Gegenstand, der ihn zur Bearbeitung anlockte, war eine Zeitungserzählung, der Student von Nassau.**) Allein das Entworfene war bald wieder beiseite gelegt. Darauf geriet er auf eine andere Geschichte, auf Cosmus von Medicis. Stoff und Gang dieses Stücks, woran er lange mit angestrengtesten Kräften arbeitete, hatte auffallende Ähnlichkeit mit dem Julius von Tarent, doch war es dem Leisewitzischen Werke, wovon es im Grunde ein Nachbild war, im Werte bei weitem nicht gleich. Auch verwarf und vernichtete Schiller das Ganze, nur einzelne Züge, Einfälle, Gedanken nahm er daraus späterhin in das Schauspiel auf, welches ihm seinen ersten glänzenden Ruf erwarb.

Noch unvollkommener waren seine gleichzeitigen lyrischen Versuche. Sein erstes Gedicht in dieser Gattung, das er im Sommer 1776 der Lesewelt gedruckt vorlegte, Der Abend, ist dem größten Teile nach kaum mittelmäßig zu nennen. Es zeugt von wenig weiter, als daß Schiller sich Empfindungen Klopstocks, Cramers, Utzens und anderer Sänger in etwas zu eigen gemacht hatte. Bemerkenswert darin sind jedoch folgende Verse, weil sie uns in das Innerste seines Gemüts blicken, uns sehen lassen, auf was sein letztes Sehnen und Streben damals ging. Er spricht vom Gefühle für die Reize der Natur und bricht dann in die Worte aus:

Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! du gabest mir Natur,
Teil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!

Im Grunde betrachtet entwickelte sich Schiller erst spät und nur teilweise. Theodor Beza, Hugo v. Groot, Pope, Cowley und viele andere lieferten teils in ihrem achten, teils zwölften Jahre bessere Gedichte, als er im sechzehnten und siebzehnten. Wer den ganzen Gang seiner Entwicklung genau beobachtete, dem mußten sich folgende Bemerkungen aufdringen. Erstens. Schiller richtete sein Nachsinnen und den ganzen Kern seiner Fähigkeiten nur auf Dichtkunst, und dieses unverrückt so lange, bis seine Dichtungslust endlich zur Dich-

---

*) Conz aus Schillers Munde, im Morgenblatt a. a. O. [Vergleiche oben S. 29.]

**) Conz a. a. O.

tungskraft ward. Zweitens. Es war eine glückliche Fügung der Umstände, daß ihm von Anfang an meistens nur dichterische Hauptwerke in die Hände fielen, Werke, die er dann vielleicht zwölf-, vielleicht zwanzigmal las. Schönheitsgefühl und Bildung überhaupt werden in jeder Kunst nicht schneller geweckt, als durch frühe und alleinige Anschauung und Vertrautheit mit Meisterstücken. An ihnen entzünden sich die oft tief verborgenen Funken des Künstlergenius am gewissesten, am kräftigsten, wenn sie auch nicht immer sofort zur vollen Flamme werden. Drittens. Wähne man ja nicht, daß Schillers frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft oder gleichsam Einlispelungen einer Kunstgöttin gewesen wären. Mit nichten! Erst nach Anlegung eines Schatzes von erhaltenen Eindrücken, erworbenen Vorstellungen, gemachten Beobachtungen, erst nach vielen angestellten Bilderjagden, nach hundertfachen Schwängerungen seiner Phantasie und den mannigfaltigsten Befruchtungen seines Geistes überhaupt; erst nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen; erst nach Anstrengungen, die nicht selten einem wahren Pressen und Herauspumpen glichen, hob er sich im Jahr 1777 mit vielverkündender Kraft so weit, daß scharfsichtige Prüfer der Fähigkeiten von ihm glauben durften, er werde dereinst werden os magna sonaturum. Und zwar dieses mehr aus einzelnen kleinen Äußerungen zu schließen, als aus größeren Arbeiten. Er selbst ward auch der Inwohnung und schaffenden Wirkung des schaffenden Dichtergeistes nicht früher als um diese Zeit recht gewiß. Sein Gedicht **Der Eroberer**, welches er im genannten Jahr drucken ließ (in Haugs Schwäbischem Magazin 1777, März, S. 221), zeigt deutlich die Stufe, auf welcher der achtzehnjährige Schiller stand. Begeisterung mit Besonnenheit, vom Schönheitsgefühl geleitet, ist keineswegs das Vorherrschende darin, aber wildes Feuer und eine Fülle von roher, pochender, brausender Kraft sind nicht zu verkennen. Das Ganze ist der Erguß einer wahren morgenländischen Geistesergrimmung, jedoch voll Schwulst und Nichtsinn. Der Hauptgedanke des ganzen Gedichts ist aus Klopstock, selbst die andern Empfindungen und Vorstellungen sind sichtbar Empfindungen und Vorstellungen aus dem Messias und aus den alten morgenländischen Sehern und Weissagern.

Auf diesem Wege, aus diesem Streben gelangte Schiller, der Dichter, auf die zweite Stufe seiner Entwicklung. Jetzt laßt uns auch sehen, welchen Gang seine übrige Bildung, seine Sinnesart und sein äußeres Schicksal während dieses Zeitraums nahmen.

Im Herbste 1774 geriet Herzog Karl auf einen besonderen, nicht eben verwerflichen, vermutlich von den Jesuiten erborgten Gedanken. Er befahl nämlich, jeder der älteren Zöglinge sollte nicht nur von

sich selbst, sondern auch von den Genossen seiner Abteilung eine Schilderung zu Papier bringen, worin Fehler sowohl als Fähigkeiten, Lieblingsneigungen, insonderheit die Gesinnung eines jeden gegen Vorsteher und Lehrer nach bestem Wissen und Gewissen angegeben werden sollten. Schon bei dieser Gelegenheit zeigte sich Schiller nicht nur als aufmerksamer, tiefsehender Menschenbeobachter, sondern auch als Jüngling von aufkeimendem, edlem Freiheitssinn. In einer so soldatischen Bildungsanstalt, wie die auf der Solitude, war blinde Unterwürfigkeit eine der geschätztesten, belohntesten Eigenschaften. Schiller hielt seine hierin so verschiedene Gesinnung keineswegs verborgen, sondern sagte in seinen Schilderungen von manchem seiner Mitgenossen ganz bestimmt: seine Ehrerbietung gegen seine Vorgesetzten grenzt an Niederträchtigkeit. Schwerlich ist es unmerkwürdig zu hören, was siebenundvierzig seiner Mitlehrlinge über den fünfzehnjährigen Schiller urteilten, und noch weniger, was er über sich selbst äußerte. Es stehe also der Auszug hier, den auf des Herzogs Befehl ein Jugendfreund Klopstocks*) aus allen jenen Schilderungen verfertigen mußte, und zwar wörtlich:

Schiller

ist fast in allen Stücken dem Eleven v. H[oven] gleich und geht auch besonders bei der Neigung auf die Poesie, und zwar bei dem Schiller auf die tragische, bei dem v. H. auf die lyrische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand, ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt als äußerlich; liest beständig Gedichte. Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr wie andere hat hervortun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf die Rechtsgelehrsamkeit. Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig. Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht sehr reinlich. Neigung zur Poesie. Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, doch aber vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. Hat einen Hang zur Theologie. Wendet seine Gaben nicht gut an.

Selbst-Schilderung.

Mit feurigen Zügen eines begeisterten Dichters schildert er die Empfindungen der Ehrfurcht vor Sr. Herzogl. Durchlaucht höchster Person und legt Denselben den tiefsten Dank vor die erzeigende unzählige Wohltaten zu Füßen. Gesteht ein, daß er in manchen Stücken

*) Der verstorbene Geh. Kabinetts-Sekretär Grimm. Seine Auszüge enthalten größtenteils die eigenen Worte, deren sich die vorzüglichsten Zöglinge in ihren Aufsätzen bedienten.

noch fehlt, daß er eigensinnig, hitzig, ungeduldig sei, daß er aber auch dagegen wiederum ein aufrichtiges, treues, gutes Herz habe. Hat mit Vergnügen das Studium juris angenommen, würde sich aber weit glücklicher schätzen, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte. Doch unterwirft er sich völlig dem Willen Sr. Herzogl. Durchlaucht, schließt seine Schilderung auf eine rednerische Art und seufzt, daß er nicht genug danken könne, wie er sollte.

Je mehr Schiller mit der wirklichen und der idealischen Schauspielwelt bekannt ward, desto mehr verminderte sich sein Hang zur Gottesgelehrsamkeit. Auch wählte er sich im Dezember 1775 einen ganz anderen Stand zu seinem künftigen Berufe.*) Zu dieser Zeit wurde in der nach Stuttgart versetzten Akademie eine ärztliche Lehranstalt errichtet und es erging ein Aufruf an die Zöglinge, sich zu erklären, wer Lust zur Erlernung der Heilkunde habe. Schiller meldete sich, doch nicht aus wahrer Neigung zu dieser verwickelten, trüglichen Kunstwissenschaft, sondern durch das Zureden einiger Vertrauten und durch die Meinung bestimmt, Seelenlehre, Menschenkunde, Naturforschung überhaupt und verwandte Kenntnisse, auf die er sich jetzt legen müsse, könnten ihm bei seiner dermaligen Beschäftigung teils als Dienerinnen, teils als Helferinnen vom bedeutendsten Nutzen sein. Einerseits urteilte er richtig.

Während dem ganzen zweiten Zeitraume seiner Entwicklung leistete er im Felde geschichtlicher und wissenschaftlicher Kenntnisse nur wenig. Zwar betrieb er das Erlernen einzelner Zweige der Heilkunde mit wahrem Feuereifer, doch immer nur stoßweise, nie anhaltend. In der Philosophie war Garve, der treffliche Zergliederer und Begriffsentwickler, sein erster Führer. Den Garvischen Anmerkungen zu Fergusons Grundsätzen verdankt er das erste Licht, das ihm im Reiche der höheren Erkenntnisse aufging. Von Geschichtsbüchern las er nur solche, in welchen er Stoff und Gegenstände zu Schauspielen zu finden hoffte, wie Plutarchs weit über Verdienst gepriesene Lebensbeschreibungen. Nach all dem Gesagten wird es niemanden sehr befremden, daß von den Preisen, die jedes Jahr den geschicktesten Zöglingen in Leibesübungen, Sprachen, Künsten und Wissenschaften nicht sparsam erteilt wurden, Schiller den ganzen Zeitraum hindurch nur einen erhalten hat. Es war dies der Preis im Griechischen, gleich im Jahr 1773. Um jedoch seine Stärke in

*) Im Neuen litterarischen Anzeiger 1807 Nr. 26 Sp. 402 wird versichert, Schiller sei äußerst erschrocken, als man ihm angekündigt habe, Herzog Karl sähe es gerne, wenn er Medizin studieren würde, ja, Schiller habe erklärt, er werde sich eher den Tod antun, als jene Laufbahn betreten.

dieser herrlichen Sprache nicht zu überschätzen, muß man wissen, daß er eigentlich nur weniger schwach darin war als seine Mitbewerber, und daß die ganze Aufgabe bloß in Erklärung Äsopischer Fabeln bestand. Über Hippokrates' Aphorismen brachte Schiller es auch späterhin nicht hinaus und den oben genannten griechischen Lebensbeschreiber las er nicht in der Ursprache.

Wie bei Schiller alles von Poesie aus- und auf Poesie zurückging, oder damit im Zusammenhange stand, so war es auch in der Wahl seiner Freunde. Seine vertrautesten waren alle feurige Musenverehrer. Wie oft hätte der ganze Kreis dieser Freunde sich vor dem Verfasser eines dichterischen Meisterstücks, zum Beispiel der Leiden des jungen Werthers, Götzens von Berlichingen und anderer, niederwerfen mögen, in Bewunderung und Gefühlen mancher Art zerflossen!

Zu Ende dieses Zeitlaufs war Schiller ein ganz anderer Mensch als zu Anfang desselben. Damals einsam, verschlossen, eingeschüchtert, itzt im Gefühle der aufsteigenden treibenden Kraft mutwillig, neckend, foppend, und zwar oft sehr derb und stechend. Einem seiner Mitlehrlinge, einem ausgezeichneten Esser, der ihn um ein Andenken in sein Stammbuch bat, schrieb er die Worte hinein: Wenn du gegessen und getrunken hast, und NB. satt bist, sollst du den Herrn, deinen Gott, loben.

3. Schiller auf dem Fortschreitungswege bis zur Vollendung seiner Räuber. 1777—1780.

Der Lobspruch os magna sonaturum, den ein ganz unbefugter Kunstrichter [vergleiche S. 67] dem Verfasser des Gedichts Der Abend gedruckt erteilte, machte auf den jungen Sänger einen weit stärkeren Eindruck, als Leute von Geschmack und Urteilskraft erwartet hätten. Doch auch ohne diesen Sporn wäre Schiller gewiß derselbe Mann geworden, der er wirklich ward. Nimmermüdes Fortstreben und sichtbares Fortschreiten in allen Fächern, deren Bearbeitung oder Erforschung er sich zum Ziel gesetzt hatte, zeichneten ihn in diesem ganzen Zeitraume aus.

Das Hauptwerk, an welchem er diese Jahre über arbeitete, waren die Räuber. Den Grundgedanken zu diesem Schauspiel hatte er nicht aus sich selbst geschöpft. Die Geschichte des Räubers Roque im Don Quichotte und die Bemerkung: Rousseau rühme es an Plutarch, daß derselbe erhabene Verbrecher zum Gegenstande seiner Schilderungen gewählt habe, führten ihn darauf.*) Das Stück

*) Dies erzählt Schiller selbst im Wirtembergischen Repertorium. Auch wußten es noch seine alten Vertrauten. Was im Freimütigen

ist nicht das Werk eines Gusses. Schiller arbeitete einzelne Selbstgespräche und Auftritte aus, ehe er das Grundgewebe des Ganzen überdachte, ehe er Anlage, Verwicklung und Entwicklung bestimmt, Schatten und Licht verteilt und die Formen gehörig aneinander gereihet hatte. Was auf diese Weise ausgearbeitet war, ließ er sich teilweise von Bekannten vorlesen, um Eindruck und Wirkung besser beurteilen zu können. Schiller widmete den Räubern jeden Tag wenigstens einige Stunden, und doch wurden sie nach zehnfacher Abänderung nicht früher als im Jahr 1780 vollendet.

Neben den Räubern dichtete er in diesen Jahren mehrere kleinere lyrische und lyrisch-dramatische Stücke. Die merkwürdigsten darunter waren die Fürstengruft und der Triumph der Hölle.*) In letzterem sang der Chor der Teufel die wiederkehrenden Schlußverse: Pfui! heilige Dreifaltigkeit! Pfui! heilige Dreifaltigkeit! Schiller liebte auch im Lyrischen das Große, Markergreifende, Tieferschütternde, selbst wenn es sich dem Gräßlichen und Grausenhaften näherte. Aber deswegen war er nicht unempfänglich für das Rührende und Sanftschwermütige. Oft las er mit gerührtestem Gefühl die kleinen Lieder Ossians, zum Beispiel:

Selma! dich hüllt Schweigen ein!
Minervens Gebüsche weckt kein Laut:
Einsamkeit herrscht am Strande,
Wo sich die Woge bricht.

Auch verdient es angeführt zu werden, daß er im Jahre 1784 an Dalberg schrieb, seine Phantasie habe aus seinen Kinderjahren her die schöne Stelle aus Werthers Leiden aufbewahrt: „O, es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darinne, wie unser Auge und wir sehnen uns ach! unser ganzes Wesen hinzugeben und mit all der Wonne eines einzigen großen Gefühls ausfüllen zu lassen — und ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach und wir stehen in unserer Armut, in unserer Eingeschränktheit und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale."

1805 Nr. 220 oder 21 behauptet wird, als habe ein Schubartscher Aufsatz (im Schwäbischen Magazin 1775 S. 30) Schillern die ersten Gedanken zu seinen Räubern gegeben, ist durchaus ungegründet.

*) Beide Stücke sind, wie es scheint, verloren. Das erstere fing an:

Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte.

Auch erinnere ich mich noch folgender Verse daraus:

Schwerer murrt der Donner überm Tanze,
Überstimmt das wilde Saitenspiel.

In ihrer äußeren Wirkung betrachtet war die Begeisterung bei Schiller in der Tat korybantischer Art.*) Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Strampfen, Schnauben und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundertmal haben Schillers Bekannte diese Erscheinung bei ihm beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte. Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schillern einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, geriet der Dichtende in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobsucht verfallen sein.**)

Dichten war Schillers Hauptbeschäftigung. Aber deswegen versäumte er seine sogenannte Brotwissenschaft keineswegs. Bei den öffentlichen Prüfungen im Jahr 1778 zeigte er in der Zergliederungslehre so viele Kenntnisse als der erste, dem der Preis durch das Los zufiel, und das Jahr darauf erhielt er drei Preise zumal, einen in der Arzneimittellehre, einen in der äußeren und einen in der inneren Heilkunst. Von allen Zweigen und Teilen der so viel umfassenden Gesundsheitskunde war die Menschennaturlehre (Physiologie) die anziehendste für ihn. Haller war darin sein bedeutender Führer, doch huldigte er dessen Behauptungen nicht unbedingt. Vielmehr bestritt er mehrere derselben in einer eigenen Abhandlung. In der eigentlichen Krankheitslehre (Pathologie) gab er Brendel***) den Vorzug. Brendel, ein Beobachter ganz im hippokratischen Geiste, ward von Schiller ungemein geschätzt, aber deswegen nicht auch befolgt. Statt den Gang der Natur mit Sorgfalt und Bedachtsamkeit zu belauschen, die Erscheinungen darin prüfend zu vergleichen und mit Scharfsinn Folgerungen daraus zu ziehen, trug des Dichters Einbildungskraft

*) Von dem Tragiker Crebillon wird das gleiche erzählt: in seiner Begeisterung soll er wie in einer Art wilder Begeisterung gewesen sein.

**) Diese Geschichte wird der noch lebende Hofmusikus St... [Strähle?] bezeugen, er war jener Kranke.

***) Johann Gottfried Brendel, † 1758, öffentlicher Lehrer der Arzneikunst in Göttingen. Schiller hatte eine eigene Abschrift von dessen Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis morbis, Vorlesungen, die erst im Jahr 1792 Lindemann zum Druck beförderte.

Gesetze in Schöpfung und Geschöpfe hinein. Schiller war in der Tat eine Zeitlang auf demselben Irrwege, auf welchem unsere neueren Naturphilosophaster herumtaumeln.

Die Fortschritte, die er übrigens in den Jahren 1779—1784 machte, und zwar im Denken überhaupt, in einer erweiterten Naturansicht, in Sprache, Darstellung und Geschmacksbildung, sind wirklich merkwürdig. Mit Vergnügen und Belehrung vergleicht man die noch übrigen Denkmäler und Zeugen hievon.

Da er schon um diese Zeit in der Akademie in dem Rufe eines ausgezeichneten Kopfes stand, so ward er von Herzog Karl zweimal als öffentlicher Redner hervorgezogen.*) Die früheste dieser Reden ist noch übrig. Die Frage, die er vor einer großen Versammlung bei einer feierlichen Gelegenheit — dem Geburtsfest der Reichsgräfin von Hohenheim, 10. Januar 1779 — zu beantworten hatte, war freilich wie fast alle, die der genannte Fürst selbst aufgab, etwas seltsam, windschief, wunderlich. Sie lautete nämlich: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?“ Allein von Schiller hätte man doch eine weit bessere Beantwortung hoffen sollen. In der Entwicklung der Begriffe findet man die gehörige Schärfe und Feinheit nicht. Die Hauptgedanken sind nicht nur alle entlehnt, sondern auch großenteils unrichtig angewandt. Von den Beispielen kann man nicht sagen, daß sie glücklich gewählt sind. Die Klopstocksche Idee von der Tugend als Gottnachahmerin ist höchst entweiht. Die Sprache ist zuweilen platt und der Vortrag allzu Schubartisch, wie denn in der Rede nicht weniger als 46 Ausrufzeichen und gegen 114 Gedankenstriche vorkommen.

Welch ein Abstich gegen seinen Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, die als akademische Streitschrift im Jahr 1780 gedruckt erschien! Hier trifft man überall auf eigentümliche Ansichten, überraschende Zusammenstellungen, tiefe Blicke, und Sprache wie Einkleidung sind meisterhaft. Zur Erklärung dieses auffallenden Fort-

*) Die erste dieser Reden folgt in einem getreuen, nach der Urschrift genommenen Abdruck [nicht vorhanden]. Diese Urschrift besitzt Herr Regierungsrat Boigeol, dem Schiller selbst sie zum Andenken gegeben hat. Von der anderen Rede weiß ich nichts mehr, als daß im Schwäbischen Magazin 1780 S. 53 f. sie mit den Worten angekündigt wird: Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militair-Akademie, hat am 10. Januar in dem Examinationssaal vor dem durchl. Herzog und Hof eine öffentliche Rede gehalten: von den Folgen der Tugend.

schreitens muß man indessen auch in Anschlag bringen, daß Schiller in jenem Zeitpunkt Searchs (Tukers) Licht der Natur, Herders Auch eine Philosophie, Schlözers Vorstellung der Universalgeschichte und mehrere Schriften von Sturz und Zimmermann fleißig gelesen und erwogen hatte.

Unerwartet vielleicht ist es endlich, Schillern auch in der Kunst des Roscius beobachten zu können. Aber was Wunder, daß ihn, der in der Schauspielwelt oft ganz lebte und webte, auch einmal die Lust anwandelte, als wirklicher Schauspieler seine Kraft zu versuchen! Es war im Jahre 1780, als Zöglinge der Akademie in Stuttgart das Geburtsfest ihres Herzogs auch mit Aufführung eines Schauspiels begehen wollten. Die Wahl des Stücks, die Verteilung der Rollen und andere Anordnungen wurden Schillern überlassen. Er wählte Goethes Clavigo und für sich die Hauptrolle des Trauerspiels. Aber wie trat er auf, wie spielte er? Ohne alle Übertreibung darf man sagen: abscheulich. Was rührend und feierlich sein sollte, war kreischend oder strotzend und pochend. Innigkeit und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz sein ganz Spiel war die vollkommenste Ungebärdigkeit, bald zurückstoßend, bald lachenerregend.

Wen dies an Schiller befremden sollte, der lasse sich erinnern, daß etwas ähnliches von Otway, Jonson, ja selbst von Shakespeare bemerkt wird. Alle diese Dichter sollen mittelmäßige, wo nicht ganz schlechte Schauspieler gewesen sein. Auch Voltaire, der sich ebenfalls an dieses Fach, und zwar meistens in seinen eigenen Trauerspielen, wagte, war nichts weniger als glücklich darin. Das Nämliche fand wohl auch bei Alfieri statt.

4. Schiller sich selbst überlassen, während seines Aufenthalts in Stutgart.

Schillers langersehnte Erlösung aus dem akademischen Kerker erfolgte den 15. Dezember 1780. Die äußere Lage, in die er in Stuttgart kam, war indessen nicht die erwünschteste. Zwar ward er dem Geschäft und der Benennung nach Regimentsarzt, aber er erhielt nur den Gehalt eines Regimentswundarztes, monatlich dreiundzwanzig Gulden, durfte auch nicht die Offizierskleidung, sondern mußte den Feldscherersrock tragen. Diese Kleinigkeit, die er, freilich nur dann und wann, als eine beschämende Hintansetzung betrachtete, wurmte stärker in ihm, als man glauben sollte. In einer Anwandlung von Unmut darüber und über gewisse andere Dinge schrieb er damals einem Freunde:*) „Meine Knochen haben mir im Vertrauen

*) An den öfters genannten Arzt Elwert, der damals in Straßburg studierte. [Siehe oben S. 72.]



gesagt, daß sie in Schwaben nicht verfaulen wollen.“ Doch dauerte diese Verdrossenheit keineswegs lange, sie machte der heitersten Munterkeit und einer sehr oft ausgelassenen Frohlaunigkeit Platz. Aber wir wollen ihn jetzt näher kennen lernen, wir wollen ihn in allen Verhältnissen beobachten, wollen sehen, wie er in seinem Berufe als Arzt, wie er als Dichter und Schriftsteller, wie er als Mensch und Gesellschafter war.

Seiner Kunst und Fürsorge wurde ein Regiment Grenadiere anvertraut, das aus ungefähr zweihundertvierzig meist gebrechlichen und abgelebten Leuten bestand. Dieses Anvertrauen geschah indes mit Vorsicht und Beschränkung. Herzog Karl hatte Schillern ausdrücklich befohlen, sich in bedeutenden Fällen an den Leibarzt Elwert zu halten. Elwert, sein Vorgesetzter, verlangte dasselbe von ihm. Vergebens! Dazu war Schiller zu stolz. Er tat das Befohlene niemals. Um nun sich keiner Pflichtversäumnis schuldig zu machen, in keine Verlegenheit zu kommen und zugleich Schillern nicht zu demütigen, traf der Leibarzt eine feinschonende Auskunft. Er befahl den Feldwundärzten, ihm die nötigen Berichte zu erstatten, und änderte dann, nach Befund der Umstände, stillschweigend Schillers Rezepte. Wirklich war das auch oft höchst nötig. Schiller verordnete zum Beispiel Mischtränke, die, nach seiner Vorschrift zubereitet, zu keinem geraumen Glase hätten herausfließen können. Bemerkenswert hiebei ist, daß er seine Schwäche als ausübender Arzt gar wohl fühlte, daß er über sich selbst, als Heilkünstler betrachtet, treffend scherzte. „Der Verfasser der Räuber,“ sagte er selbst in einem gedruckten Aufsatz, „soll ein Arzt bei einem wirtembergischen Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben.“ — Schiller trug sich schon frühe mit dem Gedanken, die ausübende Heilkunst aufzugeben und Lehrer der Menschennaturkunde und anderer theoretischer Teile der Arzneiwissenschaft zu werden. Doch hat er nie wirklich ernstliche Vorbereitungsanstalten hiezu gemacht, hat sich auch während jenes ganzen Aufenthalts in Stuttgart nur eine einzige unbedeutende Schrift aus seinem Fache angeschafft: den Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781.

Hier ist das Manuskript der Jugendgeschichte zu Ende. Von den losen Blättern aus Petersens Nachlaß im Cottaschen Archiv stellen wir nur die wichtigeren zusammen, und zwar zunächst die zu diesem letzten, vierten Abschnitt der Jugendgeschichte gehörigen.

Schiller war in dieser Zeit in der frohesten Laune. Dichterische Entwürfe und angefangene Werke beschäftigten ihn ganz, als unvermutet ein bedeutender Sturm sich gegen ihn erhob. Er ließ in seinen Räubern den Spiegelberg sagen: Graubünden ist das Athen der Räuber. Bei dieser Stelle hatte der Dichter sicher kein Arges dabei; es galt gar nicht dem Kanton, sondern nur einem einzelnen Mann. Indessen erregte sie die Galle und Rachsucht einiger Schweizer und Schiller war deswegen bei Herzog Karl förmlich verklagt. Karl, ganz ohne Sinn für Dichterwert, dem an Erhaltung seines Schweizerviehes für seine Hohenheimer Ställe mehr gelegen war, als an Erhaltung des Dichters in seinem Herzogtum, ließ ihn sogleich zu sich auf seinen Landsitz kommen, fuhr ihn auf das heftigste an, schalt ihn auf das derbste aus und schloß mit den Worten: ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt er keine Komödien mehr. Unmittelbar nach diesem Auftritt ging Schiller in den von ihm gewöhnlich besuchten Garten und kegelte anscheinend gelassen, ja heiter. Aber sein Inneres war tief bestürmt. Er war in einem vielfachen, peinlichen Gedränge. Sechshundert Gulden Schulden, die Verpflichtung, dem Hause Wirtemberg zu dienen, sein Verhältnis mit Laura und seine Eltern, auf welche des Fürsten rachsüchtiger Unmut so leicht fallen konnte. Mit einer an Angst grenzenden Vorsicht traf er die Anstalten zu seiner Entweichung. Selbst seine Eltern wußten nichts von seinem Vorsatz, aus leicht begreiflichen Gründen.

Im Jahr 1781 erhielten, was sehr selten geschehe, die Doktoren Am Rhein und Wredow das Graubündische Bürgerrecht, weil sie die Nation gegen den Schillerischen Ausfall verteidigt hatten.

Kein Sinn für körperliche Schönheit. Seine Liebe mit Fischerin [so!], einem wie an Geist so an Gestalt gänzlich verwahrlosten Weibe, einer wahren Mumie. Dies die Laura, die er in der Anthologie besang.

Zumsteeg einer seiner Vergötterer.

Sein Fourierschütz Kronenbitter, den er sich als Regimentsmedikus unter seinen 240 Grenadiers (siehe oben) als Aufwärter aussuchte, eine seltsame groteske Gestalt.

Sommers alle Abende Kegelspiel, Winters Manille, ein leichtes Kartenspiel.

Sch. ging oft um Mitternacht ganz allein durch den stundenlangen Solitudewald.

Ein Schnupfer wie Schiller war nicht leicht zu finden. Hatte er bisweilen gerade keinen Tabak, so kitzelte er seine Geruchsnerven mit Staub. ... Kratzende Weine, schlechter Schnupftabak, garstige Weiber waren Beweise für mangelndes Feingefühl im Sinnlichen.

Reise nach Mannheim im Januar 1782 zur Aufführung der

Räuber. Ein schmuckes Kellermädchen in Schwetzingen beschäftigte sie (Sch. und P.) so angenehm, daß sie zu spät nach Mannheim kamen.

Um diese Zeit [1776 ff.] waren beinahe alle besseren Köpfe der Akademie in Parteien geteilt: einige wahre Anhänger der Engländer, die meisten dagegen Freunde der Amerikaner. Schiller kümmerte sich um diese Völkersache im geringsten nicht, er las gar keine Zeitung?? [Die Fragezeichen von Petersen.]

Einem Spiel mit schön gesagten Gegensätzen opferte er die Wahrheit auf.

Bei Schiller reinigte, stärkte die Lust am Schönen und Erhabenen die sittlichen Gefühle, was selten vorkommt.

Eine dichterische Beschreibung einer Gegend machte mehr Eindruck auf ihn, als der Anblick in der Natur selbst.

Noch keine Begeisterung mit Besonnenheit unter der Zucht des Schönheitsgefühls, sondern eine Fülle von wildem Feuer, brausender Kraft.

Schiller war unter den Respondenten, die Haugs (höchst schwache) Sätze über teutsche Sprache, Schreibart und Geschmack 14. Dezember 1779 verteidigten. Siehe Haugs Schwäb. Magazin 1779 S. 786 f. Goethe war mit dem Herzog von Weimar mehrere Tage in Stuttgart. Nicht gering war das Aufsehen, das der schöngestaltete, mit griechischer Kraft auftretende und um sich blickende Mann in der Akademie erregte; aber Schiller ahndete damals noch gar nicht, daß er mit diesem so verwandten Geist späterhin in so enge Verbindung kommen würde.

Nach Eberhards Handbuch der Ästhetik II S. 190 ist „Wallenstein das schöne Meisterwerk seiner reiferen Periode". Aber die kleinliche Schwachheit Wallensteins — sein Glaube an Sterndeuterei sei nicht dazu gemacht, die geringste tragische Wirkung hervorzubringen. Er beobachtete nicht den Unterschied zwischen Naturwahrheit und Kunstwahrheit. [Folgt Auszug weiterer Kritteleien Eberhards.]

Aus einem der Sammelbände Petersens auf der Königlichen Landesbibliothek Stuttgart

(Cod. hist. Q 257. Miscellen VIII).

1. Wielands Urteil über Schillers Räuber aus einem ungedruckten Schreiben an Herrn H. W. in Stuttgart vom 6. März 1782. Mit einigen kleinen Bemerkungen von J. W. Petersen.[177] Schiller schickte auch Wieland einen Abdruck seiner Räuber, doch erst im Februar 1782, also gegen sechs Monate nachher, als das Stück die Presse verlassen

hatte. Ohne Zweifel war Wielands Antwort nicht ohne Artigkeit, denn Wieland war ein strenger Beobachter des Anständigen, Geziemenden, Verbindlichen. Allein die Antwort muß nicht nach Schillers Wunsch ausgefallen sein, sonst hätte dieser den von Wieland erhaltenen Brief sicherlich seine vertrautesten Freunde lesen lassen, was aber keineswegs geschah.[178] Daß die Roheiten und Gräßlichkeiten, welche in den Räubern vorherrschend sind, einen Mann von Wielands Sinn und Geschmack anwidern, ja empören und zurückstoßen mußten, war auch ohne besondere Menschenkenntnis vorauszusehen. Wielands Urteil über die Räuber lautet: „Vor kurzem hat mir Herr Schiller, leider! der Verfasser der Räuber, einen so honetten, verbindlichen und bescheidenen Brief geschrieben, daß ich nicht weiß, was ich antworten soll. Aus dem Brief zu urteilen, ist der Mann unendlichmal mehr wert als sein Schauspiel. Aber auch in diesem ungeheuren Produkt brechen hie und da Funken von Genie hervor, und ich verzweifle nicht, daß aus dem jungen Mann noch etwas werden könnte, wenn er den Schwaben und Pfälzern, in welche die Goddeß of Dulneß leibhaftig gefahren zu sein scheint, noch in Zeiten aus den Klauen gerissen wird. Goethe hat einen ebenso großen Greuel als ich an der seltsamen Hirnwut, die man itzt am Neckarstrom für Genie zu halten pflegt." Wen wohl bei dem grimmigen Ausfall auf die Pfälzer und Schwaben Wieland im Sinn hatte? Vielleicht den Mahler Friedrich Müller aus Kreuznach, den Sigwart Müller und den Unsinn brüllenden Daniel Schubart?

2. Schiller liebte in seiner Jugend vorzüglich Schinken. Hätte er Schinken von Estremadura, abgekocht in rotem spanischem Wein, einmal zu essen bekommen, er würde ein Loblied auf diesen Leckerbissen gedichtet haben. (Lieblingsspeisen berühmter Männer. Nebenstunden VIII. 1. 12.)

3. Als Schiller und ich, von Abel verleitet, im Jahre 1781 oder 82 Spittler besuchten, schwatzte er von nichts als dem Wert der Geschichte und der Empfehlenswürdigkeit dieses Studiums, lauter längst abgedroschene Sachen: er glaubte Schüler vor sich zu haben.

4. In den Jahren 1781 und 82, wo Schiller doch das Jünglingsalter zurückgelegt, hatte sein Gesicht ganz nichts Ausgezeichnetes. Seine Nase war eingedrückt und den Ordensstern des Genius trug er, mit Lavater zu reden, nicht im Auge. Wie ganz anders erschien er seinen Freunden in Stuttgart im Jahr 1794! Während jener Zwischenzeit schien sein Geist gleichsam aus dem Innern herausgequollen zu sein, sich in die ernsten Gesichtszüge ergossen und denselben eine andere Wölbung und Gestalt gegeben zu haben. Jetzt hatte seine Nase die Adlersform und aus allen seinen Zügen leuchteten

Tiefgefühl, Dichtergeist, Forschungskraft, Großheit und insonderheit Seelenadel auf das sprechendste hervor. [Ähnliches auch in den vermischten Papieren. Gedruckt Morgenblatt 1809 Nr. 253.]

Im Jahre 1786 war die Verwaltung der um diese Zeit bedeutend vermehrten Bibliothek neu geordnet, statt des Kanzlers Lebret Professor Schott zum Oberbibliothekar, Reichenbach und Petersen, neben welche 1788 noch Drück, 1789 der jüngere Lebret traten, zu Bibliothekaren ernannt worden. 1790 erhielt Petersen mit dem Professorstitel auch einen Lehrauftrag an der Akademie, nämlich von den 1778 in die juridische Fakultät eingefügten Fächern der Diplomatik, Heraldik und Numismatik die beiden ersteren (Dr. Lebret das dritte). Doch blieb auch so, bei fünf Bibliothekaren für die noch mäßige Bibliothek (12—1400 Gulden jährlich für neuerschienene deutsche Bücher, 12—15000 für antiquarische, sowie für französische, englische und italienische Werke)[179] manche Zeit zu eigener Arbeit. Und Petersen nutzte diese sowie den freien Bezug von Schreibmaterialien gebührend aus. In seinem Nachlaß fanden sich über zwanzig starke Quartbände mit Tausenden von Auszügen, Mitteilungen aus der Zeit, Anekdoten, Bemerkungen u. s. w., die der fleißige Leser, scharfe Beobachter und oft recht sarkastische Beurteiler im Lauf der Jahre niedergeschrieben hatte und die von Cotta später erworben, aber, als nur zu ganz geringem Teil des Veröffentlichens wert, schließlich von seinen Nachkommen der Stuttgarter Landesbibliothek überlassen wurden. Petersen selbst hat außer den bereits genannten besonders erschienenen Schriften nur noch eine, aber das Beste was er geschrieben, veröffentlicht: Literatur der Staatslehre. Ein Versuch von Fr. Wilhelm Placidus. 1. (einzige) Abteilung, Strasburg 1798 (vielmehr Stuttgart, Metzler 1797 oder 1798) — ein Buch, von dem Robert Mohl[180] geurteilt hat: „nur ein Bruchstück, allein höchst bemerkenswert nach Geist und Gelehrsamkeit. Der Verfasser erörtert die Grundbegriffe des Staats und knüpft an die einzelnen Abschnitte seine Darstellungen der Literatur. Die Bemerkungen über die einzelnen Bücher sind

kurz, aber verständig und schlagend, namentlich ist auch die ältere Literatur wohlbedacht". Das anonym erschienene Schriftchen: Einige Bemerkungen, über die königliche öffentliche Büchersammlung in Stuttgart 1811, ist nur ein Sonderabdruck von vier Extrabeilagen zum Morgenblatt. Zu diesen Schriften kamen nun aber ungezählte Beiträge in Zeitschriften, insbesondere den Cottaschen: Neueste Weltkunde 1798 (auch deren Nachfolgerin: Allgemeine Zeitung?), Europäische Annalen 1806 ff., Morgenblatt 1807 ff., in welch letzteres Petersen wohl alles lieferte, was als Nummer III im Programm angekündigt war: Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker — Geselliges Leben, Vergnügungen, Mode, Luxus, Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals u. s. w.; auch nicht Nachweisliches in Gräters Bragur und anderen Zeitschriften.

Nachdem Petersen im April 1794 mit der Aufhebung der Karlsschule die Professur verloren, wurde er am 17. August dieses Jahres, ohne Angabe von Gründen, wie Voigeol später an Schiller schrieb,[181] „des Patriotismus halber", aus den herzoglichen Diensten überhaupt „entlassen", worauf er durch ein „Exhibitum" vom 26. August wenigstens das erreichte, daß ihm der Herzog laut Erlaß vom 18. September seine bisherige Besoldung bis zu diesem Tage, und von da an jährlich 500 Gulden beließ, „mit der Bedingung, daß er sich Mühe geben solle, sobald als möglich eine andere Stelle, und zwar außer Landes, zu bekommen".[182] Petersen hatte ohne Zweifel seine freiheitliche, franzosenfreundliche Gesinnung gar zu offenherzig kundgegeben, bot ja auch sonst manchen Angriffspunkt dar. Es war eben im Jahr 1794, daß ein Agent der Pariser Regierung in einem Bericht an diese über Stuttgarter Menschen und Dinge von Petersen schrieb,[183] er sei presque superieur en talens à tous ses compatriotes, d'une connaissance assez intime du gouvernement de Wurtemberg, homme probe, ami chaud de la liberté, malheureusement adonné depuis quelque temps au vin et aux filles. Indes hinderte das nicht, daß schon Herzog Ludwig Eugens nächster

Nachfolger, Friedrich Eugen, bald nach seiner Thronbesteigung dem Entlassenen wieder die fürstliche Huld zuwandte und ihn unterm 24. Dezember 1795 „in seine vorige Bibliothekars- stelle und -besoldung vollständig wieder einsetzte“.[184]

Auch die Freunde blieben ihm treu. Cotta nannte ihn zwar im Ärger einmal in einem Brief an Schiller „durch sein Trinken ganz entmenscht“,[185] aber seine Arbeiten honorierte er bis an Petersens Ende gut, übernahm zuletzt noch seine Sammelbände, aus denen doch nur weniges druckfähig war, um die schöne Summe von 1000 Gulden. Daß der Rheinpfälzer kein Verächter des Weins war, ist durch Haugs Epigramme auf seinen Freund Bibus, Potor u. s. w. allgemein bekannt geworden. Auch Hoven (S. 55) hat uns davon berichtet;[186] in Wagners Geschichte der Karlsschule,[187] wo zu lesen, der Junggeselle habe die Strümpfe nie recht angezogen, wird die Schnurre überliefert: Petersen sei einmal von Haug spät in der Nacht an das Bibliothekgebäude geführt und, da er verwundert fragte, wozu das, belehrt worden: der Beamte müsse vorschriftsmäßig bei einem Brande auf seinem Bureau erscheinen. So konnte der Freund mit dem Freunde scherzen. Aber der brave, treue Haug hat auch, als Petersen, erst 57 Jahre alt, am 26. Dezember 1815 aus dem Leben schied, der Trauer vieler wärmsten Ausdruck gegeben, ihn nicht nur als Gelehrten, der selbst eine ganze Bibliothek gewesen sei, sondern auch um seiner schönen menschlichen Eigenschaften willen feiern können, als einen, der keinen Feind gehabt —

Der in reiferem Alter der Unschuld Kindlichkeit wahrte
  Und ein frommes Gemüt, reich für ein beßres Geschlecht . . .
Ewiges Lebewohl den mir unvergeßlichen süßen
  Morgenstunden, wo du, sinnigen Prüfern geneigt,
Mühen nicht scheutest, im Büchersaal aufspürend die Quellen,
  Und manch edles Gestein trugst zu gesammeltem Schatz;
Wo du zu sättigen wußtest die seltsamsten Lüste der Neugier
  Und den verborgensten Fund teiltest mit Biedermanns Lust;
Wo langjähriger Fleiß auftürmt' unsterbliche Blätter,
  Aber der hoffenden Welt du sie bescheiden entzogst,

Höher achtend der stillern, nie rastenden Tätigkeit Selbstlohn,
Als Koryphäenlob, Ehren und Goldes Gewinn.
Wo du die Bildungsgeschichte des echt germanischen Stammes
Aus unzähligen Reih'n ältlicher Werke geschöpft;
Wo du, heimisch in jedem Gebiet des Wissens, Orakel,
Fern von delphischem Trug, wahre, dem Forschenden sprachst,
Wo mit gelehrtem Spiel zuweilen du kürztest die Stunden
Und Ergötzen empfandst ob der Verwunderten Blick.
Ewiges Lebewohl den mir unvergeßlichen süßen
Abendstunden, wo dein harrte der fröhliche Kreis,
Und du Neues erzähltest aus längst verschollenen Büchern,
Des paradoxen Spruchs kühner Verteidiger warst;
Jetzt ein Weltumschiffer am Pult aus den fernesten Zonen
Kunden brachtest, dem halbstutzigen Zweifel nicht hold,
Jetzo die Rätselfragen, die dunkeln, künstlich uns löstest,
Vaterländisches gern hülltest in römisches Wort;
Wo prophetischen Sinns du helltest das Dunkel der Zukunft
Und vom Nimbus des Ruhms blößtest den Helden des Tags;
Wo Bonaparte du schon zu den Abenteurern geselltest
Und ihn straftest mit Bann, da er gefürchtet noch war;
Bald catonischen Ernstes dem Sprachentweihenden zürntest,
Bald mit attischem Salz würztest das heitre Gespräch,
Trugst ungalligen Spott mit stoisch lächelndem Gleichmut
Und verworrenen Streit schlichtetest weise, mit Kraft,
Doch nach kritischer Fehde mit alter Freundlichkeit anklangst
Und bei Symposien dir kehrte saturnische Zeit.
Ach, dein Wundergedächtnis, dein Herz, dein geistiger Reichtum,
Dein sokratischer Ton sind nun auf immer dahin!
Aber du lebst untilgbar, verjüngt, im Busen des Freundes
Und im Brüderverein, dein zu gedenken erfreut.
Wonne beseelt mich und Stolz im Bewußtsein, daß du mich liebtest,
Zutraun, Feder und Mund, Teurer, besiegelten mir's.
Daß ich dich liebte, besiegelten treu mein Schwur und mein Leben,
Und mein elegisches Lied tönt, wo du schlummerst, dir nach.
Doch wer liebte dich nicht, so wert orestischer Liebe!
Schlacken rüge dein Feind, aber nicht einer ist da.
Ja, dein Herz und Geist, sie vergüten, was Tadel erspähn mag.
Schwebe geläutert empor! Ernte der Edleren Lohn! ...[188]

Der einzige aus dem Bunde der jungen Dichter in der Akademie, der außer dem Haupt einen bescheidenen Platz in der Literaturgeschichte bis heute behalten hat, ist

Friedrich Haug
1761—1829

Schiller stand keinem seiner älteren Lehrer näher als dem Professor am Stuttgarter Gymnasium, M. Balthasar Haug, der seit 1772 an der Akademie Festreden zu halten und an den Prüfungen teilzunehmen, dann seit 1776 einen Lehrauftrag für philologisch-ästhetische Fächer, insbesondere deutschen Stil, hatte. Diesem Balthasar Haug wurde, solange er noch Pfarrer in Niederstotzingen bei Ulm war, welche Stelle er bald mit der Pfarrei Magstadt unfern Stuttgart vertauschte, von seiner Gattin, Jakobine Friederike gebornen Elsäßer, als ältester von fünf Söhnen am 9. März 1761 Johann Christoph Friedrich geboren. Da der Vater 1766 zwar an das Stuttgarter Gymnasium berufen, aber von Herzog Karl bis in den Sommer 1773 mit „literarischen Privataufträgen", wohl Bibliothekgeschäften, in Ludwigsburg betraut war, besuchte der junge Friedrich dieselbe Lateinschule wie Friedrich Schiller, ohne daß jedoch von einem Verkehr der beiden Knaben etwas bekannt wäre. 1773 trat er in das Gymnasium der Hauptstadt, das einzige des Herzogtums, über. Für den Lauf durch die theologischen Seminare bestimmt, wurde der aufgeweckte Junge statt dessen vom Herzog in die Akademie gepreßt und am 5. Dezember 1775 unter die Studierenden der Rechtswissenschaft eingeschrieben. Preis um Preis wurde dem begabten, fleißigen zu teil, bei der durch Goethes Anwesenheit verherrlichten Feier im Dezember 1779 vier Preise zumal, im Jus und in der angewandten Mathematik, wodurch er die Würde eines Chevalier des kleinen Ordens erhielt, jene Auszeichnung, welche die wenigen damit bedachten Bürgerlichen zu den Ehrenvorzügen der Adeligen erhob: besonderer Schlafsaal und Eßtisch, goldenes Kreuz, Vergünstigung dem Herzog statt des Rockes die Hand zu küssen. Haug blieb aber der anspruchslos mitteilsame, harmlos fröhliche, als der er in zahlreichen Zeugnissen aus allen Zeiten seines Lebens uns begegnet. So wurde er dem

Schillerschen Kreise ein lieber Genosse, der den Überschwang und die Gefühligkeit der Schwärmer durch den Scherz und Witz des Epigrammatikers und Satirikers ergänzte, allezeit ein glücklicher Stegreifdichter war. Die älteren zogen die jüngeren gern in einen Wettstreit des Gesanges, einmal über Erotisches wie Rosalinde im Bade, ein andermal über Patriotisches, den heimischen Grafen Eberhard den Greiner.[189] Wohlwollend hat Schiller das erste, was Haug in Stäudlins Schwäbischem Musenalmanach auf 1782 hinausgab, im Repertorium[190] mit den Worten beurteilt: Haug ist für das Sinngedicht gemacht und sollte diese Anlage nicht versäumen. Demgemäß nahm Schiller auch in seine Anthologie ein oder einige Haugsche Epigramme auf. Lange erzählte man sich diesen und jenen Witz, den der muntere Chevalier sich gegen Kameraden und Aufseher erlauben durfte: wenn er in einer Wette, wer der gröbere sei, Schiller übertrumpfte, alle Stimmen täuschend nachahmte, einen aufgeblasenen Oberaufseher, ehemaligen Schneider, mit seinem Kommandoruf zum Gebet als Rufer zum Gericht in der Ewigkeit aufmarschieren ließ. Wenn andere in das Stammbuch der Freunde allerlei Gefühliges und Gewöhnliches schrieben, so liebte Haug auch hier schon epigrammatische Kürze und Anzüglichkeit, gab zum Beispiel dem Mediziner Elwert mit auf den Weg:[191] Si vales, bene est, ego valeo. Scripsit Medicinae inimicus, Elverti amicus Joh. Christ. Fried. Haug.

Haug hatte im April 1783 die Akademie verlassen, um sofort Sekretär in dem Geheimen Kabinett zu werden, welches Herzog Karl zwischen sich und den Geheimen Rat, die oberste Regierungsbehörde, einschob. Herzog Ludwig Eugen hob gleich im Anfang seiner Regierung, also in den Tagen, da Schiller 1793/94 in Ludwigsburg weilte und mit Haug und den anderen Akademiefreunden herzlich verkehrte (S. 52 ff.), jene verfassungswidrige Einrichtung auf, wodurch Haug als Sekretär in die Kanzlei des Geheimen Rats kam. Die Anbringen des letzteren sollten die Sekretäre abwechselnd dem Herzog vorlegen, was, zumal beim Sommeraufenthalt des Fürsten in

Ludwigsburg, sein Mißliches hatte. Deswegen bestellte Ludwig Eugen den Geheimen-Rats-Sekretär Schwab, den ehemaligen Professor der Karlsschule, ganz für diesen Dienst und Schwab wählte sich zur Unterstützung seinen ehemaligen Schüler Haug, der namentlich auch die deutsche Privatkorrespondenz des Herzogs zu führen hatte, wogegen die französische Schwab besorgte.[192] Während der französische Agent, von dem bei Petersen die Rede war (S. 211), die beiden Geheimsekretäre in einem Bericht nach Paris wohl treffend zeichnete: Schwab als un homme d'une probité reconnue, de beaucoup de philosophie, mais sans énergie et d'une réflexion trop traînante, Haug als homme de talents, beaucoup d'énergie, aimant la liberté,[193] war den Geheimen Räten in Stuttgart nach Hovens Mitteilung das Regiment der beiden Nichtjuristen wenig angenehm und sie spotteten, wenn jene im Sommer mit dem Herzog in Ludwigsburg weilten und von da Reskripte nach Stuttgart kamen: da sei wieder etwas von den drei Magistern gekommen. Haug, der zwar nicht die Magisterwürde, aber seit seines Vaters, des Pfalzgrafen Balthasar, Tod 1792 die seltenere, gänzlich veraltete eines Hof- und Pfalzgrafen, des letzten in Württemberg, inne hatte — „Zeit gepuderter Perücken, drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken", spöttelte der junge Uhland — Haug trat, wie Schwab, sofort nach Herzog Ludwigs Hingang wieder in seine vorige Stellung bei der Geheimen-Rats-Kanzlei zurück, die ihm reichlich Muße zu literarischer Tätigkeit und edler Geselligkeit ließ, daß, wie er am 17. Juli 1795 an Schiller schrieb,[194] bei 1400 Gulden Sold und nötigem Taschengeld durch Skribeleien niemand leicht zufriedener mit seinem Lose sein konnte als er.

Mit welcher aufopfernden Treue der Biedere den Freunden der Jugend zugetan blieb, wissen wir aus Zumsteegs Leben (siehe unten). An Schiller hing er mit rührender Liebe und Verehrung. Das halbe Jahr 1793/94, das dieser in der Heimat zubrachte, verschaffte Haug eine Fülle reinsten Genusses. Schon am 22. Oktober 1793 schreibt er nach Lud-

wigsburg: „Zwei schöne Tage, vortrefflichster Freund! durft' ich an Ihrer Seite verleben. Sie sind mir unvergeßlich. Möcht' ich öfter dieses Glücks genießen!" Und am 8. März 1794: „Nie hätt' ich meine freiere Lage mit der gegenwärtigen" (der Geheimen Kanzlei des neuen Herzogs) „vertauscht, wenn ich mir nicht Erleichterung und bald ein besseres Einkommen mit einem ehrenvollen Posten versprechen dürfte. Auch der Gedanke, mit dem Fürsten nach Ludwigsburg zu ziehen, reizte mich. Ich kann im Umgange mit Ihnen dann bestätigt finden, was Klopstock sang:

— — Auch in dem irdischen Leben
Sind bisweilen Stunden des Himmels!

kann lernen aus Ihren Gesprächen und meines vortrefflichen Freundes mich werth bilden. Daß die Stunde des Hinauszugs schon schlüge! . . . Rufen Sie mein Andenken Ihrer verehrungswürdigen Gattin zurück und kommen Sie je bälder je lieber mit Ihr und Hoven zu Ihrem Haug." Und als die schöne Zeit vorüber war, rief er — Ludwigsburg, 28. Juni 1794 — dem „lieben vortrefflichen Manne" nach: „Wie ganz Sie meine Liebe, meine Verehrung haben, drückte selbst mein Schweigen, mein Weinen in der Scheidestunde nicht aus. Verzeihen Sie dem Freunde diesen Erguß! Er ist kein Schmeichler und mußte sagen, was er fühlt. O wann sehen wir uns wieder?" Im folgenden Jahre aber berichtet er in einem echt Haugschen Brief, Antwort auf einen leider verlorenen von Schiller, von seiner eigenen befriedigenden Lage — „wenn Sie wieder nach Stuttgart kämen und hier blieben, wären alle meine Wünsche erfüllt" und ruft dem schmerzlich Vermißten die Stunden ins Gedächtnis zurück, die er mit den Freunden und Genossen geteilt: „Die Abendstunden von sechs bis neun verleb' ich gewöhnlich in unserem Kränzchen. Wie oft sind Sie unser Gespräch! Petersen, von dem ich ehemals sagte:

Dem die Heraldik so gefällt,
Daß er besucht, wer Schilde hält,

ist nur mäßig und fleißig und hat ziemlich Hoffnung, wieder

mit seinem ganzen Gehalt auf der Bibliothek angestellt zu werden (vergleiche S. 212). Jacobi (siehe unten) hat sich durch die Visitation von fünfzehn Rekruten neue Lorbeeren gesammelt. Seubert (siehe unten) träumt schon Herr von Beutal und Bretigney im Mömpelgardischen zu seyn. Seine Voraltern besaßen beyde Orte, und er wendet sich allen Ernstes an die Behörden, um seine Ansprüche geltend zu machen. Azel (siehe unten), dessen Nase leider! abermals fugae suspecta ist, soll nächstens hieher kommen, um eine zweite Kur zu versuchen. Reichenbach (S. 81 f.) ist ganz Gärtner worden, und Reinhard (siehe unten) immer noch des Todes Amtsverweser."

Haug war es gewesen, der im Herbst 1793 auf Cottas Bitte Schillers geschäftliche Verbindung mit dem aufstrebenden, des Dichters so würdigen Verleger vermittelte, dem Freund nach Ludwigsburg Bücher verschaffte, ihm manche Stunde mit seinem geselligen Talent erheiterte.[195] Sie sind dann wieder durch den Musenalmanach verbunden.[196] Im August 1795 empfiehlt Schiller Haugsche Minnelieder in seinem Almanach, die ihm „sehr singbar scheinen", Reichardt in Berlin zum Komponieren. Seinen Wallenstein läßt er im Dezember 1799 der Stuttgarter Theaterzensur durch Haug zugehen,[197] dem es schmerzlich war, daß das Drama aus Furcht vor den Kaiserlichen nicht aufgeführt wurde. Dagegen kann Haug im März 1802 voll Freude mitteilen, wie Maria Stuart das Theater mehr als gefüllt hat, und hofft, nach einer Aussage Hovens, den Freund endlich einmal wieder im Vaterlande zu sehen, „seine Freude wär' ohne Grenzen". Und wieder im September 1803, als er für die Theaterdirektion Schiller um den Parasit und den abgekürzten Don Carlos bitten soll, schreibt er: „Wie freuten sich alle Ihre akademischen Freunde, als Cotta uns verkündete, Sie würden auf einige Zeit — o warum nicht für immer? — in Ihr Vaterland kommen! Allein die süße, die liebe Hoffnung blieb unerfüllt. Für die heiligen Stunden, die mir Ihre Jungfrau von Orleans und Ihre Braut von Messina gewährten, meinen

innigsten Dank. Re tuus, Ore tuus, More et Amore tuus."[198] Als im Sommer und Herbst 1804 Schillers Gesundheit tief erschüttert war, bangte niemand in der Heimat mehr um ihn als Haug. Cotta meldete am 29. Oktober nach Weimar:[199] „Abel, Rapp, Dannecker, Haug lassen Ihnen die zärtlichsten Wünsche zu Ihrer Wiedergenesung sagen — auch für diese waren es schreckliche Trauertage, so wie für ganz Wirtemberg und wo sich die falsche Nachricht verbreitete. Haug schrieb mir: Ja, verehrter Schiller, Dî tibi dent annos! A te nam caetera sumes!" (Jahre nur mögen die Götter dir geben, das übrige wirst du von dir selber zu nehmen wissen.)

Wir sind, um die Schiller-Haugschen Beziehungen im Zusammenhang zu geben, vorausgeeilt. Haug hatte im Jahre 1791 erstmals eine Sammlung seiner Poesien herausgegeben: „Sinngedichte von Friedrich Haug", worauf erst nach zehn Jahren „Für Herz und Geist. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1801. Mit Musik größtenteils von Zumsteeg. Ludwigsburg, Cotta 1801", folgte. Aber in Gradmanns Gelehrtem Schwaben von 1802 führt er selbst als von ihm erschienen an: „Gedichte und Epigramme in den Almanachen und Taschenbüchern von Stäudlin, Voß, Bürger, Reinhard, Schiller, Neuffer, Becker, Lang, in Schubarts Chronik, im Schwäbischen Magazin, der Musarion, dem Cottaischen Damenkalender, dem Janus und den Kleinen Balladen und Liedern von Zumsteeg; ferner größere und kleinere prosaische und poetische Beiträge im Deutschen Merkur 1791—1801, in Amaliens Erholungsstunden 1792, in der Flora 1793 bis 1801, in den Erholungen von Becker und in Gräters Braga und Hermode von 1801; endlich mehrere Rezensionen und Gelegenheitsgedichte." Nachdem 1807 das Cottasche Morgenblatt ins Leben getreten, brachte dieses zahlreiche Beiträge aus Haugs Feder, bis der sonst so friedfertige sich mit Cotta nicht mehr vertrug und die anfangs mit Grüneisen, Petersen und anderen, später allein besorgte Redaktion des Blattes niederlegte. Aus der Geschichte der jungen Romantiker in Tübingen ist bekannt, wie diese den Anfängen des antiroman-

tischen Morgenblatts, in welchem namentlich Weißer gegen „die Poeten aus der neuesten Schule", Seckendorfs Musenalmanach u. s. w. polterte, ein handschriftliches Sonntagsblatt entgegensetzten. Der junge Uhland war unbefangen genug, das Blatt, als es nach wenigen Monaten eingeschlafen war, auch an den mit ihm verwandten Haug zu schicken. Dieser dankte, Stuttgart, 10. Juli 1807, und nahm die Polemik gegen seine Zeitschrift so wenig übel, daß er um Gedichte für das Morgenblatt bat. Uhland schickte ihm solche durch Schober, wofür ein Brief ohne Datum Haugs Dank ausspricht und die Worte beifügt: „Sie dürfen das Phoebe fave! novus ingreditur tua templa sacerdos mit Fug anstimmen." Darauf veröffentlichte Haug im Morgenblatt die Gedichte: Die Schlummernde, Seliger Tod, Waldlied, Greisenworte, An Sie, was den jungen Dichter dermaßen in Harnisch brachte, daß er am 29. Dezember dem „hochgeehrtesten Herrn Vetter" schrieb, er habe Schober ausdrücklich bemerkt, daß die Gedichte nicht für das Morgenblatt bestimmt seien; abgesehen davon, daß er nichts in ein Blatt geben möge, in dem ihn einst jemand lächerlich machen wollte, habe er jene Gedichte andern Planen zugedacht. Haug solle daher im Morgenblatt erklären, daß die Gedichte ohne Wissen und gegen den Willen Uhlands in das Blatt gekommen seien. Nach wiederholten Auseinandersetzungen blieb so wenig von der kleinen Störung zurück, daß Haug schon am 11. Februar 1808 Uhland für Gedichte danken konnte mit der Anerkennung: ihm sei es „gelungen, im Tone der Minnesänger, des Heldenbuchs u. s. w. so zu dichten, daß es rührt, entzückt, hinreißt". Und in der Folge erfahren wir durch zahlreiche Stellen des Uhlandschen Tagbuchs nur von freundlichen Beziehungen der beiden Vettern. Haug rät Uhland nach Petersens Tod, sich um das dadurch erledigte Bibliothekariat zu bewerben, muß dann im Juli 1816 selbst diese Stelle mit dem Hofratstitel übernehmen. Er bleibt aber dem Vetter freundschaftlich, auch politisch mit ihm übereinstimmend,[200] zugetan, lädt ihn zum Beispiel mit ein, als Jean Paul im Sommer

1819 zur Abwechslung in der schwäbischen Hauptstadt sich feiern ließ und auch Haug ihn auf einen Abend zu sich bat. Jean Paul hat, wie vor ihm und nach ihm so manche, unter andern der jüngere Voß, Ferdinand und Therese Huber, den Epigrammatiker rasch auch als Menschen schätzen gelernt. War ihm jener „der reichste Martial der Deutschen, dem sogar die schärfsten Eisspitzen leicht durch einen sanften Hauch zu eleganten Tautropfen werden", so bekannte er nach der persönlichen Begegnung geradezu, daß ihm Haug „unter der Menge gelehrter Menschen durch seine Gutmütigkeit, die überhaupt die guten Schwaben jedem gleichsam ans Herz lege, am meisten gefalle".[201] Diese Gutherzigkeit hat der Wackere am rührendsten bewiesen, als er von Cotta durch Therese Huber die Redaktion oder nach Haugs eigenem Wort Quasimitredaktion des Morgenblatts — denn der Redakteur war immer Cotta selbst gewesen — sich aus der Hand winden ließ. Er hatte der ihm von ihrem ersten Aufenthalt in Stuttgart her befreundeten Witwe, als sie die Biographie ihres früh verstorbenen Gatten schrieb, wesentliche Dienste geleistet. Sie ließ es sich gefallen, daß Haug bei der Vermählung ihrer Tochter 1813 in „Tönen seiner Leier, die mit der Stimme ihrer Herzen so gleich tönten," den festlichen Tag besang. Dann aber, als sie 1816 wieder nach Stuttgart zog, fing sie an, über das von ihm redigierte Blatt zu spotten, nicht minder über ihn selbst, der seicht, beschränkt und stumpf sei, zwei Bände Oden verfaßt habe, wobei man sterben möchte, ebenso über Rückert, welchen Wangenheim Cotta be- oder empfohlen habe, damit im Morgenblatt nichts gegen Teutschheit, Magnetismus, Mystizismus und andere mus sich einschleiche u. s. w. Plötzlich übernahm Therese selbst die Redaktion der Zeitschrift, nachdem Haug, wie sie schrieb,[202] „mit Cotta vollkommen, mit ihr sich nicht im mindesten brouilliert" hatte.

Haug, der am 22. Juli gekündigt, schrieb an Cotta September 1817:[203] „P. P. Für Ihr letztes Geschenk (das wol keine Unzufriedenheit mit mir beweisen sollte) nochmals meinen

Dank! — Ich schrieb Ihnen Wahrheiten, die sich nie widerlegen lassen. Sie antworten nach vierwöchentlichem Stillschweigen mit — Grobheiten, die zu widerlegen unter meiner Würde ist. Daß ich binnen zehen Jahren mehr, weit mehr that, als meine Pflicht erforderte, um zum Flore des Mbl. beyzutragen,[204] sagt mir mein Gewissen, ist Andern, ist selbst Ihnen bekannt. Ihrem Briefe geben Sie immerhin Öffentlichkeit. Mir macht er keine Schande. Fr. Haug."

Es war ja leicht, von den allzu vielen Erzeugnissen des fruchtbaren Dichters, die er, seit das Morgenblatt ihm verschlossen war, besonders in der Zeitung für die elegante Welt niederlegte, nicht wenige minderwertig zu finden. Auch Schubart, der ihm wohlwollte, meinte,[205] seine ganze Anlage sei zu einem komischen Heldengedicht oder zu Lustspielen gerichtet, die Ode aber sollte er verlassen. „Was mit feiner Bildung des Gehörs, tüchtiger Schulung in der Form ein wacker denkender, herzlich empfindender und treu meinender, mit Höhen und Tiefen menschlichen Denkens einigermaßen vertrauter Mann als Dichter zu leisten vermag, hat Haug geleistet. Aber das Meiste in seiner Lyrik ist aus zweiter Hand, nachempfunden bald dem einen, bald dem andern Vorbild. ... In seinen Übertragungen von mittelhochdeutschen Minneliedern und Gedichten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist durch starke Modernisierung die echte Farbe der Originale allzusehr verdeckt worden. Auch den ohne Zahl leicht hingesungenen, meist auf bekannte Melodien gedichteten Trink- und Weinliedern[206] fehlt der erhabene Schwung, den diese Gattung, soll sie nicht zur bloßen Verherrlichung der burschikosen Fidelität werden, notwendig braucht." So



Friedrich Haug

Hermann Fischer, dem wir das Beste, was über Haug geschrieben worden ist, verdanken.[207] Aber er fügt auch, wo er auf den Epigrammatiker zu sprechen kommt, hinzu: „Seit Logau wird kein deutscher Dichter gelebt haben, der das Feld des Epigramms so fleißig, außer Lessing und Kästner kaum einer, der es mit so viel Glück bebaut hätte. In den meisten Fällen erscheint sogar Haugs epigrammatisches Talent dem seiner Vorgänger überlegen. Die Gabe der Improvisation stand ihm im höchsten Maße zur Verfügung, mit ihr die Erkenntnis fremder Eigenheiten und Schwächen, und so gab es kaum eine Situation des Lebens, welche ihm nicht Epigramme abgelockt hätte. Scharf und Schlag auf Schlag fallen die Hiebe — freundschaftliche Hiebe zwar, denn Haugs Witz hat nichts Boshaftes und Wehtuendes —; in der größten Kürze ist ein netter, runder Gedanke, ein feiner Witz ausgesprochen. Bekannt sind die zahlreichen Epigramme auf Trinker, zu denen meistens Freund Petersen sitzen mußte (siehe oben S. 212). Noch bekannter sind, auch durch mancherlei Nachbildungen, deren keine das Original entfernt erreicht hat, Haugs (Hophthalmos') ‚Hundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase' (1804), später um ein zweites Hundert vermehrt; auch zu diesen hat ein Stuttgarter den Stoff geliefert. Nicht allein die hyperbolische Darstellung wirkt hier unwiderstehlich komisch, noch frappanter sind die höchst geistreichen Paradoxien ... Dieses Talent aber wurde getragen von einer durchaus liebenswürdigen, harmlosen und geistreich jovialen Persönlichkeit."

Hatte Haug früher, in Schubarts letzten Lebensjahren, an dessen Tafelrunde im Adler am Stuttgarter Marktplatz mit den lustigen Kumpanen in feinem und grobem Witz gewetteifert,[208] so stand er hernach im Mittelpunkt eines erlesenen Kreises gebildeter Männer und Familien, die in der noch kleinen Stadt leicht eine edle Geselligkeit pflegen konnten. Im Hartmann-Reinbeckschen, im Rappschen Haus, bei Matthisson, dem älteren Schwab und Grüneisen, in der Danneckerei (siehe unten), der Kegelgesellschaft ohne gleichen bei dem Präsidenten Georgii, im Liederkranz mit seinen Schillerfesten —

überall war der immer aufgelegte Gelegenheitsdichter und Unterhalter besonders willkommen. Im eigenen Hause war ihm durch die treue Gattin, Luise Henriette, geborene Stäudlin, die ihm sechs Kinder schenkte, ein schönes Familienleben beschieden. Und als der Tod ihm die Hausfrau und die Mehrzahl der Kinder genommen hatte, durfte er selbst, ohne des Alters und längeren Siechtums Beschwerden zu fühlen, unerwartet rasch, am 23. Januar 1829, aus dem Leben gehen, nachdem ihm noch das letzte Jahr die Freude lebhafter Beteiligung an der Säkularfeier von Herzog Karls Geburtstag, zusammen mit den Kameraden von der Karlsschule, gebracht hatte. Unter seinen Epigrammen ist eines, das, vor Jahren in heiterer Gesellschaft für seine Ruhestätte gedichtet, ihn mit knappem Wort treffend zeichnet:

Er, der hier ruht,
War froh und gut;
Einst, hoff' ich, taug's
Zur Grabschrift Haugs.[209]

Albrecht Lempp

1763—1819

In der nächsten Umgegend von Schillers Geburtsstadt Marbach, in demselben Steinheim an der Murr, aus welchem der abenteuernde Vetter Johann Friedrich Schiller (1737 bis 1814) stammte, sind von lange her Lempp (Lemp) zu Hause gewesen. Der Tübinger Scholastiker Jakob Lemp, gestorben 1532, der trotz sonstiger Rückständigkeit in dem bekannten Reuchlinstreit auf der Seite des Vorkämpfers gegen die Dunkelmänner stand, war in Steinheim geboren, und später finden wir als Schultheißen daselbst Andreas und Kaspar Lempp, während des letzteren Sohn Christoph Schultheiß in dem nahen Kirchberg an der Murr, der Enkel Spitalmeister in Marbach wurde. Des Spitalmeisters Sohn war Friedrich Karl Lempp, Rechenbanksrat in der herzoglichen Rentkammer und zugleich Tutelarrat. Er starb schon 1776, als sein Sohn

aus der Ehe mit Johanna Sara, gebornen Renz, Pfarrerstochter von Ilsfeld: Albrecht Friedrich Lempp, geboren zu Stuttgart 19. April 1763, erst dreizehn Jahre alt war. Dieser sollte nun die Schreiberei in Balingen erlernen, sein Pfleger, Expeditionsrat Eisenlohr, bat aber für ihn um Aufnahme in die Akademie, und so trat er am 4. April 1778 aus dem Gymnasium in diese über, um die Rechte zu studieren.[210] Der begabte Jüngling scheint bald von dem mehr als drei Jahre älteren Mediziner Schiller näheren Verkehrs gewürdigt worden zu sein. Da Schiller unter den Studierenden höherer Semester sich befand, welche die früher so gern gehörten Vorlesungen Abels noch einmal besuchten, wird er wohl in diesen mit Lempp zusammengetroffen sein, mit ihm, der gern Englisch trieb (siehe unten), seinen Ferguson wieder gelesen und nun seinen ersten philosophischen Aufsatz entworfen haben: die „Theosophie des Julius", eingeführt durch „Briefe Julius' an Raphael". Unter letzterem ist ohne Zweifel Lempp zu verstehen, wenn auch angenommen werden muß, daß das von Raphael Gesagte nicht gerade Lempps Ansicht enthält, auch daß die Briefe später für den Druck in der Thalia 1786 umgearbeitet und vermehrt worden sind. Die Freundschaft der beiden Philosophen hielt an, sie ist durch Scharffenstein, der, wie wir wissen, in die durch Schillers Flucht aus Stuttgart gerissene Lücke trat, auch einen gewissen Anteil an jenen philosophischen Briefen für sich in Anspruch nimmt (S. 155), mindestens nicht beeinträchtigt worden.



Lempp um 1784

Nach Empfang mehrerer Preise, in der Universalgeschichte, Psychologie und im Englischen, erhielt Lempp 1782 den kleinen akademischen Orden und Grad eines Chevaliers, fuhr fort im gründlichen Studium der Rechtswissenschaft, als deren Lehrer, wie Abel berichtet, er Hochstetter stets dankbar rühmte,

und verließ im März 1784 die Anstalt mit dem Titel eines herzoglichen Regierungssekretärs. Er trat sofort eine Reise nach England an, als Begleiter von jungen Russen, welche die Karlsschule besucht hatten und ihn mit nach Rußland nehmen wollten. In Mannheim suchte er Schiller auf und wollte ihn zum Eintritt in den Bund der Freimaurer gewinnen. Diese hatten in Stuttgart seit 1777 eine, nach den Persönlichkeiten, die an der Spitze standen, sehr achtungswerte Loge, in welche Herzog Karl vergebens aufgenommen zu werden trachtete, während sie seinen Akademisten gleich nach dem Austritt aus der Anstalt zugänglich war. Lempps Brief an Schiller (Mainz, 22. April, Köln, 27. April 1784),[211] aus welchem wir von seinem Besuch in Mannheim Kunde haben, zeigt das innige Verhältnis, in welchem die beiden Freunde geblieben waren: „wir können uns in den Herzen nicht näher kommen, als wir es schon sind . . . behalte mich ewig in deinem Herzen, es sind die einzigen Schätze, die ich auf der Welt besitze, und ich achte sie sehr hoch." Nur sieben Wochen verweilte Lempp in London, weil die jungen Russen unvermutet heimberufen wurden — ein kurzer Aufenthalt, der aber eine lebenslange Vorliebe für England begründete. Die Lust, nach Rußland mitzugehen, vertrieben ihm, wie er an Schiller schrieb, alle Nachrichten, die er in London einziehen konnte.

Zu Hause wurde Lempp sofort die Stelle eines Sekretärs bei der Regierung und 1785 die eines Oberratregistrators übertragen. Gleich Scharffenstein und andern Freunden bemühte er sich, für Schiller Subskribenten auf die Thalia zu gewinnen, deren Ankündigung, wie er jenem mitteilte,[212] von Oberst Seeger dem Herzog zugesandt, von diesem aber ohne eine Äußerung wieder zurückgeschickt worden sei. Lempp bot auch einige Beiträge für die Zeitschrift an, nicht ohne daß der junge Staatsdiener den Wunsch aussprach, Schiller möchte „nicht mehr lange ganz vom Publikum abhängen". Mit einer am 4. November 1788 gehaltenen Rede über die Verbindung der Philosophie mit der Rechtswissenschaft trat er zugleich im Nebenamt in die juridische Fakultät der Akademie

ein und doktorierte im November 1789 mit einer Abhandlung: Observationes ad senatusconsultum Macedonianum respectu habito ad novum Codicem Borussicum.

Seit 1788 mit Marie Ludovike Ernestine Mutschler (Tochter des Diakonus in Ludwigsburg, späteren Spezials in Kirchheim unter Teck, und einer Kerner, Tante von Justinus) vermählt, wurde Lempp 1790 zum Oberamtmann in Kirchheim ernannt, wo er 21 Jahre in befriedigender, segensreicher Amtstätigkeit zubrachte. Beglückt durch ein schönes Familienleben, hatte er auch anregenden Verkehr mit den Bewohnern des Schlosses, das, von alters her ein fürstlich württembergischer Witwensitz, seit 1795 Winteraufenthalt der Herzogin Franziska war und nach deren Tod 1811 Residenz eines der Brüder König Friedrichs, des Herzogs Louis und seiner Frau, Henriette, gebornen Prinzessin von Nassau-Weilburg, wurde. Letztere, die in Kirchheim und Württemberg heute noch nicht vergessen ist, hat auch Lempp seinem Scharffenstein als eine „edle vortreffliche Frau" gerühmt, die es „verdiene, daß man ihr einige Stunden versüßt".



Lempp um 1790

Wie dem Patrioten Lempp die an Hoffnung und Enttäuschung reichen Landmilizjahre 1794—1796 durch das Zusammenleben und -wirken mit seinem treuen Scharffenstein verschönt wurden, ist bereits berichtet worden (S. 159). Mit ihm wurde im Beginn des Jahres 1809 der Verkehr durch regelmäßigen Briefwechsel wieder aufgenommen: ein kostbares Vermächtnis der beiden geistesstarken Männer an die Nachwelt. Hier einige Proben[213] aus den in der Kirchheimer Zeit gewechselten Briefen, die dem Leser zeigen mögen, wie schön

die Zwei sich ergänzt haben, wie Lempps „eminentes Denken" dem älteren Freund, nach dessen eigenem Zeugnis, „ein Kompaß war, wenn er zuweilen nach dem Geist der Weltzustände fragte", während Lempp an Scharffenstein rühmt: „Ihr warmes und richtiges Gefühl eilt meinen Betrachtungen vor"; und dann wieder, wie Prälat Schmid an den General zur Zeit der Verfassungswirren schrieb: „Ihre praktisch-moralische Ansicht dient Lempps Spekulation zu einer wohltätigen Leuchte und wird seinem Verhalten eine sichere Stütze verleihen." Der Denker Lempp wird freilich zuweilen zum pedantischen Lehrmeister, der beispielsweise mit seiner vernunftmäßigen Anleitung zum Bibellesen von dem warmen Freund, der „Nahrung sucht, nicht ein Pensum absolvieren will", sich heimschicken lassen muß. Aber alles in allem haben die beiden Briefschreiber einander bestens verstanden, jeder vom andern gleich viel gelernt.

Lempp an Scharffenstein, Kirchheim 5. Februar 1809.

Ich habe [bei der Wiederanknüpfung des Verkehrs] die entzückende Empfindung genossen, noch ein Herz zu besitzen, in dem Liebe und Freundschaft für mich wohnt, und bleibt uns denn in diesem Zeitalter der Zerstörung noch ein anderer Genuß? Ja, liebster Freund, die alten Formen stürzen ein. Wir wohnen unter Trümmern, unsere Wohnungen, in denen wir uns bequem zu leben gewöhnt hatten, sind zerstört und wir sind Wind und Wetter preisgegeben. Diese Lage ist schmerzhaft und desto schmerzhafter, je weniger jugendliche Kraft vorhanden ist, das Ungemach zu ertragen. Sie haben wohl recht, das Umtummeln in den Gemeinplätzen gibt wenig Hilfe, aber das Erheben der Seele zum Ewigen, das Sichhinstellen als Zuschauer, der weiter geht und dieses Gericht der armseligen Menschen ruhig ansieht, setzt ihn jetzt schon in die Unsterblichkeit, für die er nur im Tod eine andere Form annimmt....

Scharffenstein an Lempp, Januar 1810.

Bei meiner Annäherung ins Vaterland sind Sie, lieber Lempp, mein erster segnender Gedanke. Ich präpariere diesen Brief, im Fall ich nicht so nah an Sie streifen könnte, um vollends Sie an meine Brust drücken zu können, oder wenn sonsten Umstände mich hinderten, dieses Glücks teilhaftig zu werden. [Folgt sein Anteil am Feldzug von 1809.] Ihr Geist war bei all meinem Tun als ein unsichtbarer

stärkender Zeuge bei mir. Erkennen Sie, würdigster Freund, den Wert unseres ehmaligen, gewiß auf Veredlung gegründeten Umgangs für mich. Ihre Grundsätze fanden in meinem Innersten keine unfruchtbare Stelle, sie stärkten meine Seele, wenn sie oft ermüden wollte, und zuletzt erlangt' ich eine Fertigkeit im Guten. Von diesen Zeiten wollen wir schweigen, sie sind ungeheuer. Ich glaube, diese neuen Formen, diese äußern erzwungenen Verhältnisse sind ein bloßes Geklingel. Die Realität, es ist zu berechnen, wenn es so fortgeht, führt zur Verzweiflung, und die hat die furchtbarste Taktik.

Jebenhausen 7. Januar. Heute zuerst atme ich vaterländische Luft. Es ist was eigenes, und doch wie eingeengt ist meine Brust gegen ehedem! Das arme Volk hat keinen äußeren Feind gesehen und doch elend! Ich kann zwar standhaft und resigniert werden, aber froh und freudig werde ich nie mehr. Unauslöschlich sind die gräßlichen Erinnerungen und Bilder des Erlebten. Der Mann darf auf Behaglichkeit keinen Anspruch machen. Aber ich sehne mich, kindlich ruhig leben zu können, nichts mehr von Weltangelegenheiten zu hören und so dem besseren Leben entgegen zu träumen, zu harren. Mein teurer würdigster Freund, ich umarme Sie mit Empfindungen, von denen ich überzeugt bin, daß sie dieses arme Leben überleben werden.

Lempp an Scharffenstein, 5. Mai 1810.

Sie sind sich getreu geblieben. ... Auch ich bin reicher geworden in meiner Seele und doch glaube ich an Simplizität gewonnen zu haben. Könnte ich Sie doch mit allen den beseligenden Ideen, die mir Ruhe geben, auch einmal bekannt machen! Die allerneueste Philosophie [Schellings] führt so sehr auf die Wiedervereinigung mit der Gottheit, daß sie mir dadurch willkommen geworden ist ... Bei Dannecker [Sch. hatte L. aufgefordert, diesen zu besuchen, es werde ihm gewiß eine genußreiche Stunde gewähren] bin ich schon öfters gewesen; im vorigen Jahr mußte er gerade ausgehen, als ich kam, und ließ mich allein. Dies war mir eine herrliche Stunde. Den Brutus und Portia von Hetsch finde ich für das Beste, was Hetsch je gemacht hat. Haben Sie den Johannes [von Domenichino] bei Frommann nicht gesehen? Ich liebe das Geschwätz von Kunst nicht und finde so wenig Richtiges darin, aber dieser Johannes spricht selbst und Johannes — kennen Sie diesen Jünger nicht? — das war ein Mensch!

Scharffenstein an Lempp, 19. Juni 1811.

... Ich habe mich oft bei andern nach Ihnen erkundigt und wußte schon die Lage und die Veränderungen in Ihrer Familie,

und mancher hörte von mir die tiefgefühlte Äußerung, daß es ein Kult, ein Bedürfnis meines isolierten, aber gläubigen Herzens sei, eine Wallfahrt zu Ihnen zu tun. Jezo kann es gottlob eher geschehen als vorher. (Ernennung zum Gouverneur von Heilbronn.) Fascinieren tut mich übrigens diese Gunst nicht und mein Herz kann noch bluten und sich verfinstern über die Opfer dieser ungeheuren Zeit. Sie sagten oft, es bleibe nichts übrig als sich zu sublimieren. Gewiß meinten Sie nicht, sich durch kalte Zergliederung unempfindlich zu machen, sondern sich nach etwas Höherem flüchten. Ja wohl, und am Ende muß sich nicht unsere stolze Philosophie in Pietät, im Glauben auflösen, wenn sie sich in der größten Not bewähren soll?

Scharffenstein an Lempp, 25. Juni 1812.

Sie stimmten meinem Vorsatz sehr bei, daß ich die Bibel lesen soll. Ich beichte Ihnen: So ein armer Sünder ich mich fühle, so oft ich auch zwar unvorsätzlich und mehr in leidenschaftlichen, sinnlichen Streifereien periodisch desertierte, blieb ich doch mit Herz und Sinn und Kopf der Fahne des „menschlichsten Gottes, des göttlichsten Menschen" (Lavater) zugetan, und ich will nun, jedoch nicht mit dem elenden Gefühl einer alten H — —, sondern mit meiner ganzen Kraft, die noch was heißen will, die Bibel zu meiner letzten wichtigen, zu meiner heilbringendsten Leserei und Meditation machen. Schon das Psychologische im Alten Testament, der tiefe Blick und die Prüfung in Herz und Nieren, die einfache und einfach ausgedrückte hohe Tendenz, die Lehrsprüche, welche den tiefen praktischen Sinn aller Apophthegmen der Alten übertreffen, alles dies muß schon dem erfaßten, aufmerksamen Gemüt eine höhere Emanation dünken. Und nun Christus! der aus der Nacht hervortritt! in dem sich alle hohen Deutungen, die reichste Lehre aller Zeiten und für alle Zeiten konzentrieren, alle Aspirationen, aller Drang der menschlichen Brust ihr Genüge finden! Ach wahrlich die heilige Reinheit dieses hohen stillen einzigen Wesens ist Bürge genug für seine positiven Verheißungen. Ich will an ihn glauben!

Lempp an Scharffenstein, 27. Juni 1812.

Die Akademie der Künste wird wohl so bald nicht ins reine kommen, und wahrlich unter diesem Himmel und bei dieser Witterung nicht gedeihen. Der matte Sohn, wie ihn einige nicht ganz mit Unrecht nennen [Matthisson wurde als Direktor der Akademie genannt], scheint mir nicht dazu gemacht. Für unsere Kunstäfferei wünschte ich einen Attila, der alles zerstört, wenn nur ein Engel des Lichts die Werke der großen Meister rettet ... Unter allen Philosophien ist, wie ich mir zu erweisen getraue, bloß die stoische

und die christliche so geartet, daß den Menschen dabei wohl sein kann. Aber die christliche ist milder und edler, die stoische geht bloß aus dem Prinzip: der Natur gemäß leben, die christliche geht auf die Liebe. Die Stoiker stehen ruhig nebeneinander, aber die Christen sind eine Gemeinheit, sie sind Brüder. Gott als Vater steht immer bei ihnen, in ihm sind sie vereinigt. ... In Süskinds Schrift [einer supranaturalistisch-theologischen] finde ich zu wenig Geist. Das Studium hat mich immer angezogen und ich habe mich gern bei Männern vom Metier unterrichtet. Nur wünschte ich mit den neuen Ideen von Kielmeyer und Humboldt, die außerordentlich interessant sein müssen, bekannt zu sein ... Der beständige Anblick des unendlichen Ganzen, von dem ich jetzt schon ein Teil bin, läßt mich auf den Tod als auf eine ganz gewöhnliche Katastrophe hinsehen, und ich lebe jetzt schon in der Ewigkeit, denn diese kann nicht erst anfangen. Daß ich die Natur des geistigen Wesens nicht kenne, kümmert mich wenig. Was uns jetzt so unbegreiflich ist, daß wir erschrecken, wenn wir nach Begreiflichkeit haschen, dünkt uns bei einiger Erweiterung unserer Kenntnisse, bei einiger Einsicht in die Verbindung des Ganzen und in die Natur geistiger Wesen kinderleicht zu begreifen. Eine Gewißheit können wir nicht ertragen und eine solche Einsicht, die uns nicht auf die Erde einschränkte, würde unsere Tätigkeit lahm machen. Wir müssen's erringen. Auf diesem Standpunkt lebe ich mit Ruhe und oft mit Entzücken. Meine beschränkte Kenntnis der Astronomie hat mir doch ein klares Bild davon gegeben, auf welch unumstößlichen Gründen die Verbindung der Weltkörper im Planetensystem beruht. Sollte diese Einheit nicht auch eine Einheit des Wohnplatzes der Geister mit Gewißheit vermuten lassen? Ich lebe gern in diesen Betrachtungen und wenn ich mich lang damit beschäftige, so wird die lebendigste Hoffnung klar in mir. [Vergleiche unten Lempps Brief an Schiller.]

Lempp an Scharffenstein, 29. Juli 1812.

Ich finde, daß die Jahre das Herz mir eher erweitern als verengen und die Menschen, die so kalt sind oder sich nicht erheben können, sind mir oft langweilig. Glücklich, daß der Grundsatz, daß auch sie unsere Liebe umfassen muß, diese Empfindungen nicht unartig werden läßt.

Scharffenstein an Lempp, 10. Aug. 1812.

Es rührt und erhebt mich, wenn Sie so warm von dem Bestreben sprechen, sich zu einer Gesellschaft harmonischer wohlwollender Geister zu schwingen, allein ist nicht der Tugendhafte je isolierter auf dieser Erde, je mehr er sich zu dieser Sublimität erhebt? Den-

noch ist jene ideelle Gesellschaft das edelste Bedürfnis und Ziel meiner Natur; in diesem unsteten Ozean ahndet sie meine Seele sicherer noch als Columb seine neue Welt. Auch ich werde einst Land! rufen. Überhaupt, ich fühle innigst, man muß etwas über diese Welt und alles, was sie gibt, lieben können, um über ihre noch so lockenden Täuschungen Meister zu werden und selbst in ihr wohlwollend und froh zu sein. Ich möchte dieses den aktiven Teil der Glückseligkeit nennen, sowie das stoische System den passiven, schützenden: Christus umfaßt alles.

Lempp an Scharffenstein, 31. Aug. 1812.

Sie dürfen es mir glauben, vor mir und in meinen Privatverhältnissen, in meinem Herzen ist der Unterschied der Stände bis auf den letzten Tropfen verschwunden. Was ich als Bürger ihn anzuerkennen habe, tue ich aus Gehorsam und Pflicht; was ich wegen dem Rang der Menschen zu beobachten habe, dagegen will ich nicht kriegen; welche Nachsicht ich ihren Vorurteilen schuldig bin, die gebe ich den hohen und niedern, den alten und jungen, den schönen und häßlichen aus Liebe, aber meine Achtung, Neigung, Freundschaft und alle höheren Empfindungen, die können ebensowenig durch Rang und Stand, Nutzen, Protektion zc. hervorgebracht werden, so wenig das Schiff anders als auf dem Wasser schwimmen kann; sie gehören dem guten Menschen, sollte er auch Soldat oder gar General sein.

Lempp an Scharffenstein, 22. Sept. 1812.

Über das Zusammentreten und Wirken energischer Geister [Scha. hatte von solchem Bund geschrieben] möchte ich Ihnen viel sagen, es ist für mich eine theoretisch und praktisch durch und durch gearbeitete Materie. Diese Idee liegt dem Besseren, was in allen Ordensverbindungen geschehen ist, zu Grunde; sie hat mich ins Leben eingeführt, begleitet, mein Schicksal und viele Verbindungen bestimmt. Das geprüfte Resultat ist das von Schiller:

Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Tau und für's Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern, so heut.

Dies, teurer Freund, ist keine Sentenz, womit der Quietismus sich einschläfern kann, es ist eine Erfahrungssentenz. Darüber könnte ich Ihnen wohl wunderbare Dinge erzählen ... Aber Verbindungen in dieser polizeilichen Zeit!!

Scharffenstein an Lempp, 10. Mai 1813.

Ich glaube wohl, daß die Erneuerung des Andenkens zwischen

Ihnen und dem alten Freund S. Ihnen Vergnügen gemacht hat. Er ist gewiß an und für sich ein wahrhaft schätzbarer Mann, und dann welche liebe Erinnerungen sind nicht mit seinem Andenken vergesellschaftet! Es ist nicht bloß die Täuschung der Ferne, es war und bleibt eine teure Zeit, wo wir jugendlicheres Blut hatten, wo die von einer großen Hoffnung erfüllte Brust auch für jede Freude in dieser schönen Gegend reiner empfänglich war. Es will sich jetzt zeigen, daß diese lange verschwundene Hoffnung doch nicht aus der Welt vertilgt war, es ist wenigstens sehr erfrischend und erhebend für mein Gemüt, wenn ich die Regungen im Norden sehe, wieder Glauben an die Menschheit fassen zu können. Dieses Labsal mußten wir lange entbehren. Auf des Degens Spitze die Welt jetzt steht — sagen Sie mit Schiller. Gegenwärtig ist mir das eine trockene poetische Tirade. Mehr als die ganze Welt steht jetzt auf des Degens Spitze: die Heiligtümer der Menschheit ... Kein Krieg der Politik, ein heiliger Krieg, der die Hoffnungen und Wünsche aller Menschen eint, Nemesis winkt Erhörung. 22. Mai. Heute lese ich in der Zeitung, welche furchtbaren Anstalten in Preußen zum Landsturm gemacht werden. Wie belebt mich das! Diese Kraftäußerung bei einer sehr kultivierten Nation spricht unsern Zeiten Hohn, ist des schönsten Altertums würdig. So wird's gehen.

Lempp an Scharffenstein, 1. Nov. 1813.

Napoleon ist mit einigen tausend Reitern bei Koblenz über den Rhein entkommen und die Armee muß abermals wie debandiert sein. Den General run-a-way, der davonrennt, haben ihn die Engländer nach dem ersten Weggehen aus Ägypten genannt. Gleiche Art zu handeln in Spanien, in Moskau, in Deutschland — ist das ein großer Feldherr? Darauf Scharffenstein, 17. Febr. 1814: Napoleon war, glaube ich, weniger ein großes Genie als vielmehr der Strichstein, wie wenig sein Zeitalter und seine Gegner taugten. Die Universalmonarchie war keine ursprüngliche gediegene Konzeption in ihm, sondern es kam nach und nach comme l'appetit vient en mangeant. Nun war die Hetzung der Engländer immer erneuerte Reizung und Gelegenheit, man kann sagen: nachdem sie den Brand der Welt unterhalten haben, geben sie nun die Feuerspritzen her. Nun, wenn nur gut gelöscht wird, auch die Ruinen wohltätig begossen werden, daß es wieder grünen kann!

Lempp an Scharffenstein, 17. April 1814.

Ich hebe Ihnen unter vielem einiges aus, was meine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf sich gezogen hat: die Umformung der Preußen von einem Zustand der größten moralischen Verderbnis

und des elendesten Militärgeistes in den Zustand wahrer Religiosität und des bescheidensten Siegertons. Wie ist dieses Wunder geschehen? fragte man einen alten preußischen Offizier von der Zeit der Bramarbasaden — der Soldat ist Bürger und der Bürger ist Soldat worden, war die Antwort, und das ist die Stimmung der Armee. Eine Anstrengung, wie der preußische Staat sie geleistet hat, und eine Tapferkeit, wie seine Armeen sie bewiesen haben, kann nur das Werk eines hohen Sinnes sein und, liebster Freund, nicht der König, die Nation hat das getan, was eben deswegen als Stimmung auch dauerhaftere Folgen haben wird. Eine Mutter schrieb jüngst ihrem hier als Schreinersgesell befindlichen Sohn, er solle sich nur nie einfallen lassen, wieder heim zu kommen, er dürfe sich in seinem Vaterlande, für das er nicht gefochten habe, nicht sehen lassen. Herr v. Herda hier hatte einen Bedienten schon lang in seinem Dienst, gebildet und ganz sein Freund. Gleich beim Ausbruch nahm er mit Tränen im Aug' Abschied von seinem Herrn, den er sehr liebte, um fürs Vaterland zu dienen. Und aus dem allem wird kein Lärmen gemacht.

Scharffenstein, 9. Mai, stimmt zu, meint aber doch: So gebietend die Umstände der letzten Zeit wurden, so wären die Preußen doch nicht zu dem Schwung gekommen, hätte nicht ein rechtschaffener, guter König den Glauben seines Volks besessen und sich treu und stark an denselben angeschlossen. Bei Österreich findet sich ein sonderbares stagnierendes Wesen ohne moralische Rückwirkung aufs Allgemeine. Da scheint doch [Anspielung auf eine von Lempp citierte Äußerung Burkes] ein großes Reich und eine enge Seele beisammen zu sein. Kommt es nicht vielleicht von der erschlafften Dynastie her?

Scharffenstein an Lempp, 30. Okt. 1814.

Wiener Kongreß. O wenn dem Kaiser Alexander sein besserer Geist sagte, daß diese Herrlichkeiten, worin frivole Sentimentalität, kokette Eigenliebe sich weidet, eigentlich wie eine Fortsetzung des Kriegs sich spüren lassen, daß bei diesem ewigen Liebesgeigen die Menschen ebenso zu Grunde gehen als vorher durch die Schrecknisse der Gewalt! Die einheimischen Zustände. Sehen Sie auch die Königlichen Sauen durch Stuttgart transportieren? Wir haben das Fangen in der Nähe, gegen zwölftausend Bauern sind damit beschäftigt. Es sollen auch schon etliche dieser Bestien — Bauern — zu Grunde gegangen sein.

Lempp an Scharffenstein, 1. Nov. 1814.

Wenn man sich einen Fürst Schwarzenberg als den Herodes vorstellt, der den Löwen bezwungen hat, so erregt dies eine sonderbare Empfindung. Gott ist an keine Werkzeuge gebunden, war das

tröstende Wort Reinhards auf seinem Sterbebette an die Freunde, die seinen Tod für einen unersetzlichen Verlust der Kirche erklärten. Er ist in den Schwachen mächtig, möchte man oft ausrufen. Das Haupthindernis liegt in dem österreichischen Kabinett ... Der gelinde Despotismus, sagte Graf Stadion bei seiner Durchreise, ist das passendste System für die Völker, und das ist der herrschende Ton. Mit den Engländern lebe ich immer noch im Frieden. Wenn sie schon Washington verbrannt, in Spanien die Inquisition nicht gehindert haben, auch deutsche Angelegenheiten beinahe so wenig als Deutsche die englischen verstehen, so ist es doch eine Nation, die es uns genug zu verbergen weiß, daß sie den elendesten Roué an ihrer Spitze und eine höchst verächtliche Regentenfamilie habe. Das ist eine Nation und eine Verfassung, die sich gegen den kriechenden öffentlichen Geist anderer wohl messen darf. — 21. Jan. 1815. Unser gutes Vaterland ist jetzt dem gefährlichsten Bubenstück ausgesetzt, es ist darauf angelegt, ihm wie Don Quichotte mitzuspielen, der auf einem hölzernen Gaul mit verbundenen Augen sitzend fast glaubte in den Himmeln herumzureiten.

Noch vor diesem erquicklichen Freundesverkehr, der nicht immer nur ein brieflicher gewesen ist, genoß der vielbeschäftigte Lempp eine andere außerhalb des Berufs liegende Kurzweil edler Art. Der Beamte hatte nicht aufgehört, sich mit Philosophie zu beschäftigen. Er hat, als er im Juli 1784 an Schiller schrieb: „Dieser Brief möchte nur einer Anfrage dienen, ob und in welchen Rücksichten du dich mit mir in einen Briefwechsel einlassen möchtest" — ohne Zweifel an einen philosophischen gedacht. Dazu ist es freilich nicht gekommen. Aber ein weiterer Brief an den Freund in Weimar, vom September 1802, konnte diesem zeigen, daß er für seine philosophischen Schriften keinen teilnehmenderen, verständnisvolleren Leser hatte, als seinen Albrecht Lempp. Der schrieb:[214]

„Schon oft, liebster Schiller, setzte ich die Feder an, um dir teils Empfindungen auszudrücken, die das immer erneuerte Andenken an dich und unsere Jugendfreundschaft hervorbrachten, teils um dir die sympathischen Gefühle mitzuteilen, die mich bei der Entwicklung meines Geistes den Wert der Ideen doppelt schätzen und fühlen lassen, die du in den öffentlichen Bekenntnissen deiner Vorstellungen darlegst. Mit Entzücken folge ich deinen aus der Kantschen Philosophie hervorgegangenen und dem Gefühl so schön und so eigentüm-

lich näher gebrachten Ideen. Auch ich, liebster Schiller, finde in den Worten des Glaubens und in den Worten des Wahns die Resultate der menschlichen Weisheit; und was auch der eigentümliche Geist eines jeden einzelnen zusetzen oder abnehmen mag, so müssen wir doch dort, wo nicht Beruhigung, doch Beendigung unseres Nachforschens finden. In den zwanzig Jahren unserer nur so kurz und vorübergehend unterbrochenen Trennung habe ich manches gedacht und empfunden, was meine Philosophie vom Verrosten bewahren konnte, ich bin in mir nicht still gestanden und hoffe auch nicht gesunken; meine Geistesbildung hat sich aber nie weiter als bis zur ersten Klasse der Leser aufschwingen können — nicht der Kunstrichter, sondern derjenigen Leser, die mit Gleichgestimmten fühlen und mit Denkenden denken können. In der ekelhaften Sphäre des menschlichen Eigennutzes und menschlicher Torheiten, in welcher mich mein Amt umtreibt, habe ich noch ein Herz erhalten, das in dir, lieber Freund, den tief und wahr und stark fühlenden Freund mit Wärme liebt und mit Dank sich durch deines Geistes Produkte erheben läßt, ein Herz, das durch Gefühl des Schönen und Wahren sich jung zu erhalten strebt. Bei dem Zudringen der Ideen, die ich mit dir auswechseln möchte, bei dem Drang der Empfindungen, mit welchen ich mit dir gern auf einen Augenblick aus dieser konventionellen Welt mich losreißen und als Bürger des Universums wandeln möchte, muß ich schweigen — was sollte ich ausheben? Ich billige und verehre es, daß du das Publikum eher zum Gefühl des Wahren zu ziehen als dich nach ihm zu richten unternommen hast. Was man unter diesem Namen begreift, verdient in der Tat nicht, daß man ihm frönt. Aber wie lange wird es noch anstehen, bis man diese Menschen ziehen kann! Nur laß mir in Zukunft die Astronomen unangefochten [vergleiche oben S. 231]. Auch ich — nos poma natamus — habe mich in dieses Feld gewagt, und die Größe der Astronomie ist wahrhaftig nicht im Raum. Hier hat der menschliche Verstand was einziges in seiner Art geleistet, das gewiß gekannt zu werden verdient. Wie die Spinne, die den Faden aus sich ziehet, und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat auch hier der Verstand durch Kalkulation sich einen Faden gesponnen, an dem er bis ans Ende des Weltalls sich fortbewegt. Was der Tubus und die Sternwarten leisten, ist eine Kleinigkeit; was aber Newton und Kepler und die Kalkulatoren geleistet haben, verdient in der Form der Arbeit noch weit größere Bewunderung als in den Resultaten. Freilich arbeitet hier nicht der ganze Mensch mit allen seinen Fähigkeiten, aber auch die reine Seite der Seelenkraft, die sich hier äußert, erregt Erstaunen.

Was soll ich dich aber mit diesen Betrachtungen aufhalten? ich wollte meine öfteren Empfindungen nicht immer stumm sein

lassen, ich wollte dir sagen, daß ich dich noch zärtlich liebe, daß ich mich an deinen Schriften erhole und daß ich mich freue, Wahrheiten, die mir nahe liegen, so schön für die Empfindung dargestellt zu sehen, daß ich mit dir zu sympathisieren hoffe, weil ich in den Ideen, die du dargelegt, auch die meinigen finde. Ich wollte dir sagen, daß ich auch in deinem Herzen nicht ganz ausgeschlossen zu sein hoffe, und daß ich glauben konnte, es könne dir einen nicht unangenehmen Augenblick machen, an deinen alten Freund zu denken, der für dich noch unverändert ist."

Die in diesem zärtlichen Freundesbrief angedeutete Philosophie hat der Menschenfreund nicht in sich verschlossen, er durfte, im letzten Lebensjahre seines Schiller, in sie eine Schülerin einweihen: die lerneifrige Tochter einer Adelsfamilie an dem kleinen Hofe der Herzogin Franziska. Es geschah in elf vom 29. Mai 1804 bis 20. April 1805 datierten Briefen über den „Hauptinhalt der Philosophie". Als Lempp nach Jahren Scharffenstein auf sein Ansuchen die Episteln mitteilte, fand dieser sie „schön, gründlich und warm, zusammenhängend das meiste, was Lempp ihn vor geraumen Jahren gelehrt" habe; aber dem „kuriosen Kerl", wie er sich selbst nennt, mißfällt es, diese würdige männliche Arbeit an eine „Hofkröte" verschwendet, des Freundes „hehre Psyche sich zu Komplimenten herablassen" zu sehen. „Welcher rührende Reiz hätte diese Arbeit umflossen, wenn sie Ihren Kindern gewidmet worden wäre!"[215] Ruhig antwortete der Freund, der sich darauf hätte berufen können, daß der große Kant sich zu einem philosophischen Briefwechsel mit einer adeligen Österreicherin herabließ und die mit der „kleinen Schwärmerin" gewechselten Briefe der jungen Tochter eines Freundes mitteilte: „Die Gesinnung, mit der Sie dem gnädigen Fräulein wirklich unrecht tun, ist nicht mild. Der große Grad von Empfänglichkeit für alles Gute hat mich verführt, eine Probe zu machen, ob ich für meine Kinder etwas verarbeiten könne, das ich für sie umarbeiten wollte. Diese Umarbeitung ist mir nun wirklich nicht möglich." Die Philosophie, welche Lempp dem Fräulein vorträgt, ist die auf der Karlsakademie im Hörsaal (siehe oben S. 106 f.) und durch Selbststudium erlernte, erweitert

mit einigen Kantischen Leitsätzen von Freiheit und Pflicht. Das Ganze klar und ruhig entwickelt, mit gefälligen, zum Teil witzigen Einleitungen, gut gewählten Beispielen aus der Gesellschaft und dem Hofleben, ansprechenden Zitaten aus Schiller — so glauben wir es dem Verfasser, wenn er später an Scharffenstein schreibt, er habe schon manches Herz damit erquickt. Hier eine Probe.

Unsere physische Erhaltung ist von Dingen abhängig, über die wir keine Macht haben, wie die Elemente, aber die moralische Erschaffung einer Ordnung und eines höheren Genusses — dazu, zu dem Wichtigeren, haben wir die Kraft in uns. Bei dem Physischen sorgt die Vorsehung täglich für unsere Existenz, in der moralischen Welt hat sie uns mit eigenen Fähigkeiten ausgerüstet, selbst uns des Glücks würdig zu machen. Diese in unser Herz gelegte Idee ist die Erhaltung alles dessen, was dem menschlichen Leben noch einen Wert gibt, und so sehr auch die Menschen sie oft verleugnen, so ist wirklich bloß die Wirkung und die Wohltat dieser Idee, daß die menschliche Gesellschaft wenigstens noch in diesem leidentlichen Zustand sich befindet. Um eine politische Gesellschaft, einen Staat in seiner Verbindung zu erhalten, müssen Henker und Henkersknechte aufgestellt, Zuchthäuser errichtet und Todesstrafe angeordnet werden. In dem unsichtbaren moralischen Staat Gottes dagegen ist die Ordnung bloß dem ins Herz geschriebenen Gesetz anvertraut; dieses Gesetz allein, das allen Geistern gegeben ist, soll hier regieren, dieses Gesetz, das jeder sich selbst durch sein Herz und seine Vernunft gibt, soll und wird hier allgemeine Ordnung, allgemeines Wohlwollen und allgemeine Übereinstimmung verbreiten. Denken Sie sich die Weisheit dieser Regenten und die Größe und Schönheit dieser Idee! Diese wohltätige göttliche Idee ist die Tugend und diese Betrachtung derselben hat ohne Zweifel den Sokrates in der Entzückung, in die jeder, der seine Seele dieser Betrachtung hingibt, geraten muß, verleitet zu sagen, daß wenn die Tugend als Person sich den Menschen zeigen könnte, jeder Sterbliche in sie verliebt werden müßte ... Der Aufruf, der in uns ist, weise und gut zu werden, hat seinen Bezug auf unsere ganze Natur; der Gehorsam gegen diesen Aufruf allein kann uns würdig machen, wenn irgend eine Gesellschaft glückseliger und wohlwollender Geister existiert, in dieselbe eingelassen zu werden. Dieser Aufruf spricht laut durch unsere Vernunft. Wenn wir in derselben eine Regel suchen, so kann uns dieselbe keine andere geben, als nach solchen Grundsätzen zu handeln, von denen wir wünschen können, daß es die Grundsätze

von jedem andern auch seien ... Unsere ganze Natur deutet dahin, daß wir nicht abgesondert, sondern nur mit und neben andern Geistern in Gesellschaft bestehen und glücklich sein können, und unser ernstes Nachdenken überzeugt uns, daß eine Gemeinschaft mehrerer nur dann Glückseligkeit in hohem Grad geben könnte, wenn die einzelnen Mitglieder die Stimmung haben, die den einzelnen sein Glück in dem Glück des Ganzen finden läßt. Nur die so gebildeten Geister kann Gott in eine Gemeinschaft glücklicher und wohlwollender Wesen einführen, und diese Bildung uns zu geben, dazu hat er die Kraft in unsere Natur gelegt ...

Nur die Wirrnis der rauhen Kriegszeit macht es erklärlich, daß eine so hervorragende Kraft lange nicht erkannt, Lempp nicht in den Dienst der obern Staatsverwaltung gezogen worden ist. Erst da er nahezu fünfzig Jahre alt geworden, erinnerte man sich seiner in der Hauptstadt und wurde er zum Oberjustizrevisionsrat und zugleich Mitglied des königlichen Oberjustizkollegii ernannt. Am 29. Oktober 1812 schreibt er an Scharffenstein: in früheren Jahren habe er öfters eine Veränderung gesucht, dann resigniert, habe sich im Juli dieses Jahres einen Garten mit gutem Gartenhaus gekauft, von dem aus er, in wonnevollen Empfindungen sich wiegend, schreibe; jetzt werde er, das eigene Werk des Königs, in das Justizfach berufen, „das noch das sicherste und beste in dieser Lage der Dinge ist". Scharffenstein war betrübt darüber: es gehörte zur „erquickendsten Abendröte seines Lebens", Lempp in Kirchheim zu wissen — „nun ist das schöne Tal für mich entzaubert, ich nehme Abschied von ihm, außer wenn es mich einmal ankommt, recht weinen zu müssen". Lempp aber fand in der Veränderung, die ihm doch zeigte, daß er ein größeres Kapital von Liebe erworben, als er je geahnt, den Übergang zwar in ein ganz anderes Amt, ein solches, „dessen Wesen ist, mit einer fremden Vernunft, der des Gesetzgebers, zu urteilen — die Rechtswissenschaft soll zwar selbst vernünftig sein — aber auch von einer täglich widerwärtigeren und für einen Mann von Gefühl und wahrer Tätigkeit wegen des aufs höchste getriebenen Mechanismus täglich unerträglicheren Lage in eine ruhige, mit viel aber bedeutenderer Arbeit be-

schäftigende Lage". In diesen ersten Stuttgarter Jahren gehörte zu Lempps Untergebenen auch der junge Dr. jur. Ludwig Uhland, in dessen Tagbuch vom Mai 1813 wir die für beide bezeichnenden Worte lesen: Mittagessen bei Lempp, den ich durch seine interessanten Äußerungen über Poesie u. s. w. von einer mir ganz neuen Seite kennen lernte.[216]

Bald sollte der zartbesaitete Patriot unter der Schwüle der Zeit, den Kämpfen um eine doppelte Verfassung, die deutsche und die württembergische, schwer leiden, nicht am wenigsten dadurch, daß die Besten einander nicht mehr verstanden. Im Beginn der Verhandlungen über eine für Alt- und Neuwürttemberg passende Konstitution, 1815, ist Lempp wie Scharffenstein ganz auf der Seite derjenigen, die durchaus die Wiederherstellung der alten Verfassung verlangen. Im August meint er sogar: wenn der König nicht nachgebe, werde das Aufhören des Steuerzahlens der erste Ausbruch der Volksstimmung sein. Im Herbst aber, nachdem er in das Komitee berufen worden, das die ständischen Angelegenheiten leiten soll, wird er stutzig über „die Anmaßungen der verwirrenden Demagogen in der Ständeversammlung" und kann ihr Verlangen unmöglich gut finden.

„Es ist eine fürchterliche Unwissenheit der Geschichte, wenn man von der Beglückung Württembergs durch die alte Verfassung spricht. . . Die Grundsätze, die mir aufgedrungen werden wollen: daß kein ehrlicher Mann dem König in dieser Angelegenheit, auch berufen, dienen solle, damit lauter schlechte bleiben, daß man dem König auch das nicht sagen dürfe, wo er recht habe, daß man ihn nicht vor Fehlern warnen müsse, weil jeder Fehler fürs Land benützt werden könne — diese Grundsätze sind nicht die meinigen. Mit frommem Gemüt habe ich dem Ruf gefolgt und auf dieser Bahn werde ich die Grundsätze nicht verlassen, die vorher die meinigen waren, so sehr auch elende Menschen mich schrecken wollen. Jetzt ist die Zeit, wo der schöne Hamannsche Spruch, der das Drohen der Tyrannen und das Geschwätz der erhitzten Bürger in eine Kategorie setzt, seine ganze Wahrheit zeigt . . ."

„Der König haßt uns und die Stände verfolgen uns," klagt der Vielangefochtene, und als der Cato der Altrechtler

Georgii, erklärte, er müsse den Umgang mit Lempp suspendieren, schreibt dieser: „Das ist kein Freundesherz, das irrig wähnen kann, eine vermeintliche Popularität auf Kosten eines Freundes zu erwerben!"

Scharffenstein vermochte die Realpolitik des Freundes nicht sofort zu würdigen. Auch Lempp stand nicht an, König Friedrich einen Tollhäusler zu nennen; aber die Verfassungsfrage war ihm unabhängig von der Person des Fürsten, wogegen der heißblütige Stimmungsmensch Scharffenstein erklärte: wider den inkorrigiblen Tyrannen sei es vielleicht erlaubt, die pünktlichen Regeln der Moral zu vergessen, um das Recht zu retten; er glaubte dafür Lempp an eine Äußerung Schillers „aus dem Umgang ihrer Jugend" erinnern zu dürfen: man müsse die Tugend nicht immer in abstracto, sondern in concreto nehmen. Wenn Lempp in Wangenheim denjenigen sah, ohne den die Mattigkeit die Oberhand gewinnen würde, richtig und gutdenkend in den Hauptzwecken, in den Mitteln oft so unrichtig, daß er die Erreichung des Hauptzweckes zerstört, und wenn der lautere geradsinnige Mann klagt: Ach, es gibt wenig Menschen, die reines Herzens sind, die ihr Vaterland mehr lieben als sich selbst — so sieht Scharffenstein in dem von König Friedrich berufenen Koburger einen arroganten Menschen, dem seine Schriftstellerei mehr gilt als die Ausführung des Guten, einen Jesuiten, heimatlosen Aushauser, gaukelnden, ästhetisch-politischen Renommisten u. s. w. Hofft Lempp vom Kronprinzen Wilhelm, der durch seinen Neurath viel gewonnen zu haben scheine, daß er seine Ratgeber zu prüfen wissen und die saure Arbeit für ihn nicht verloren sein werde — so begreift Scharffenstein nicht, warum der Prinz, der ehedem für Privatleidenschaften seinen Vater so empörend brüskierte, jetzt sich so lahm in dieser heiligen Sache zeige, die doch eigentlich seine Sache sei. Im Unmut vergißt sich der General wohl so weit, den Freund der Unsicherheit des Urteils, der Schwäche in dem für das Land kritischen Moment zu beschuldigen, erklärt aber sofort wieder, das bleibe fest:

Lempp ist im Grunde rechtschaffen geblieben, während Wangenheim bald — Minister werden wird.

Erst der jähe Tod des grimmen Landesherrn befreite die Gemüter von der furchtbaren Not, die so groß war wie der gleichzeitige Jammer des Mißwachses und der Teurung. Am 2. November 1816 kann Lempp an Scharffenstein schreiben: „Das schwere Joch, das seit neunzehn Jahren auf uns lag, ist endlich abgenommen worden und wir atmen leichter. Es ist schade, daß die Kraft, welche Leidenschaft und rohe Begierde in Bewegung setzt, so selten durch edlere Gefühle in besseren Menschen zu dieser Stärke gebracht wird. Ich habe nun lange genug mitgearbeitet, um mein Urteil festsetzen zu können, und eine persönliche Rücksicht wird wohl schwerlich mich irreführen, da ein Mann, der in jeder Minute fühlt, daß er keine andere Genesung als im Grabe zu hoffen hat, sich doch von irdischen Zwecken reinigen kann. . . . Württemberg ist in der Aufklärung weit zurück und die Leidenschaft stört alles Wachstum. Aber auch diese Stürme werden zur Entwicklung dienen. Von dem neuen Regenten läßt sich viel gutes hoffen. . . . Wenn er nur ein würdiges Ministerium hätte, aber dieses zu schaffen ist eine schwierige Aufgabe." Schon am 6. November wurden neue Bestimmungen erlassen über den Organismus des Staatsministeriums, welches künftig der Geheime Rat genannt werden soll, und in diesen außer den Staatsministern und dem Staatsrat August Hartmann auch Lempp berufen. Am 16. Dezember erhielt er zugleich das Präsidium einer aus Mitgliedern mehrerer Departements zusammengesetzten Kommission, welche die Klagen und Beschwerden über „das sogenannte Schreibereiwesen" untersuchen und eine Reform vorschlagen sollte. Die Berufung in die oberste Regierungsbehörde kam Lempp, wie er an Scharffenstein schrieb, unerwartet; der König habe als Kronprinz den ersten Konferenzen des Verfassungskomitees mit seinem Vater angewohnt, „in welchen dieser vergeblich sich bemühte, uns von unsern Grundsätzen abzubringen; nun sagte er uns neuen bei der Beeidigung: Sie haben die Wahrheit mit Mut verteidigt und

ich habe durch Ihre Ernennung den Beweis geben wollen, daß ich den immer belohnen werde, der der Wahrheit mit Mut treu bleibt".

Bei der im November 1817 vollzogenen neuen Organisation sämtlicher Staatsbehörden wurde Lempp zum ordentlichen Mitglied der zweiten Abteilung des Geheimen Rats ernannt, am 30. Juni 1818 auch zum Vorsitzenden der Reklamationskommission, welche die zahllosen Unbilden der Friedrichszeit wieder gut zu machen hatte. Was er in dieser Stellung, für die der Wohlwollende, Gerechte wie geschaffen war, geleistet hat, ist heute in den Akten begraben, es wird ihm damals ungezählte Vergelt's Gott verschafft haben. Er sollte aber die Würden und Bürden nicht mehr lange tragen. Schon im Herbst 1813 hatte er über Nachlassen seiner Arbeitskraft, das ein sieches Alter befürchten lasse, geklagt, dann im November 1814 über beschwerliches Atemholen, oft in krankhaften Paroxysmen, bei welchen nur das Einhauchen des Rauchs von getrocknetem Stechapfel plötzliche Erleichterung verschaffe, im August 1815 über ein Befinden, das ihn immer einen Teil des Tages unbrauchbar mache. Im Juli 1818 mußte er einen Urlaub zum Gebrauch des Bades Niedernau nehmen, der ihm aber keine Genesung brachte. Am 23. Januar 1819 ist der Edle, noch nicht sechsundfünfzig Jahre alt, zwei Jahre nach seinem Scharffenstein und noch ein Jahr jünger als dieser, von hinnen gegangen. An seinem Grabe trauerte eine treue Gattin mit sieben Kindern. Den Namen führt heute ein einziger Urenkel, der als tüchtiger Landwirt geschätzt ist. (So schrieb der Verfasser im Herbst 1903 — am 3. November ist der Wackere, Pächter der Staatsdomäne Solitude und der Hofdomäne Berkheimer Hof, als der letzte seines Stammes unvermählt gestorben.) Noch besitzen die Nachkommen als teures Vermächtnis des Ahnherrn, mit dessen von Hetsch gemaltem Bild, die Worte, welche jener für seine Kinder niedergeschrieben hat und worin er sie ermahnt, ihren Weg in Gottesfurcht, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu gehen, lieber „den Butten im Weinberg zu

tragen", als auf krummen Wegen zu hoher Stellung zu gelangen. —

Nicht die Dichtkunst, die Philosophie hatte einst die Freunde Schiller und Lempp zusammengeführt. Erst aus des letzteren Mannesjahren hat sich ein Gedicht: „Die Würde des Sonntags" erhalten, das ganz, in der Anlage und den Rhythmen, selbst in der Gesamtzahl der Zeilen, des großen Freundes „Würde der Frauen" nachahmt, im übrigen ein recht prosaisches Lehrgedicht ist, mit folgendem Eingang:

Weg mit den ängstlichen Sorgen des Lebens,
Weg mit den peinlichen Qualen des Strebens
Menschlicher Herzen nach menschlichem Glück!
Heute, am heiligen Tage der Christen,
Trennt sich das Herz von den niedrigen Lüsten,
Gibt sich der hohen Bestimmung zurück.

Harte Arbeit, mühsam dringen
In der Erde festen Schoß,
Ängstlich um die Nahrung ringen,
Ist des Menschen täglich Los;
Und das kümmerliche Wühlen
Um armseligen Gewinn
Nagt an besseren Gefühlen
Und verderbt den guten Sinn.

Aber die heitere christliche Sitte
Dringt in des Schmachtenden niedere Hütte,
Gibt ihm den Tag der erquickenden Ruh ...

Lempps Briefe sind besser.

Ludwig Schubart

1765—1811

Die Angabe Hovens, daß auch „der Sohn des als Dichter und Staatsgefangener auf der Festung Hohen-Aschberg berühmten Schubarts" sich an den Poetenkreis Schiller und Genossen angeschlossen habe,[217] darf nicht wohl bezweifelt werden; darum ist auch Ludwig Albrecht Schubart, wenigstens als um seines Vaters willen freundlich behandelter

Schildknappe, hier zu erwähnen. Er war freilich erst 1765, 17. Februar, in Geislingen geboren und am 6. Februar 1777, gleichzeitig mit des Alten Gefangennehmung, in die Akademie aufgenommen, spricht auch in einem Briefe vom Mai 1795[218] nur von solchen geistigen und landsmännischen Banden, die ihn seit mehr als zehn Jahren an Schiller knüpfen. Das erste, was von ihm gedruckt erschien, findet sich in Stäudlins Musenalmanach 1784; sein erstes Wiederzusammentreffen mit Schiller, in Weimar auf der Reise von Berlin nach Mainz, berichtet dieser in Briefen an Lotte v. Lengefeld und an Körner vom Dezember 1788, wo er von Schubart schreibt:[219] „Er ist auch ein Dichter [wie sein Vater], aber kein geborener; frühe Lektüre von Poeten, frühe Versuche poetischer Arbeiten, wozu ihn das Beispiel und die Aufmunterung seines Vaters verführten, haben ihm eine gewisse Fertigkeit, einen Vorrat von Bildern und Stil verschafft, die, wenn sie von einer gründlichen Ausbildung seiner übrigen Kräfte unterstützt werden, ihm noch wohl eine Stelle unter unsern lesbaren Schriftstellern verschaffen können. Sonst ist's ein guter redlicher Charakter, der besonders viel vom schwäbischen Provinzialcharakter in sich hat." Im folgenden Jahre, 15. November 1789,[220] dankt Schiller dem „lieben Freund" für seine Übersetzung von Thomsons Jahreszeiten (Berlin 1789), die ihm Schubart „als ein Zeichen seiner tiefen Hochachtung und beinah zudringlichen Liebe vorgelegt" hatte:[221] „Möge Ihnen der Himmel bei Ihrer jetzigen diplomatischen Existenz recht viele poetische Muße schenken, die uns so liebliche Früchte trägt! Vergessen Sie nicht, daß Sie einen Freund in Jena haben, der sich Ihrer mit Achtung und Liebe erinnert und sich herzlich darauf freut, Sie einmal wieder zu sehen." Am gleichen Tage bittet Schiller Lotte v. Lengefeld und Karoline v. Beulwitz, ihm gelegentlich „den Tomson", der noch bei ihnen liege, zu schicken, er möchte ihn doch gern hinauslesen, „er hat mich angezogen".[222] Weltrich[223] hält bei Erörterung der Frage, wie weit den Räubern die bekannte Erzählung des alten Schubart im Schwäbischen Magazin zu Grunde

liegt, für möglich, daß Ludwig Schubart dem Dichter Ergänzungen aus seines Vaters Erzählungen im Ulmischen Intelligenzblatt oder im Geislinger Schuldiktat gegeben habe. Und Streicher erzählt,[224] daß der Flüchtling Schiller auf der Fahrt nach Mannheim im ersten Rastort Enzweihingen frühmorgens, bis der Kaffee kam, „ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervorzog, von denen er die bedeutendsten, darunter die Fürstengruft, seinem Gefährten vorlas". Sollte er das Heft nicht von Ludwig Schubart erhalten haben?



Ludwig Schubart

Seines Lebens erste Hälfte hat der nicht an einem Übermaß von Bescheidenheit Leidende in Bocks „Sammlung von Bildnissen Gelehrter und Künstler nebst kurzen Biographien derselben" (Nürnberg, 11. Heft 1793) beschrieben. Von den Stationen: Geislingen, Ludwigsburg, wieder Geislingen, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Berlin, Nürnberg, mag einiges wörtlich hier mitgeteilt werden.

In seinem Geburtsort, diesem zwischen steilen Felsenbergen versteckten, von einem auf dem höchsten Felsen errichteten „öden Turme" gleichsam bewachten, von starken, einfältigen, gesundäugigen Natursöhnen bewohnten Städtchen, hatte sein Vater den entschiedensten Einfluß auf ihn. Oft ließ er den Knaben von seinen Schülern auf den erwähnten Turm hinauftragen; wies hinab auf die mannigfaltigen Schönheiten der großen Natur — auf den stürzenden Staubbach, auf den goldlockigen Ziegenhirten, der von seiner Herde umgaukelt auf der wild überhangenden Klippe sorglos zwischen Gesträuchen blies; auf den heimkehrenden Pflüger, den sanft steigenden Hüttenrauch, den im Abendrot glühenden See; deutete dann mit tränendem Auge zum Himmel: „Das alles hat der da droben gegeben und geschaffen!" Oft auch, am geselligen Winterabend, legte er den lauschenden Knaben an seine Brust, ließ an der Wand verirrte Pilger und Spukgestalten aufmarschieren und erzählte ihm

stundenlang Märlein und Wundergeschichten ... In Geislingen, während der Vater, von der Gattin getrennt, auf seiner Wanderung nach Heilbronn, Mannheim, Heidelberg, Saarbrücken, München war, ging der Sohn in die nur für künftige ehrsame Zünftler eingerichtete Schule eines gewissen Leibheimer, der sich nach Leib, Seele und Sitten mehr zu einem Ochsenhändler als zu einem Erzieher der Jugend qualifizierte und auf den Sohn seines Vorgängers einpeitschte, als ob seine Knochen ebenso eseltreiberhaft wären wie die seines Peinigers. Sein Vater fand nicht für gut, ihn lange in solchen Händen zu lassen; er rief ihn zu sich nach Augsburg, schickte ihn zu dem würdigen Lehrer Mertens in die Schule, lehrte ihn einige Lieder auf dem Klavier, nahm ihn mit sich in Kaffeehäuser, an Tables d'hote, aufs Land hinaus, mitten ins dickste Menschengedränge und gewöhnte dadurch allmählich seinen Sinn ans Getöse des größeren Lebens. Er hat das seinem Vater in der Folge oft verdankt, denn wenn er gleich nachmals zehn Jahre lang in ein Kloster [die Akademie] verschlossen wurde, so war doch einmal der Grund zu einer Eigenschaft gelegt, der ihm jetzt täglich zu statten kommt — ich meine die Umgänglichkeit und Entfremdung von Menschenfurcht ... In Ulm fing Ludwig an, die ersten Rinden der Unwissenheit zu durchbrechen und die Einflüsse seines Vaters auf seine ganze Geistesrichtung immer wohltätiger zu empfinden ... Als der Gefangene auf Hohenasperg an dem Herzog vorüber in seinen Turm geführt wurde, richtete er furchtlos sein Haupt empor und sagte: Ich will nicht hoffen, daß mich Ew. Durchlaucht ungehört verdammen, nicht hoffen, daß Sie meine nun verlassene Familie hilflos verschmachten lassen werden. Der Herzog ließ ihm sogleich durch den Kommandanten herabsagen, daß seine Gattin mit einer Pension von 200 Gulden bedacht, seine Kinder in die Erziehungsinstitute zu Stuttgart aufgenommen seien. Und nun ging er getrost seinem Kerkergrab entgegen ... In der Akademie unter anderem viel Englisch. Schwärmt für Ossian — auch trugen einige Idyllen und größere Erzählungen in Jamben, die er um diese Zeit dichtete, nur allzusehr dieses schwermütige Ossianische Gepräge; ein Glück für ihn, daß ihm vergönnt war, mit seinem gefangenen Vater Briefe zu wechseln und ihm seine Aufsätze zur Beurteilung vorzulegen. Dieser merkte bald die fremde Manier, in der er schrieb, warnte ihn vor allem Manierierten überhaupt und machte ihn auf den höhern Wert der Eigentümlichkeit aufmerksam ... Wäre es seiner Neigung nach gegangen, so würde er selbst nach dem Rate seines Vaters die Medizin zu seiner Bestimmungswissenschaft erwählt haben. Einmal aber seine etwas schwächliche Konstitution und die Betrachtung, wie wenig Zeit ihm als praktischem Arzte zu seinem Privatstudium übrig bleiben würde, bestimmten ihn zur

Jurisprudenz ... Sein bester Lehrer in dieser war der würdige Regierungsrat Elsäßer; ohne die trefflichen, von ihm sorgfältigst aufgezeichneten und von Dutzenden abgeschriebenen Kollegien dieses Mannes über die Pandekten und den Zivilprozeß hätte er, wie so viele vor ihm, nie sagen können, daß er Jurisprudenz studiert habe. Theorie und Praxis waren hier aufs genaueste und anschaulichste miteinander verbunden, dabei war Elsäßer der einzige, der sein Pensum auf den Tag hin zu Ende brachte ... Im Herbst 1786 trat Sch. aus seiner Klause in die Welt und verschloß sich den Winter über meist mit seinem gefangenen Vater auf Hohenasperg. Er hatte jetzt volle Muße, seinen lang entbehrten Vater völlig zu genießen, ihm in nächtlichen Unterredungen sein innerstes Herz aufzuschließen, Pläne für sein künftiges Leben mit ihm zu verabreden, ihm mündlich und schriftlich die Resultate seiner bisherigen Studien vorzulegen und den ganzen Ton und Charakter dieses so ausgezeichneten, durch Bande des Blutes und des Geistes ihm so unaussprechlich nahen Mannes zu studieren.

Bekannt ist nun, wie damals Schubarts Hymnus auf Friedrich den Einzigen und, da dieser bald darauf starb, der Obelisk auf des Königs Gruft dem Dichter den Kerker geöffnet, dem Sohn den Weg nach Berlin in die Staatskanzlei gebahnt haben. Im Dezember 1788 schickte ihn Hertzberg mit Baron Stein, dem Bruder des berühmten Staatsmannes, nach Mainz, wo Stein Gesandter am kurfürstlichen Hofe war. Unterwegs wurde in Weimar Wieland besucht und Schiller, „der eben damals als Geschichtschreiber neuerdings das Auge von ganz Deutschland auf sich gezogen hatte“. Er traf ihn mit einer metrischen Übersetzung der griechischen Tragiker beschäftigt. Einen ganzen Abend fand er sich bei diesem Liebling seiner Seele allein, sprach mit ihm über das Liebste und Beste, was er auf dem Herzen hatte, speiste bei ihm, vergaß seiner Reise und konnte sich kaum nach Mitternacht von ihm losreißen. In Mainz nahmen ihn Heinse, Forster, Huber freundlich in ihre Mitte, bat ihn Dalberg gleich nach seiner Ankunft zu sich, so daß er am liebsten dort geblieben wäre. Aber er war zum Legationssekretär am Fränkischen Kreise in Nürnberg bestimmt. Dorthin reiste er über Mannheim — Klein, Schwan, Iffland — und Stuttgart, „um einen

Vater wieder zu umarmen, von dem er im Kerker auf ewig Abschied genommen hatte". Nur wenige Jahre währte sein Aufenthalt in der „Stadt seiner Väter" (die Schubart stammten von Nürnberg), beglückt durch den Verkehr mit den Gelehrten und Literaturfreunden der Reichsstadt, Mannert, Panzer, Strobel, v. Murr u. a.[225] Bald nach Hertzbergs Sturz wurde er mit kleinem Wartgeld als Legationsrat zur Ruhe gesetzt, blieb aber zunächst in Nürnberg, von wo er noch im März 1796 an Schiller schrieb. Später zog er nach Stuttgart, um ganz der Schriftstellerei zu leben.

Von dieser wird heute nur weniges mehr beachtet, am ehesten das, was Ludwig für das Andenken seines Vaters geleistet hat: in der Herausgabe des zweiten Teils der Schubartschen Selbstbiographie 1792, der Schrift: Schubarts Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart (Erlangen 1798), in der Ausgabe der Gedichte (Frankfurt 1802) sowie der Ästhetik der Tonkunst (1805) des alten Schubart und der nach Ludwigs Tode 1812 in Zürich erschienenen Sammlung von des Vaters vermischten Schriften. Doch werden auch seine Verdienste um die Einbürgerung Shakespeares auf den deutschen Bühnen anerkannt.[226] Die Hauptunternehmung des rührigen Literaten: Englische Blätter, in Gesellschaft mehrerer Gelehrten herausgegeben (Erlangen 1793 ff.), worin Schubart, weil die von ihm fortgesetzte Chronik seines Vaters bald verboten wurde, „das, was er auf dem Herzen hatte, nicht unter eigenem Stempel ins Publikum befördern" wollte, empfahl er im Mai 1795[227] Schiller zur Besprechung in der Jenaer Literaturzeitung. Da dieser nicht darauf einging, schickte ihm Schubart im März 1796 die Fortsetzung der „Blätter", schrieb auch im September 1798 und im Mai 1802[228] wieder und schickte im November 1802 seine Gedichte, alles, ohne daß von einer Erwiderung Schillers etwas bekannt wäre.

Trüb waren die letzten Lebensjahre des Junggesellen, über die uns die „Denkwürdigkeiten" des mit Vater Schubart von Aalen her bekannten Prälaten Pahl[229] Aufschluß geben. Durch die Katastrophe von 1806 verlor Schubart seine kleine preu-

ßische Pension; die Bemühung seiner Freunde, ihm eine Anstellung in Stuttgart als Lehrer der Theaterzöglinge zu verschaffen, scheiterte an der Abneigung des Königs, der den Schriftstellern überhaupt, vollends dem Sohne des Dichters der Fürstengruft, abhold war. Äußerste Bedürfnislosigkeit und die Möglichkeit, einen beträchtlichen Teil des Jahres bei seinen Freunden auf dem Lande, Pahl und andern, zuzubringen, die Nachsicht der letzteren gegen seine abweichenden Ansichten, Napoleons Bewunderung und dergleichen, erhielten ihm seine gute Laune. Des Alters Beschwerden und längeres Siechtum blieben ihm erspart, ein heftiges Nervenfieber führte in schnellem Laufe am 27. Dezember 1811 sein Ende herbei. „Sein Schicksal," sagt Pahl, „hinterließ der Welt eine nachdrückliche Bestätigung der alten Lehre, daß Talente und mannigfaltige Brauchbarkeit nicht genügen, das Glück des Lebens zu bauen und zu sichern, wenn man es nicht über sich vermag, sich in die Formen zu fügen, in denen jeder Beruf, zumal der des öffentlichen Dienstes, sich bewegt."

Daß die herzogliche Pflanzschule auf der Solitude eine stattliche Reihe ganz hervorragender Künstler herangebildet hat, könnte fast verwunderlich erscheinen, wenn wir nicht wüßten, daß das ausgesprochene Talent, vollends das Genie kein unüberwindliches Hindernis seiner Entfaltung kennt. Denn die Einrichtung der ersten Schule, durch welche die Dannecker, Scheffauer, Zumsteeg und Genossen gegangen sind, war nichts weniger als günstig. Die Bildhauer, Maler, Architekten, Musiker waren mit den Stukkator- und Gärtnerknaben, künftigen Balletttänzern und Bedienten in eine Abteilung zusammengeworfen, und auch wenn man die Jünger der bildenden Künste und der Tonkunst an dem Unterricht der Humanisten teilnehmen ließ, wurden sie doch in den Schlafabteilungen, der Hauptstätte kameradschaftlichen Verkehrs, mit jener niederen Klasse zusammengehalten, und von den akademischen Ordensauszeichnungen blieben sie, solange die Anstalt bestand, aus-

geschlossen. So wollte es der Fürst, der zu einem Eberhard Wächter sagen konnte: „Was, Er, ein Regierungsratssohn, schämt sich nicht, ein Maler werden zu wollen?" — der nach dem unsinnigen Geldverschwenden in früheren Jahren lediglich darauf ausging, seine Kunstschüler recht bald, die einen als Bauführer, Stuckarbeiter und bessere Anstreicher, die andern als billige Musiker in seiner Kapelle, zu verwenden.

Wenn zwei von den Kunstzöglingen, Dannecker und Zumsteeg, Schillers vertraute Freunde geworden und geblieben sind, obgleich Schiller nach seinem eigenen Bekenntnis weder der bildenden Kunst noch der Musik mit Vorliebe und besonderem Verständnis zugetan war, so muß der Mensch in ihnen, müssen besondere Geistes- und Herzenseigenschaften jene beiden ihm nahe gebracht und dauernd mit ihm verbunden haben.

Heinrich Dannecker

1758—1841

Von den fast 1500 Zöglingen der Solitude-Stuttgarter Akademie werden nur wenige ganz aus eigenem Antrieb, selbst gegen den Willen der Eltern, ihre Aufnahme nachgesucht und erhalten haben. Einer von ihnen war Johann Heinrich Dannecker, zu Stuttgart als der Sohn eines herzoglichen Stallknechts am 15. Oktober 1758 geboren. Ohne jede Anregung in dem mittellosen elterlichen Hause schuf sich der muntere, spielbedürftige Knabe Truppen von stehenden bemalten Papiersoldaten, machte sich auch bei dem Nachbar Steinhauer an manchen schön behauenen Quaderstein, Blumen und andere Figuren mit zugeschliffenen Nägeln einzugraben. Der Vater achtete so wenig darauf, daß, als der Herzog im Teurungsjahr 1771 ihm den Vorschlag machte, eines seiner Kinder in die eben errichtete Pflanzschule auf der Solitude aufzunehmen, ihm nicht der Gedanke kam, dort könnte des Sohnes Talent ausgebildet werden, er vielmehr aus Furcht, es sei nur auf weitere Soldaten abgesehen, ablehnte, den Sohn, der ihm mit Ungestüm anlag, die Ablehnung zu widerrufen, mit

Hausarrest bestrafte. Unbemerkt stieg Heinrich eines Tages durch das Fenster auf die Straße, warb etliche Kameraden in der Stille, um unmittelbar vor den Herzog zu gehen und ihn um Aufnahme in sein Institut zu bitten. Sie wurden gemeldet und vorgelassen. Der Fürst, erfreut über den Mut und die Entschlossenheit der Jungen, zeigte gegen sie milde Herablassung, und schon am folgenden Tage, 2. April 1771, befanden sich die vier Stallknechtssöhne Dannecker, Kimmich, Burkhardt, Renkert und der Vorreiterssohn Eichner auf der Solitude.[230] Hier sollte, während die andern der Bäckerei, Schneiderei und Gärtnerei zugewiesen wurden, Dannecker zum Tänzer ausgebildet werden und sah sich, wie er selbst später sagte, „von rohen Aufsehern hart gehalten und nebenher zu gemeinen Verrichtungen gebraucht".[231] Dies auch noch, als er Bildhauerlehrling wurde, in der Schule des „Figuristen" Bauer und des Stukkators Sonnenschein, dann der Professoren Lejeune, Harper und Guibal. Und während seinem Mitschüler Scheffauer, der ein Jahr später, allerdings schon 16 Jahre alt, eintrat, Jahr um Jahr Preise zufielen, erhielt Dannecker einen solchen nur 1772 und 1777, fiel beim Losen mit Scheffauer 1780 durch, mußte sich auch einmal, 1777, ein Strafbillett wegen Unfleißes in der Mathematik gefallen lassen. Aber die Preisarbeit von 1777, das in der Stuttgarter Galerie noch vorhandene „Modell, das den Milo in jenem großen Augenblick vorstellt, da er seine Arme, eingeklemmt zwischen den Stamm eines halbgespaltenen Baumes, nicht mehr zurückziehen kann und so ein Raub der wilden Tiere wird", hat Guibal den Vorwürfen der Mitbewerber Scheffauer und Fridrich gegenüber in einer Denkschrift, welche später von Schiller in das Wirtembergische Repertorium aufgenommen wurde, weit über die Scheffauersche gestellt.[232] Von weiteren Arbeiten des Schülers Dannecker weiß man nur, daß er mit Scheffauer 1779 beim Schloßbau in Hohenheim verwendet wurde,[233] und daß beide das Denkmal des Herzogs, das im Februar 1780 im inneren Hof der Akademie aufgestellt wurde, nach Lejeunes Entwurf auszuarbeiten hatten.

Daß der von den Genossen als lebhaft und lustig geschilderte Dannecker zu dem engeren Kreis gehörte, dessen Mittelpunkt Schiller war, ist durch Hovens ausdrückliches Zeugnis, sowie durch jenes Bild von Heideloff bekannt, das die Vorlesung der Räuber im Bopserwald, auf der Höhe über Stuttgart, darstellt und mit Hoven, Kapf, Schlotterbeck, Heideloff auch Dannecker der feierlichen Handlung anwohnen läßt. Wir könnten aber auf ein vertrautes Verhältnis des Bildhauerlehrlings und des jungen Dichters auch schließen aus den späteren innigen Beziehungen beider, denen das deutsche Volk für alle Zeiten das große, edelste Bild seines Lieblingsdichters verdankt. Es wird davon alsbald zu reden sein.


Dannecker

Im Dezember 1780, gleichzeitig mit Schiller, Hoven, Scheffauer, Heideloff, Hetsch und andern, aus der Akademie entlassen, sah sich der junge „Hofbildhauer" mit 300 Gulden Gehalt mehr als Handwerker denn als Künstler verwendet. Dann aber, als der Herzog ihn und Scheffauer jahrelang in Paris und Rom weiterstudieren ließ, sind auch sie bald unter den bahnbrechenden Jüngern jener neuen Richtung, welche, noch mehr als schon ihre Lehrer Lejeune und Guibal sie gewiesen, den mühsamen aber lohnenden Weg angestrengten Studiums der Natur und der Antike ging. Seit 1790 wieder

daheim, als Professor der Bildhauerkunst an der Karlsschule, bald mit einer Schwester des kunstsinnigen, geistvollen Kaufmanns Gottlob Heinrich Rapp aufs glücklichste verheiratet, litt der junge Meister zunächst unter der Ungunst der letzten magern Herzog Karls-Zeit und der noch kargeren zwei Jahre unter Ludwig Eugen. Da brachte Schillers Besuch in der Heimat vom Herbst 1793 bis Frühling 1794 auch seinem Dannecker nicht bloß hohen Genuß, sondern zugleich neue erfolgreiche Aufgaben. Schiller fand, daß der Freund „in Rom seinen Geschmack sehr gut gebildet, sehr schöne Ideen habe und sie geistreich ausführe".[234] Und gern saß der Dichter in seiner Gartenwohnung vor dem Rotenbildtor (jetzt Augustenstraße 9½) in Stuttgart dem Meister zur Modellierung seiner Büste. Der traf ihn einmal über der Arbeit am Wallenstein eingeschlafen und konnte nun die einzelnen Teile des Kopfes und in der nahezu fertigen Büste miteinander durch den Zirkel vergleichen und sich von dem vollständigen Zusammentreffen der Natur und des Bildes überzeugen. Aber auch das kam vor, daß der Meister, als er die letzte Hand an die Büste gelegt, zu Schillers Schwägerin Karoline, Tränen in den Augen, sagte: Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe! Und die Ausführung ging langsamer, als der Meister wünschte und versprach. Am 13. Juli 1794 schrieb sein Schwager Rapp an Schiller:[235] „Dannecker und seine Frau grüßen Sie zärtlichst. Über den langen Verzug mit der Büste sollen Sie ja nicht ungehalten werden. Der gute Wille hat nichts daran gehindert, aber die Frongeschäfte, denen man sich nicht entziehen kann." Umsomehr wurden dann die Abgüsse der Büste überall, wohin sie gelangten, mit Dank und Bewunderung aufgenommen. „Ganze Stunden," schreibt Schiller aus Jena,[236] da sie „glücklich und ohne den geringsten Fehler angelangt" war, „könnte ich davorstehen und würde immer neue Schönheiten an der Arbeit entdecken. Wer sie noch gesehen, der bekennt, daß ihm noch nichts so Ausgeführtes, so Vollendetes von Skulptur vorgekommen ist. ... Ich umarme dich tausendmal, lieber Freund, und versichere

dir, daß kein Tag von nun an vergehen wird, wo ich mich deiner Liebe und deiner Kunst nicht mit herzlicher Freude und Bewunderung erinnern werde." Und als Schiller seinem Vater die Auslage für dessen Exemplar, neun Gulden, ersetzte, schrieb der Alte: „Wenn sie zwei bis drei Louisdor gekostet hätte, würde ich sie gern bezahlt haben, denn unsere Freude daran ist nicht zu taxieren. Sie ist ganz unvergleichlich."[237] Goethe aber hat dem Kunstwerk eine solche „Wahrheit und Ausführlichkeit" nachgerühmt, daß es wirklich Erstaunen errege. „Ja, Ausführlichkeit," bemerkt hiezu August Wintterlin in seiner gediegenen Festrede zur Enthüllung des Stuttgarter Danneckerdenkmals,[238] „das anscheinend seltsame Wort trifft den Kern von allem, was über dieses wunderbare Werk zu sagen ist. Es steht ausführlich, Zug um Zug, alles darin, was die Natur an diesem Kopf eigentümlich angelegt und was sein eigener Geist hinein- und herausgebildet hat, auch das, was früher harte Lebensstürme und damals Gattenglück und Vaterfreude darauf eingeschrieben hatten. Und dabei der Hauch von griechischer Kunst, der über dem Ganzen, zumal über den herrlich geworfenen Haaren spielt!"

Dem selbstlosen Freunde hat Schiller nicht nur durch fortgesetzte Zusendung seiner Schriften, sondern ganz besonders auch dadurch gedankt, daß er ihn mit Homer bekannt machte und ihm den folgenreichen Besuch Goethes im Spätsommer 1797 verschaffte, worüber Dannecker hochbeglückt an Wolzogen schrieb:[239] „O, ich bin äußerst glücklich, einige schöne Meinungen, die mir nun Gesetze bleiben, von ihm gelernt zu haben; ja, was er mir sagte, war in mir zwar wie ein Nebel schon ehe er zu mir kam, aber daß ich's nicht ausdrücken konnte; nun wüßte ich's gleich zu Tausenden anzuwenden. Das ist gewiß, daß ich in meinem Leben nichts mehr ausführen werde, das nicht sozusagen in sich eine Welt ausmacht. Täglich waren wir beisammen, und er machte mir ein Kompliment, das ich für groß halte, indem er mir sagte: Nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich sie in Rom lebte. Unsere gelehrte Männer spitzten ihre Nasen, da sie ihn nur mit



einem Bildhauer oder Kaufmann [Rapp] gehen sahen und sie nicht einmal von ihm Besuche erhielten. Für mich waren die Täge, die ich mit ihm durchbrachte, Feste und bleiben mir unvergeßlich." Was Schiller hoffte,[240] daß diese acht Tage für den Künstler und den Kunstfreund „Epoche machen und sehr gute Folgen haben werden", traf sofort ein: eben jetzt beginnt „die Höhezeit von Danneckers Kunst". Es ist nicht an uns, auf diese hier näher einzugehen, sie ist öfter, besonders ansprechend von unserem leider bald nach Vollendung seines schätzbaren Buchs über die württembergischen Künstler abgerufenen Freund Wintterlin, geschildert worden. Auch das, was der Meister in diesem Zeitraum geschaffen, wird ja nicht ausnahmslos von den Kennern gepriesen. In seinem 1809 eingeweihten Ateliergebäude am Schloßplatz fanden sich im Laufe der Zeit nicht nur zahlreiche Gäste, darunter seine Kunstgenossen Canova, Thorwaldsen, Rauch, David, ein; es bildete sich dort auch eine Abendgesellschaft, die „Danneckerei", der die für Kunst und Wissenschaft begeisterten Männer der Stadt, Wangenheim, Neurath, Hartmann, Rapp, Haug, Grüneisen u. s. w. angehörten. Auch war Dannecker ein geschätztes Mitglied der Georgiischen Kegelgesellschaft (Seite 223). Eben von diesen Beziehungen aber fürchteten aufrichtige Freunde des Künstlers eine ungünstige Wirkung auf sein Schaffen. „Er hat," schrieb der für den Menschen Dannecker und nicht wenige seiner Werke begeisterte Scharffenstein an Uxkull 1815, „keine andere Bildung als die, welche seine ästhetischen Lobhudler ihm ansetzen," und der milde Lempp stimmte jenem bei: „Ich sehe Dannecker sehr oft und freue mich immer seiner guten Natur, in seiner Seele ist viel Liebe, aber ich finde es immer schwerer, ihm meine Ansichten über Kunst vorzutragen."

Indessen hatte ein Danneckersches Werk allerorten ungeteilte Anerkennung gefunden. Schiller war im Frühjahr 1805 in seiner Heimat vorschnell tot gesagt, als dann doch im Mai Wolzogen an Dannecker den Hingang meldete. Der antwortete:[241] „Ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen,

und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen; da kam mir's in den Sinn: ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose." Und der Genosse seiner Jugend schuf eine solche,[242] wie sie nur selten einem der Großen im Reiche des Geistes geworden ist. Der treue Freund des seines Hauptes beraubten Hauses, in Weimar, der jüngere Voß, besuchte im Herbst 1808 wiederholt Danneckers Werkstatt und schrieb der Witwe des Dichters:[243] „Einen enthusiastischeren Freund hat Schiller nicht gehabt als den Dannecker; dem stehen die hellen Tränen in den Augen, wenn er von Schiller redet. Auf seine kolossale Büste von Schiller war ich nach dem, was mir Herr v. Gleichen gesagt hatte, äußerst gespannt, wiewohl ich einige Furcht hatte, Schillern in kolossaler Gestalt zu erblicken. Aber wie schwand diese, als ich vor dem seelenvollen Bilde stand! Ich glaubte den Schiller in verklärter Gestalt vor mir zu sehen, den hohen Ernst und dabei die unaussprechliche Güte und Milde — wie hat dies alles der Künstler in dem kalten Stein darzustellen und dem Marmor Leben zu erteilen gewußt! Es ist so durchaus Schillers Gesicht, alles bis in die kleinsten Nüancen hinein, und wenn die Büste lachen und weinen könnte, sie müßte wie Schiller lachen und weinen. Aber welch eine freundliche Erscheinung ist der Dannecker; wie habe ich mich an seinem scharfen Auge ergötzt und an seinem lieblichen Wesen, das ich nur mit dem schwäbischen Ausdruck herzig zu bezeichnen weiß. Mir merkte er es bald an, wie ich Schiller liebte und verehrte, und darum ist er mir auch ein wenig gut geworden."

So, als den liebenswürdigen gütigen Mann, aufgelegt mitteilsam, fanden ihn alle, die bei ihm einsprachen und darüber geschrieben haben. Aus der Erinnerung von 1794 schrieb Frau v. Schiller 1810 an Griesbachs, die nach Schwaben reisen wollten: „In Stuttgart müssen Sie in das Atelier des Professors und Ritters Dannecker gehen, wo Schillers Büste ist.

Es ist einer der liebenswürdigsten Menschen und seine Liebe zu Schiller wird Ihnen wohltun." Und als Charlotte dann im Herbst jenes Jahres selbst nach Stuttgart kam, von Dannecker durch Rapp „so herzlich, so freundschaftlich eingeladen" und von „Sehnsucht nach dem kolossalen Bilde" gezogen, da hat der Meister ihr „erstaunlich wohl gemacht: eine reine kindliche Natur, in der Art wie Öhlenschläger, so in seiner Produktivität reich, so kräftig, geistvoll und so liebenswürdig im Leben", daß ihr „der Gedanke an ihn eine tröstende Erinnerung" bleibt. Von der Büste aber schreibt sie: „Ach, wie ist sie so einzig! Wie groß und schön über Welt und Zeit steht sie da! So kann aber nur ein Freund seinen Freund bilden! Alle kleinen Züge sind ausgeführt, das Kleinste ist nicht vergessen, und doch ist der Eindruck so groß, daß man nur die große Form sieht." Sie genoß dann auch noch die schönsten Abgüsse von Antiken, die der Kronprinz in Danneckers Hause aufgestellt hatte und bei denen Nachts, „mit des Künstlers geistvollen Bemerkungen und mit der Fackel beleuchtet, es war, als wenn die Gestalten lebten vor dem Auge".[244]

Wenige Jahre noch, und der Treffliche fing, unter dem Druck der langwierigen Krankheit seiner treugeliebten Gattin, früher als seine Freunde erwarten mochten, zu altern an, und ein schweres Leiden, das ihn selber 1829 befiel, „führte über seinen einst so hellen Sinn langsam eine stille Dämmerung herein", jenen Zustand, in welchem er eine seiner Schillerbüsten der wallenden Locken beraubte. Aber auch noch in dieser Zeit, in der dem Siebziger und zuletzt Achtziger die treue Pflege einer zweiten Gattin, Friederike Kolb, vergönnt war, leuchtete etwas durch von dem Sonnenschein der glücklichen Natur. Im Jahr 1836 besuchte den Achtundsiebzigjährigen der junge amerikanische Dichter Longfellow. Er traf den Greis allein bei seiner Bibel und seinen Erinnerungen. Dannecker stand auf und wankte ihm entgegen, eine Gestalt ehrwürdig durch Alter, von kleinem Wuchs, mit einem Gesicht gleich dem Benjamin Franklins, umrahmt von schneeweißem

Haar, das über die Schultern floß, und belebt durch ein blaß-blaues Auge. „Sie sind also von Amerika," sagte er, „dort bin ich noch nicht gewesen und werde auch nie hingehen, dazu bin ich zu alt; doch war ich in Rom und Paris, aber das ist lange her, ich bin jetzt achtundsiebenzig." Dann nahm er Longfellow an der Hand und nötigte ihn, neben ihm auf dem Sofa Platz zu nehmen. „Sie sehen," fuhr Dannecker im Tone der Wehmut fort, „meine Hände sind kalt, kälter als die Ihrigen; sie waren einst wärmer, jetzt bin ich ein alter Mann." Und doch sind es die Hände, erwiderte der Amerikaner, welche die herrliche Ariadne schufen. „Das Herz altert nicht, auch die Natur nicht," sagte der Alte und deutete auf die grünen Bäume vor seinem Fenster, „diese Freude habe ich noch immer. Noch ist mein Gesicht gut, noch kann ich Dinge auf dem Berge dort drüben deutlich erkennen; auch mein Gehör hat nicht gelitten — für all das danke ich Gott." Nun lenkte er des Gastes Aufmerksamkeit auf einen Stich, der an der Wand gegenüber hing, und fuhr fort: „Das ist ein Stich von Canovas ‚Religion'. Ich sitze gerne hier und sehe mir ihn lange an, so schön ist er. Canova machte die Statue für seinen Geburtsort, wo es keine Kirche gab, bis er seinen Landsleuten eine baute. Er stellte die Bildsäule darin auf und schickte mir den Stich zum Geschenk. Ach, das war ein lieber guter Mensch! Den Namen seines Geburtsortes habe ich vergessen, mein Gedächtnis läßt mich im Stich, ich kann keine Namen mehr behalten." Aus Furcht, den greisen Künstler in seiner Morgenandacht zu stören, blieb Longfellow nicht lange, er nahm ungern Abschied und gelobte sich, alle seine Kräfte anzustrengen, um nach redlichem Tagewerk in heiterem Alter, dem schwäbischen Künstler gleich, zu Hause sich hinsetzen, seine Hände in der Stille falten und seine Bibel mit den großen Buchstaben lesen zu können.[245] — Am 8. Dezember 1841 erlöste den Hochbetagten ein sanfter Tod von seinem Traumdasein.

Man hat leider nur wenige Briefe von Danneckers Hand, „der sein schönes treues Gemüt lieber in einem carrarischen

Marmorblock, als in schriftsässigen Wortfügungen darstellen mochte". Zu den zwölf Briefen an Wilhelm und Karoline v. Wolzogen, die Karl Hase dem schönen Buche: Literarischer Nachlaß der Frau Karoline v. Wolzogen (1848) einverleibt hat, und zwei herzlichen Schreiben an seinen Lieblingsschüler Theodor Wagner[246] sind nur drei an den feurigen Jugendfreund Scharffenstein gerichtete Briefe gekommen,[247] die wir hier aus der Handschrift mitteilen zu sollen glauben, da sie bis jetzt nur in einem wenig verbreiteten, nach einmaligem Erscheinen wieder eingegangenen Jahrbuch durch August Wintterlin veröffentlicht worden sind.[248]

Stuttgardt, den 17. Februar 1810.

Ja, lieber lieber Scharffenstein, ich habe dein mir unaussprechlich teures Schreiben aus dem Feld erhalten: ich bewunderte darin deine große Einbildungskraft, deine tiefe Einsichten, deinen Mut und Kraft wie dein Zartgefühl, ich freute mich, von dir an unsere alte Freundschaft erinnert zu werden. Lieber Scharffenstein, du kamst mir nie aus dem Herzen, ja ich darf dir nicht sagen, ohne lächerlich zu werden, wie sehr meine Seele an der deinen hängt. — Wenn ich so ruhig in meinem Atelier bin, an dich und die Kunst denke, so wünschte ich dir oft einen Feldzug nach Italien zu machen, Winkelmann und Goethe hättest du beide ersetzt. — Vielleicht wäre aber mein Freund ein schlechter Soldat geworden, welches heutzutag und beinahe immer der wichtigste Stand ist. Was ist der Künstler neben dem Soldaten? Weib und Mann. — Deinen lieben Brief aus dem Feld würde ich dir sogleich beantwortet haben, wenn ich gewußt hätte wohin? Du hast ein Königreich nach dem andern erobern helfen, bist mit großen Ehren heimgezogen und [hast] unserem lieben Vaterland große Dienste getan, dafür segne dich Gott! — Ich arbeite fleißig und ringe wie in einer stillen Wut höher und höher zu stehen. — Lieber Freund, glaube mir, diese stille Wut nach Höhe und Ehre ist nicht nach dem Wort zu nehmen, es ist unschuldiger, wenigstens fühle ich es nicht anders, es ist nur Freude an dem Schönen und Liebe zu meiner Kunst. Freund, komme hieher, wir wollen uns miteinander freuen. Abgüsse der göttlichen Meisterwerke sind in meinem Haus, ich habe ein Lokal, wo ich einen General logieren kann.

Dich liebt und verehrt dein

Dannecker.

Mein Weibchen empfiehlt sich untertänig.

Stuttgardt, den 19. April 1812.

Ja, ein fauler Gesell bin ich und ich gestehe, daß ich recht herzlich lachen mußte, daß du mich so richtig und wahr mit dem faulen Gesellen an Platz setztest. Faul bin ich, aber dennoch kein kalter Michel, glaube mir, du stehst manche Stunde in der Einbildung vor mir und [ich] denke, wenn ich die Sache in Gedanken mit dir abgetan habe, daß es schwarz auf weiß vor deinen Augen liege. Deine feine tiefe Bemerkungen über Schicks Gemälde [Apollo unter den Hirten] sind fein und rein aus dem Menschlichen herausgenommen, so wie das Bild aus dem rein Menschlichen zusammengesetzt ist. Ich habe was sich tun ließ dem Meister dieses Bildes vorgelesen und er hat sich sehr darüber erfreut, so tief verstanden worden zu sein. Mir war deine Idee neu, daß das Weib Apollo anders bewundert als der Mann. Ach, lieber Freund, wie sehr wünsche ich dich öfters hier zu sehen! — Meinen Amorkopf sollst du haben, aber, Lieber, ich muß dich bitten, einige Geduld zu haben, weil die Form von der Statue in herrschaftlicher Verwahrung liegt und ich abpassen muß, bis ich Gelegenheit erhalte, einen Abguß davon machen zu können. Mein Amor fehlt dir nicht, der bleibt dir heilig. Büsten liebst nicht (S. 178), es geht mir wie dir, wenn besonders kein Interesse als ein glattes Gesicht heraus siehet, und doch müssen sie gemacht werden. Es hat sein eigenes Interesse, das mich, wie du von mir glauben wirst, nicht besonders anzieht. Lebe glücklich, das wünscht von Herzen dein dich liebender glücklicher (wenngleich fauler Gesell) Dannecker.

Stuttgardt, den 12. August 1815.

Du hast recht, im Briefschreiben bin ich ein fauler Hund, warum, will ich dir sagen. Weil mir's gemütlicher ist, bei meiner Arbeit an den Freund zu denken; geht sie nach Wunsch, so wünsche ich, daß du es sehen möchtest; geht sie schlecht, so wünsche ich nach deinem Rat; du stehst mir oft vor Augen und im Herzen. Was sagst du dazu, wenn ich einen Christus mache? Mit Zeichnung en profil habe ich angefangen den Kopf zu studieren und bereits den dreiundzwanzigsten fertig; der letzte ist bei weitem der beste: das Ideal muß studiert sein, es kommt nicht im Guß, er muß schon Christus Bildnis haben, wo steckt dieses? Ich habe es so weit, daß der letzte von alt und jung, von dumm und gescheit als ein Christus anerkannt wird. Dieses ist aber noch nicht alles, er muß die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel jagen und die Kindlein zu sich rufen. Vom Kinn bis an das Aug ist Gemüt und hinauf der Geist. Ich will Christus vorstellen, wie er der Menschheit zuruft: Folget mir nach! Es gibt Leute, die glauben, ich wäre dazu nicht fromm genug, ich will nun

dich bitten, mich noch mehr zu begeistern, nur der reine Mensch, der die ganze Menschheit liebt, kann mir helfen. Du gabst einen großen Beweis davon in Linz. Du glaubst nicht, wie glücklich ich in Wien an einer Mittagstafel von ohngefähr zwanzig Personen bei einem Bankier war, neben mir saß ein Herr [v. Sonnenstein, siehe Scharffensteins Brief vom 5. August 1815], fragte mich, ob ich württembergische höhere Offiziers kenne? Ja. Kennen Sie General Scharffenstein? Antwort: Recht gut. O, das ist ein vortrefflicher Mensch, Sie glauben nicht, wie sehr ihn die Stadt Linz verehrt und liebt. Ich fragte den Herrn nach seinem Namen, den ich nimmer vergesse, er ist nun in Wien angestellt, weiß aber nicht mehr wie. Wollen Sie die Güte haben, meinen Namen bei der Durchreise diesem vortrefflichen Mann geben? Von Herzen gerne. Ja, wenn General Scharffenstein heute als ein armer Mann nach Linz käme, morgen wäre er der reichste Mann.

Was ich hier schreibe, ist keine Lobhudelei, wie über den Amor (S. 179), doch muß ich sagen, er hat die Idee von mir aufgefaßt. Ich hoffe, mein Amor soll mein Bestes werden, wenn gleich die königliche Aufgabe mich sehr in Verlegenheit brachte. Er bestellte nämlich einen Amor von vier Schuh fünf Zoll, Alter elf Jahr, der in einer Hand den Bogen, in der andern den Pfeil unter sich hält und unter sich sieht. Ich merkte gleich, daß dieses auf einen seiner Umgebung anspiele, war auch dadurch sehr gedemütigt, glaubte sogar die Kunst dadurch herabgesetzt. Ich verfertigte das Modell nach der Aufgabe und ließ es in Marmor ebauchieren, aber an die Vollendung desselben mochte ich nicht denken, weil es nicht aus meinem Herzen kam. Ich ließ es gegen ein halbes Jahr unberührt stehen; mein liebes Weibchen bewunderte die Geduld des Königs, ich faßte einen andern Sinn, andern Ausdruck und bekam Mut zu der Bearbeitung. Ich dachte mir Amor von der Psyche überwunden und durch glühend Öl aus der Lampe verwundet; dadurch ist er nun der reine Amor; seine Verwundung auf dem Schulterblatt ist ein herrlicher Sinn, hier sitzt der Flügel, nun ist er nicht mehr so volage, sondern ein göttlich reiner Amor. Ich denke bis auf den Herbst ihn zu vollenden. Allgemein wird der Ausdruck bewundert, nämlich es geht etwas in ihm vor, weiß selbst nicht was? Der Ausdruck ist wahr und wenn gleich als gemischter Ausdruck für jeden ansprechend. Du siehest, daß es nicht ratsam ist, mich wegen Faulheit zu schelten. Nun bist du mit meinem Geschmier geplagt, ich will enden, dich herzlich bitten, mir bald wieder zu schreiben. Gott schenke uns ruhige Tage, ich liebe die wirklichen nicht, weil ich hoffe, sie führen zu etwas besserem. Diese müssen und werden kommen.

Ewig dein Dannecker.

Um Neujahr 1806 schrieb Dannecker an Wilhelm v. Wolzogen:[249] „Vor sechs Wochen war mein König [Friedrich, damals noch Kurfürst] bei mir im Atelier. Wie er Schiller so groß sah, sagte er: Potztausend, wie groß! Aber warum so groß? Ich: Ihr Durchlaucht, Schiller muß so groß sein. (In einem fermen Ton gesprochen, die beiden Arme gestreckt, so daß das Innere der Hände en face kam.) Aber was wollen Sie damit machen? Ich: Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen, und sollte ich ein Terrain kaufen, das nur so groß wäre, um Schillers Büste aufzustellen. Er lächelte und sagte: Sie müssen ja ein guter Freund von ihm gewesen sein! Ja, Ihr Durchlaucht, von Jugend auf, war meine Antwort mit Nachdruck."

Rudolph Zumsteeg

1760—1802

Ein Schmiedgeselle aus Gansingen in der vorderösterreichischen Herrschaft Laufenburg, dem jetzigen Schweizerkanton Aargau, Rudolph Zum Steeg, fiel auf der Wanderschaft 1755 in Günzburg an der Donau preußischen Werbern in die Hände, kam wegen seiner Größe in die Potsdamer Garde und marschierte mit ins Feld. Nach dem unglücklichen Überfall von Hochkirch 1758 verließ er heimlich das Heer. In Schorndorf im Remstal angehalten, trat der Fahnenflüchtige, mehr gezwungen als freiwillig, unter die württembergischen Grenadiere zu Pferd, ließ sich, da es Brauch war, die Ausländer durch das Eheband festzuhalten, mit einer Maria Elisabetha geborenen Hornung verheiraten und zog mit dieser unter Herzog Karl, nun gegen den Preußenkönig, in den Krieg. Im Quartier zu Sachsenflur unfern Mergentheim (jetzt Großherzogtum Baden) wurde am 10. Januar 1760 den jungen Eheleuten ein Sohn, Johann Rudolph, geboren, der Jahr und Tag das Wanderleben der Eltern teilte, auch im Standquartier zu Wolfschlugen bei Nürtingen ein Schwesterlein erhielt und dann teils in Stuttgart teils in Ludwigsburg

herangewachsen ist, wo der Vater als Unteroffizier stand und später herzoglicher Leiblakai wurde.

Diesen Soldatensohn nahm Herzog Karl in seine am 5. Januar 1770 auf der Solitude eröffnete Schule am 16. Dezember dieses Jahres als Nummer 15 auf und reihte ihn zunächst unter die Stukkatorknaben, bald aber unter die bis dahin sechzehn Musikzöglinge ein, von welchen mehrere hernach es zu einer geschätzten Tätigkeit gebracht haben: Weber, Dieter, Kauffmann, Schwegler, zu denen später noch Schaul, Abeille und andere traten. Unter den Augen des Herzogs, der von den Künsten am ehesten die Musik verstand und schätzte, kleine Orchester gelegentlich selbst dirigierte, wurden die seit 1773 mit den Theatralschülern in einem besonderen Musik- und Mimikinstitut vereinigten Jünglinge von den Musikmeistern Seubert und Bertsch, den Kapellmeistern Poli, Boroni und andern in den verschiedenen Fächern der Tonkunst, Zumsteeg — wie sein Name fortan geschrieben wird — von dem Kammervirtuosen Malter noch besonders im Violoncellspiel ausgebildet. Er lernte mit solchem Erfolge, daß er von 1773—1778 alljährlich den allgemeinen Musikpreis, zweimal auch einen Violoncellpreis erhielt. Schon frühe konnte der Fürst die jungen Kräfte in dem kleinen Opernhaus der Solitude zur Aufführung von Operetten und Opern, sowie zur Besorgung der Kirchenmusik in der katholischen Hofkapelle verwenden, gelegentlich auch in der Osterzeit und an Fronleichnam in Ludwigsburg, wohin man im Winter, zu besonderem Ergötzen auf „Wurst“ genannten Schlitten rittlings sitzend, befördert wurde.

So wichtig aber als die musikalische Ausbildung in dem Institut war die allgemeine durch die Gesamtschule, deren Unterricht in französischer und italienischer Sprache, Mythologie, Kunstgeschichte, Weltgeschichte und Geographie die Musikzöglinge mitgenossen. Und, was noch höher anzuschlagen ist, es war ein Verkehr aller mit allen; der Umgang mit Leuten der verschiedenen Fakultäten hob die jungen Musiker über den einseitigen Fachbetrieb zu höherer Bildung, so daß von den

Mitgliedern der Stuttgarter Hofmusik, sämtlich ehemaligen Zöglingen der Karlsakademie, obenan Zumsteeg, ein Berichterstatter der Allgemeinen Musikalischen Zeitung im Jahre 1799 eine „wissenschaftliche Bildung, einen Ton der Humanität, des sittlichen Anstandes und eine Harmonie unter sich selbst" rühmen konnte, „daß einem in ihrem gesellschaftlichen Zirkel ebenso wohl und behaglich ist, als in ihrem Odeum".

Zumsteeg, der fünf Jahre auf der Solitude und nach der Verpflanzung der Akademie in die Residenzstadt fünf weitere in ihr zubringen mußte — so wollte es der Herzog, dem ein elterlicher Revers die Zöglinge für Lebenszeit verpflichtete — Zumsteeg hatte in den letzten zwei Studienjahren das Glück, jenem Kreis nahe zu stehen, der sich um den 1773 eingetretenen Schiller scharte und sich nicht mit der Begeisterung für alte und neue Poesie begnügte, sondern auch in eigenem dichterischen Schaffen sich versuchte. Das gemeinschaftliche Schwärmen für Klopstock und Ossian, für Goethes Werther und Gerstenbergs Ugolino hat denn auch in Zumsteeg den ersten Trieb zum Komponieren geweckt — Klopstocks Frühlingsfeier, Ossians Sonnengesang, Colma aus Werthers Leiden, Anselmo aus Ugolino — und für jene Aufführung von Goethes Clavigo am herzoglichen Geburtsfest, 11. Februar 1780, worin Schiller so unglücklich als Schauspieler debütierte, soll der junge Musiker eine Ouvertüre geschrieben haben. Besonders aber setzte er Lieder des über alles geliebten Freundes Schiller alsbald nach ihrem Entstehen in Musik: Brutus und Cäsar, Hektor und Andromache, Amalia im Garten, die Räuberlieder, deren kräftige, ins Ohr fallende Weisen von den Genossen, wo sie irgend konnten, begeistert gesungen, von Schiller selbst hoch gewertet wurden. „Es sind dieser zwoten Auflage" der Räuber, schreibt er in der Vorrede zu ihr, „verschiedene Klavierstücke zugeordnet, die ihren Wert bei einem großen Teil des musikliebenden Publikums erhalten werden. Ein Meister setzte die Arien, die darin vorkommen, in Musik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird." Und als das Schauspiel nach Mann-

heim zur Aufführung gegeben war, schrieb Zumsteeg, wie der Dichter an Dalberg meldete (6. Oktober 1781), eine Symphonie dazu, von der Schiller „weiß, daß sie meisterlich wird“. Viel geringer hat der Komponist später selbst über seine Räuberlieder, wie über seine Cellokompositionen gedacht, den Wiederabdruck der ersteren seinen Verlegern Breitkopf und Härtel verboten. Ob Zumsteeg es war, der Schiller in seinen letzten Studienjahren zur Dichtung der lyrischen Operette Semele veranlaßt hat, ist nicht mehr nachzuweisen. Jedenfalls aber war der Musiker in dem akademischen Freundeskreis, wie durch seine Kunst, so durch seine Persönlichkeit, ein besonders belebendes Element. In einem Bericht des Baubeflissenen Abriot an den Herzog 1774 findet sich über Zumsteeg die Bemerkung: oftmals lustig. Er war und blieb in der Tat ein unbefangen heiterer Mensch, treuherzig aufgeschlossen, den burschikosen Ton der Akademie auch später niemals ganz abstreifend.

Zumsteeg verließ die Anstalt, aus welcher Schiller am 14. Dezember 1780 gegangen war, am 25. Juli 1781 als Hofmusikus. In karger Stellung — sein Jahresgehalt war zunächst nur 200 Gulden — hat er fortan eine lebhafte Tätigkeit im Beruf und in freier Arbeit, unter vielfacher Anerkennung, entfaltet, aber auch schwere Zeiten der Prüfung durchgemacht. Er war mit Gotthold Stäudlin und durch diesen mit den jungen Tübinger Dichtern Conz und Reinhard bekannt geworden und lieferte nun in den auf 1782 geplanten Schwäbischen Musenalmanach Stäudlins, außer der Musik zu einem Gedicht des 1775 gestorbenen Gottlob David Hartmann, zwei Kompositionen von Gedichten der neugewonnenen Freunde: Conzens Frühlingslied eines um seine verstorbene Geliebte Trauernden und Stäudlins Warnfried an Luisen; die Musik zu Schillers Entzückung an Laura konnte ihres Umfangs wegen nicht mitgedruckt werden. Mit den Dichterfreunden verkehrte er in dem Haus der Witwe eines Bruders der Hauptmännin Vischer, des Arztes Dr. Andreä, der 1779 im Irrsinn gestorben war. Die zwei ältesten von sieben Töchtern,

Luise und Wilhelmine, wurden schwärmerisch angesungen; aber während die jüngere, „Minna", mit allen spielte, um schließlich nach der Mutter Wunsch einem „Schreiber", dem Stabsamtmann Bayha in Freudenthal, die Hand zu reichen, ergriff die ernstere Luise eine herzliche Neigung zu dem jungen Tonkünstler Zumsteeg. Schon im August 1781 schreibt er in ihr Stammbuch: Vous êtes la première du beau Sexe, à qui je devoue mon amitié. Und bald besingt Stäudlin, der vergeblich um Minna wirbt, Rudolphs und Luisens Glück. Aber die Mutter Andreä, der Vormund und die Verwandtschaft widersetzten sich hartnäckig der Verbindung mit dem Sohn eines armen katholischen Lakaien. Noch befinden sich im Besitz eines Enkels unseres Zumsteeg poetische Episteln, von Conz sowie gemeinsam von ihm und Zumsteeg verfaßt, die das Zusammentreffen der Freunde mit den zwei Schwestern auf der Planie in Stuttgart besingen, wo eben die Vorbereitungen zum Empfang der russischen Gäste getroffen werden, jenem Anlaß, den wenige Tage darauf Schiller zu seiner Flucht aus Stuttgart benützt hat.



Zumsteeg

Man brachte Luise zu dem Pfarrer in Plieningen, M. Weber, der eine Schwester des Dr. Andreä zur Frau hatte (und bei dem später, als er Spezial in Lustnau war, die Schwester

der Frau Spezialin, die Hauptmännin Vischer, ein Unterkommen fand). Erst als Weber nach Stuttgart schrieb, daß „das Frauenzimmer in Eile bereits Fehler gemacht", also Gefahr im Verzug war, als der Herzog auf wiederholte Bitte Zumsteegs und dringende Empfehlung des Intendanten Seeger dem Hofmusikus für seinen außerordentlichen Dienst bei der Notendruckerei der Akademie eine jährliche Zulage von 200 Gulden verwilligte, konnte dieser endlich am 19. November 1783, drei Monate vor der Geburt eines Sohnes, die Geliebte als Gattin heimführen,[250] wie er am 15. Januar 1784 in jenem lustigen Brief an „H. D. Schiller, Verfasser der Räuber und Theatral-Poeten zu Mannheim" mitteilt, der, erstmals durch Speidel und Wittmann in ihrem schönen Buch: Bilder aus der Schillerzeit 1884 veröffentlicht, auch hier seine Stelle finden soll.

Stuttgardt, den 15. Januar 1784.

Lieber, lieber Schiller! Sag an! Bist du mein Freund nicht mehr? Wie immer bin ich auch jetzt dir mit dem wärmsten Herzen zugetan! Dies kann ich dir mit echtem deutschem Biderblut sagen — die kleinste unbedeutendste Sache oder Nachricht, die ich von dir höre, schlürf' ich mit gierigen Zügen hinunter wie Tantalus, wenn er seinen Durst hätte löschen können. Alles, was ich so von ungefähr habe von dir erfahren können, hab' ich immer gleich deinen alten Freunden mitgeteilt. Du glaubst nicht, wie gern dich alles hat! Zu mir kommt jeder und fragt: Hat dir Schiller geschrieben? Dann antwort' ich mit einem traurigen: Nein. O Freund! es ist doch wahrlich nicht recht! siehe, wenn du kein Klotz bist, so muß dich die Klage eines Freundes rühren — das Herz blutet mir, daß du mich nie eines Schreibens würdigtest —

Will dir auch etwas von meinem Schicksal schreiben. Ich bin verheiratet! — Verheurathet sag' ich dir — denk nur! verheurathet! — an eine Andraein, die älteste Tochter des verstorbenen D. Andrae. Du kennst sie schon, Bruder! 's ist ein herrliches Weib! Den 29. Nov. 1783 hat ein Handlanger des Allmächtigen mich mit ihr verknüpft. Zwar war ich schon vorher so nahe mit ihr bekannt, daß all die Schwierigkeiten, welche ihre Verwandten mir in den Weg legten, gehoben werden mußten. Du weißt, wenn man etwas hinausführen will, braucht man auch schlechte Kerls; ich wandte mich also an den Herzog von Würtemberg — und siehe da, es ging! Doch wie's gemeiniglich mit solchen Kerls geht, auch ihm mußt' ich einige

Federn ausrupfen. Ich ließ ihm nicht eher Ruhe, bis er mir meine lausige Besoldung mit zweihundert lausigen Gulden vermehrte. Dies geschah also, und siehe da, es war gut, denn, ich will nicht schwören, aber hol mich der Teufel! ich hätt's gemacht wie weiland Schiller (entre nous soit dit), alle Anstalten waren schon gemacht und das auf eine (ohne mich zu loben) gescheitere Art als mein Hofkapellan Baumann [der im Oktober 1783 mit einer Tänzerin Sandmayer durchging, aber mit ihr bald wieder aufgegriffen und für einige Zeit nach dem Hohentwiel gebracht wurde]. Du wirst, wie ich höre, auch bald in den Stand der hl. Ehe treten — bon appétit — zwar bin ich wirklich schon Ehmann und — vielleicht — bald Vater — aber ein französischer Autor sagt: C'est une sottise de se marier. Si vous voulez la faire, faites la le plus tard que vous pouvez! — aber freilich du hörst jetzt schon nicht mehr —, will also mein Predigen nur sparen. Der alte Sauhund Schubart hat ein vortreffliches Gedicht über dich gemacht. Zwar kein Gedicht, sondern eine poetische Wahrheit! — doch auch das klingt mir nicht recht — (verzeih mir's als Dichter) eine Wahrheit in schönen Reimen gesagt. So! so klingt's — eine Wahrheit in schönen fließenden Versen. Werd mir nur nicht stolz, Bursche! Hörst's? Was machst wirklich? Meine Oper? — Antwort: ja. Warte nur, Kerl! laß mich nur einmal zu dir hinab kommen! — Schreib mir ja bald! schreib mir, ich bitte dich! Willst du? schreib mir! schreib deinem

Zumsteeg!

Das Dringen auf Antwort war wohlbegründet. Denn schon zweimal hatte der Musiker den Dichter gar verlänglich um Antwort gebeten:[251]

Stuttgardt, den 11. Oktober 83.

Und das wäre nun die Freundschaft, mit der du dich gegen mich brüstetest? schön, wahrhaftig, recht schön! Hab ich das um dich verdient? Nicht eine Zeile an einen Freund! und wußtest doch, wie nah mich dein Schicksal angeht — Wie besorgt ich indessen für dich war, kann ich dir nicht sagen! so gierig verschlung ich jeden nur im Dunkeln schimmernden Schein, eine Nachricht von dir zu hören — wartete so sehnsuchtsvoll auf einen Brief von dir — wie ein Liebender auf ein billet doux von seiner Dulcinea, nein, Schiller, es war nicht brav von dir! — Solang ich deinen Fiesko las, war ich ganz gut gegen dich. Kerl! da hast du wieder was Schönes, was Göttliches geschrieben! aber um so schmerzhafter war mir's von solch einem Kerl, wie du, so bald vergessen zu seyn. Sage mir: ist's wahr, daß du nun beim Theater angestellt bist? ich hätte dir schon oft geschrieben, aber der Teufel wußte ja nicht, wo du dich aufhieltest. —

Wills dir nur sagen, man schwazte närrisches Zeug von dir! Einmal hieß es: du seyest Professor in Marpurg; ein andermal: du habest dich mit einer Comédiantin [Baumann] verheurasselt; ein drittesmal: du seyest rasend worden u. s. w. Kurz, das hiesige Publikum wird immer von dir in Athem gehalten. Wie oft schämt' ich mich für dich, wenn einer zu mir kam und sich nach dir erkundigte und ich ihm sagen mußte: du habest mir noch kein Wort geschrieben! sieh, Schlingel, so geht's! Jedermann dachte, du seyst mein Freund, und jedermann hat sich betrogen.

Ich rathe dir, mache deinen Fehler wieder gut und schreib deinem

Zumsteeg.

Und dann hatte Zumsteeg am 26. Dezember 1783 einem „armen Teufel", der, wie in Stuttgart, auch in Mannheim sich auf der Maultrommel hören lassen wollte, folgendes Schreiben an Schiller mitgegeben:[252]

Stuttgart, den 26. Dez. 1783.

Lieber, lieber Schiller! warum bist du so kalt gegen mich geworden? hab' ich dich beleidigt? unmöglich! 's wär' himmelschreyend, wenn ich 'n Kerl, der mir ehemals mit so warmem Herzen zugethan war, beleidigen könnte! — gelt, bist mir nicht böse? — Weil du beim Theater bist, so hast du natürlicherweis' auch Bekanntschaft mit Orpheus Söhnen. — Da schick' ich dir einen musikalischen Handlanger, denn 's ist ein armer Teufel! — ich denke, du wirst mir diese Freundschaft nicht abschlagen. — Hast der Narrheiten schon so viele gehört! kannst wohl diese auch noch mit anhören — er spielt die Maultrommel — ist mir von einem guten Freund aus Dillingen adressiert. Ich hab' das meinige gethan — thu du jetzt das deinige — ich schick den Narren weiter — Leb wohl, Lieber!

Dein Zumsteeg.

Nun endlich, auf den dritten Brief, den vom 15. Januar 1784, erfreute Schiller umgehend, am 19. Januar, Zumsteeg mit folgender Antwort:[253]

Mannheim, den 19. Jenner 84.

Allerdings, l. Freund, verdien ich Vorwürfe von dir, daß ich schon mehrere Briefe von dir unbeantwortet gelassen — — es hat mich vorzüglich die mühsame Umschmelzung meines Fiesco für teutsche Theater von den angenehmsten Pflichten gegen meine Freunde zurückgezogen, unter denen du, mein Lieber, gewiß nicht der letzte bist. Vergib mir das, wie du mir schon so manches vergeben hast, und

glaube mit Überzeugung, daß ich die Ungeduld und Wärme, womit du unsre Freundschaft anfrischen wolltest, in jeder Rücksicht zu schätzen weiß. Du schreibst mir sehr schmeichelhaft, daß dich alles, was mir widerfahre, sehr warm interessiere — sei versichert, daß ich in eben dem Fall bin. Ohnmöglich kann mir also deine Verheuratung — eine große Epoche unsers Schicksals — Kleinigkeit sein. Mute mir indessen nicht zu, daß ich hier auskrame, was ich allenfalls über diesen Punkt denke, sondern nimm meinen wahren und warmen Glückwunsch deßwegen an. In etwas glaube ich deine Frau zu kennen, und auch dieses wenige berechtigt mich, deiner Wahl meinen ganzen Beifall zu geben. Sei mit ihr glücklich, theurer Freund, und handle auch so, daß sie niemalen aufhöre, es mit dir zu sein. An eine Person, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unsren Gefühlen entgegenkommt und sich so innig, so biegsam an unsre Launen schmiegt, gekettet zu sein, an ihrer Brust unsre Seele von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen und alle Bitterkeiten des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens, um die ich dich von ganzem Herzen beneide.

Aber wie in aller Welt kommst du dazu, mich auf dem Weg zur Ehe zu glauben? — — — Nun lieber Freund erlaube mir auch eine kleine Frage. Hast du alle deine Leidenschaften auf deine Frau verpflanzt oder allenfalls noch einige glimmende Funken für den Künstler zurückbehalten? Wird die Welt ihre großen Erwartungen von dir zurücknehmen müssen? oder wirst du zwischen den Ansprüchen deines Genies und deiner Louise (so heißt sie doch) eine glückliche Theilung machen? Ich habe dein Gesicht für Ruhm und Unsterblichkeit glühen gesehen — dein Ehrgeiz und dein Talent sollen mir für meine Hoffnungen bürgen ..."

Frau Luise schuf dem jungen Ehemann — er war jetzt vierundzwanzig Jahre alt, sie dreiundzwanzig — einen trotz vielem Schweren, was er mit sich brachte, beglückenden Hausstand, in welchem der Mann mit dem „biedern Herzen alles redlich und herzlich mit ihr teilte, ein treuer Gatte im strengsten Verstande und ein zärtlicher Vater" war, wie die Witwe nach seinem frühen Hingang bezeugt hat. Sieben Kinder, von denen drei frühe wieder starben, brachten viel Freuden und Sorgen; Krankheiten der Kinder und bald auch des Hausvaters folgten rasch aufeinander; Geldmangel und Schuldendruck hörte bei aller Bescheidenheit der Lebensführung niemals

auf. Denn zu den 400, dann seit 1785, da Zumsteeg auch Lehrer an der Akademie wurde, 600 und endlich von 1794 ab 900 Gulden „Konzertmeisters"-Besoldung kamen nur kleine Konzerteinnahmen und Theatertantiemen von der Oper Geisterinsel, von anderen gar nicht, spärliche Verlagshonorare, so anständig die Verleger Breitkopf und Härtel in Leipzig den bescheidenen Schwaben behandelten; eine Zumsteegsche Kantate „auf die Erhebung Leopolds II. zum deutschen Kaiser" widmete diesem der Verleger, Rat Boßler in Speier, und erhielt dafür eine große goldene Medaille nebst 30 Dukaten, der Komponist bekam nichts! Fürstliche Huld wurde dem Armen erst ganz am Ende seines kurzen Erdengangs unter Herzog Friedrich, dem nachherigen König, zu teil.

Doch niemals hat den unermüdlich Schaffenden sein gut deutscher Sinn, der nur notgedrungen Fremdsprachiges zu komponieren sich entschloß, seine neidlose Freude an den Schöpfungen der Größeren, eines Mozart und Haydn, und am wenigsten der Humor verlassen, den wir aus den Briefen an Schiller kennen und mit dem er einmal an den jungen Schubart von seiner eingeschränkten Lage schrieb: „Ich habe das allgemeine Loos der Menschheit, daß ich eher andere in ihrer Mißlaune zu trösten fähig bin, als mich gegen die Tücke des Schicksals zu festigen. . . . Das kostbare Geschenk der Gesundheit besitz' ich" — ach, leider nicht mehr lange! — „und wo man ohne nagende Sorge so viel hat, als man braucht, da genießt man schon alles, was man vom Glück erwarten kann. Der ist recht weise geworden, denkst du? Ja sieh, lieber Ludwig, ich möchte nicht gern, daß das alte Sprichwort über meine Landsleute sich auch an mir bestätigte. Als ich es zum erstenmal hörte, dacht' ich gleich: es ist doch beim Orkus zu spät, wenn ich erst im vierzigsten Jahr gescheit werde, und wer bürgt mir dafür, daß ich so viele Jahre erreiche? . . . Morgen verzehr' ich eine Gans, und wenn du mein Gast sein willst, so setz dich auf deinen Hippogryph und eile!" Und wie der Humor und die Lebenslust, so hat auch die Gunst der Musikübenden und -liebenden und mancher der „Besten

seiner Zeit" dem Schaffen des Wackern niemals gefehlt. Seine lyrischen Monodien und großen Balladen, wie seine gesammelten Lieder und kleinen Balladen (von Bürger, Goethe, Schiller, Salis, Matthisson und andern), deren er gegen zweihundert veröffentlicht hat, fanden durch ganz Deutschland und teilweise darüber hinaus freundlichste Aufnahme. Der Kenner Schubart, der vorzeiten, da die jungen Dichter und Künstler den Gefangenen auf dem Asperg besuchten, an Schiller und Zumsteeg ihre Sattheit, das heißt wohl ein gewisses selbstgenügsames, blasiertes Wesen, rügte (1783), dann aber den „brafen" Zumsteeg um Korrektur seiner in die Notendruckerei eingesandten Rhapsodien bat, 1787 „dem edlen Mann Biedergrüße" sandte, nahm sich nach der Freilassung in seiner neuen einflußreichen Stellung des jungen „Tonkünstlers von großen Erwartungen" eifrig an. Was diesen aber besonders beglückte, war, daß seine leicht in die Feder fließenden Tondichtungen ihm die Freundschaft Schillers erhielten, die hochehrende Bekanntschaft Goethes verschafften.

Schiller hatte im Dezember 1788, wohl durch einen Besuch des jungen Schubart in Weimar an den Jugendfreund erinnert, an Zumsteeg wieder einmal eine Epistel gerichtet:[254]

Weimar, 10. Dezember 1788.

Von nun an streiche mich nur aus der Liste der litterarischen Vagabunden aus. Oder hast du mir lieber den etwas ehrenvollern Titel eines Privatgelehrten beigelegt, so ändere auch diesen. Denn ich denke nun bald in Staats- und Adreßkalendern als etwas Öffentliches zu prangen. Du lächelst und ich wette, daß ich die Deutung dieses Lächelns errate. Du meinst, nun wird er wohl in meine Fußstapfen treten und ein ehrlicher Hausvater werden? Ja, lieber Zumsteeg, verschiedene meiner Meinungen sind geflohen und haben sich mit mir verwandelt. Auch mein Kopf ist nicht mehr der Sonderling wie ehedem und darum sollst du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete, allein zu sein ..."

Sodann hatte Schiller bei seinem Stuttgarter Aufenthalt 1794, wie mit Dannecker, Petersen, Haug und andern Jugendfreunden, so auch mit Zumsteeg herzlich verkehrt und erfreute diesen fortan von Zeit zu Zeit mit Briefen, welche leider

verloren sind, da die Witwe sie später von Bekannten sich hat abbringen lassen, so daß wir nur noch durch Zumsteegs Antworten und die Briefwechsel des Dichters mit Cotta und mit Goethe Kenntnis von der Korrespondenz in der Musenalmanachzeit haben. Für den Almanach von 1797 hatte Zumsteeg eine Komposition des Liedes Sonnenuntergang im Walde von dem ihm befreundeten Magister Ludwig Neuffer in Stuttgart geliefert. Am 16. Juni 1797 schreibt dann Schiller an Cotta: „Fragen Sie Zumsteeg, ob ich ihm kleine Gedichte zum Komponieren schicken darf für den Almanach. Ich wünschte, daß er sich zusammennähme und uns etwas recht Gutes lieferte." Und am 21. Juli: „Die Beilage an Zumsteeg enthält einige Stücke zum Komponieren, einige hat Zelter in Berlin schon bekommen, und andere sende ich an Zumsteeg noch nach." Dieser schickte darauf: Erinnerung und Zauberlehrling von Goethe, Sängers Einsamkeit von Schmidt v. Friedberg, Mein Traum und die Freuden der Gegenwart von Amalie v. Imhoff; der Zauberlehrling konnte als zu groß keine Aufnahme finden. Dagegen stand in diesem Almanach von 1798, den Schiller durch Cotta Zumsteeg zugehen ließ, das Reiterlied aus dem Wallenstein, welches der Dichter Zumsteeg zum Komponieren empfohlen hatte. Da die Melodie mit Z bezeichnet war, hielt Schiller sie für Zumsteegisch, fand großes Gefallen an ihr und schrieb das dem Freunde, der ihm dann antwortete:[255]

Stuttgart, den 21. November 1797.

Hier folgt ein Reiterlied von mir, denn das in deinem Almanach gedruckte hat jemand andern zum Verfasser; ich gebe dir also hiemit sowol deine Lobeserhebungen, als auch deinen Tadel wegen der Höhe der Komposition zurück. Sein Verfasser ist wahrscheinlich Herr Zahn in Tübingen [allerdings der Dr. jur. Christian Jakob Zahn, Cottas Geschäftsteilhaber]; Ehre, dem Ehre gebührt ... Komplimente über deine vortrefflichen Gedichte wirst du von mir nicht erwarten — aber ganz stillschweigen kann ich auch nicht: der Taucher ist eines der vortrefflichsten Produkte, welche dein Geist geschaffen! Ferner haben mir vorzüglich gefallen: Toggenburg, die Totenklage, die Kraniche und die schöne Ballade: Der Gang nach dem Eisenhammer. Von Goethe hat mir vorzüglich gefallen: der neue Pausias, die

Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere. Überhaupt ist der Almanach vortrefflich und macht große Sensation. Nimm meinen Dank für das Vergnügen, welches mir deine Arbeiten gewähren! Bleibe gesund und gedenke zuweilen deines entfernten Freundes
Zumsteeg.

Schiller ließ durch Cotta dem Dr. Zahn „recht viel schönes" über das Reiterlied sagen und erteilte dem Zumsteegischen Brief hohes Lob, indem er an Goethe schrieb:[256] „Von Zumsteeg in Stuttgart habe ich dieser Tage einen Brief erhalten, der mich wirklich freute. Er schreibt davon, was ihn von unsern Gedichten am meisten erfreut, und er hat wirklich — was wir lange nicht gewohnt sind zu erfahren — das Bessere herausgefunden. Auch schreibt er, daß der Almanach in seiner Gegend eine allgemeine Sensation mache."

Ein letzter Brief von Zumsteeg an Schiller (vom 12. Februar 1800)[257] möchte diesem ansinnen, dem Gedicht An die Freude, das auch er, wie zahlreiche andere Tondichter, bereits zweimal komponiert hatte, einer Rezension in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung entsprechend zu größerer Wirkung einige Abänderungen angedeihen zu lassen, und bittet dann weiter:

Mein sehnlichster Wunsch ist noch immer der, „eine Oper von dir zu erhalten". Sollte dieser nie befriedigt werden können? Erkundige dich, welche Sensation meine Komposition der „Geisterinsel" gemacht, vielleicht entschließest du dich dann eher! Falls du nicht abgeneigt wärest, so erwarte ich deine Bedingungen, indem ich natürlicherweise dich bitten müßte, mir das Manuskript zu überlassen. Schon du würdest mich begeistern — stelle dir vollends meine Anstrengung vor: nicht unter dem Wert des Gedichtes zu stehen! Die Wahl des Stoffes ist dir, sowie die Ausführung, Kleinigkeit! Ich würde dich jedoch bitten, ihn heroisch und komisch zu greifen. Auch müßten zwei Finales notwendig dabei sein. Überlege diese meine Bitte — vielleicht tust du eher etwas für den Freund, als für den Komponisten. Meine Frau empfiehlt sich dir. Lebe wohl, und wenn dir's möglich ist, so erfülle bald die Bitte deines Freundes Z.

Vermutlich schrieb Zumsteeg noch einmal wegen eines Operntextes am 17. Januar 1802, zehn Tage vor seinem Tode, einen Brief, den Schiller nach seinem Kalender erst am

22. Februar (? über Cotta, der am gleichen Tage verzeichnet ist) erhalten hat.

Wir haben keine Antwort auf den Brief vom 12. Februar 1800 und können nur noch solches berichten, was Schiller mittelbar für den Freund und was er für den Toten getan hat. Hocherfreulich war für Zumsteeg, daß er, von Schiller, wie vielleicht früher schon durch Karoline v. Beulwitz,[258] empfohlen, bei Goethes Aufenthalt zu Stuttgart im Spätsommer 1797 den Besuch des großen Dichters erhielt. Goethe schrieb in sein Tagebuch unterm 3. September: „Abends bei Herrn Kapellmeister Zumsteeg, wo ich verschiedene gute Musik hörte. Er hat die Colma nach meiner Übersetzung als Kantate, doch nur mit Begleitung des Klaviers, komponiert. Sie tut sehr gute Wirkung und wird vielleicht für das Theater zu arrangieren sein, worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß." Zumsteeg bat ihn um Gedichte, die sich zum Komponieren eigneten, und Goethe schickte ihm die in Stuttgart am 4. September vollendete Ballade: Der Junggesell und der Mühlbach am 6. mit folgendem Briefchen:[259]

Unter den wenigen poetischen Arbeiten, die ich bey mir habe, findet sich fast nichts, das den Komponisten interessieren könnte. Vielleicht finden Sie einen Augenblick, beyliegendes kleine Lied durch eine Melodie zu beleben und haben die Gefälligkeit, es durch Herrn Cotta alsdann an mich gelangen zu lassen. Vielleicht gelingt es mir durch eine ernsthaftere und bedeutendere Arbeit mit Ihnen in nähere Verbindung zu kommen und danke indessen nochmals für den neulichen schönen Abend.

Stuttgart, 6. September 1797.

Goethe.

Zumsteeg sandte die Komposition dem Dichter alsbald in die Schweiz nach, mit Schreiben vom 13. September:[260]

... „Aber wie soll der Tonkünstler die himmlische Simplicität des Dichters erreichen? Schüchtern ergriff ich die Harfe und überlasse nun diesen Gesang dem Urtheil Ew. Excellenz. Möchte er denenselben nicht ganz misfallen! ... Kenner und Liebhaber, welche das Gedicht bei mir sahen, bewunderten es, meine Frau, eine der wärmsten Verehrerinnen Ihrer Muse, empfiehlt sich zu Gnaden. Mein sehnlichster gegenwärtig mich ganz beherrschender Wunsch ist:



Ew. Excellenz möchten mir bald etwas grösseres zur Bearbeitung anvertrauen!" ...

Doch die Tage des Künstlers waren gezählt. Der Mann von „starkem Körperbau und stets blühendem Aussehen" war schon lange nicht recht gesund gewesen. Im Januar 1791 schreibt er an Schillers Schwager Reinwald, der ihm Gedichte zum Komponieren geschickt hatte, daß er beinahe fünf Wochen krank gelegen sei, und fügt wehmütig hinzu, daß, wenn es seine Umstände erlaubten, er schon längst dem Drange seines Herzens nachgegeben und seinen teuren Schiller besucht hätte; doch hoffe er ihn bald in der Heimat zu sehen, wozu ihm der Vater Schiller Hoffnung gemacht habe. Zu Beginn des Jahres 1798 „brachte ihn ein hitziges Schleim- und Gallenfieber dem Tode sehr nahe". Dann im Sommer 1799 hinderte ihn wieder längere Krankheit am Arbeiten; er hat „ungeheure Ohrenschmerzen und muß an Hals und Armen immer Blasen unterhalten, welche schmerzen und doch dem Hauptübel nicht abhelfen"; schließlich muß er am Kopf sich schneiden lassen. Im Frühjahr 1801 sollte er seinem Herzog in zwei Tagen eine Friedenskantate machen, — „wo soll die Begeisterung über einen für Deutschland so schimpflichen Frieden herkommen? indessen sie gefiel und mein Fürst beschenkte mich ansehnlich" — und gleich darauf in einem Tag eine Trauerkantate auf den Tod des Grafen Zeppelin, des vertrautesten Freundes Herzog Friedrichs — „diese macht' ich con amore, denn der Verstorbene war ein guter Mann". — Wenige Monate darauf haben sie den Tondichter selbst unter den Klängen dieser seiner eigenen Trauerkantate zu Grabe geleitet: er war am Morgen des 27. Januar 1802, nachdem er am Abend noch einem Konzert angewohnt, durch einen Schlaganfall plötzlich weggenommen worden. Die treue Gattin hat ihn ein volles Menschenalter überlebt, sie ist erst am 3. November 1837 ihm im Tode gefolgt.

Schiller, durch Haug vom Hingang des treuen Freundes benachrichtigt, bemühte sich bei Goethe um den Ankauf der letzten Zumsteegschen Oper Elbondocani, deren Text Haug

gedichtet hatte, für das Weimarer Theater und schrieb an den letzteren:[261] „Ich habe den frühzeitigen Tod des guten Zumsteeg aufs schmerzlichste beklagt, denn er gehörte zu den redlichsten Gemütern, die ich kannte, und die Welt sowohl als seine Freunde haben unersetzlich viel an ihm verloren." Der treue Haug aber, dem es gelang, für die genannte Oper durch Wilhelm Wolzogens Vermittlung von dem durch Stuttgart reisenden Erbprinzen von Weimar für die Witwe zwölf Dukaten zu erhalten, tat noch mehr für sie: er entwarf in einer „zum Besten der Familie herausgegebenen Skizze von Zumsteegs Leben und Charakter" ein schönes Bild des Künstlers, der „auch als Mensch hoher Achtung wert war. Schon seine Gesichtsbildung nahm beim ersten Anblick für ihn ein. Wer ihn ganz kennen lernte, mußte ihn lieben. Er war zuvorkommend, dienstgefällig, bewährt uneigennützig, Schmeicheleien gram und im höchsten Grade bescheiden; zärtlicher Gatte, guter Vater, herzlicher Freund und guter Gesellschafter — lebte er zufrieden im Kreise der Seinigen und einiger weniger Freunde. Nie war er unbeschäftigt. Die von Amtsarbeiten freien Stunden wandte er meistens auf Lektüre und Komposition. Selten ging er spazieren, seltener in größere Zirkel. Schachspiel war Erholung für ihn. Man darf zweifeln, ob er je nur einen Feind hatte. Für jeden durchreisenden Künstler und Gelehrten stand sein Haus offen, und in solchen Augenblicken tat es dem gastfreien Manne wehe, daß er aus ökonomischer Rücksicht seinem Herzen nicht folgen konnte. Mancher seiner Kunstverwandten, den sein Weg über Stuttgart führte, wird, wenn er dieses liest, es nicht ohne Rührung bekräftigen. Er sprach geläufig und gut Französisch und Italienisch und urteilte sehr richtig über Poesie. Er liebte gefälligen Scherz und würzte seine Gespräche durch muntere Einfälle; aber zu seinen Kompositionen wählte er vorzugsweise, was zum Ernste, zur Melancholie stimmte." — Dannecker fertigte nach der Totenmaske eine Büste des Freundes, an der die Witwe „nicht nur die sprechendste Ähnlichkeit" rühmt, „nein mehr noch, wenn es möglich ist, denn man findet alles, was diesen guten

und vorzüglichen Menschen so schön charakterisiert: Güte, Ernst, Liebe, Geist und Gefühl, nichts vermißt man bei dem Wehmut erregenden Anblick dieser so äußerst glücklich vollendeten Arbeit".

Des Meisters größere Tonwerke sind bald vergessen worden und auch das Beste, was er geschaffen und was einst Tausende erfreut hat, seine Lieder, haben denen von Schubert, Löwe, Brahms, Wolf und anderen weichen müssen. Aber heute, hundert Jahre nach seinem Hingang, wird uns wieder gezeigt, wie hoch gerade Schubert und Löwe von Zumsteeg gedacht haben, und werden die Geschichtschreiber der Musik ihm wieder gerecht. Ein Schüler Max Friedlaenders, Dr. Ludwig Landshoff, hat ein tüchtiges Buch geschrieben, dem das vorstehende fast ganz entnommen ist: Johann Rudolph Zumsteeg. Ein Beitrag zur Geschichte des Liedes und der Ballade. Berlin, S. Fischer 1902. Und Friedlaender selbst würdigt in seinem klassischen Werk: Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert (Stuttgart und Berlin, Cotta Nachfolger 1902) Zumsteeg als den Hauptvertreter des süddeutschen „Liedes im Volkston", neben Rheineck von Memmingen und unserem Schubart, mit folgenden Worten:

„In seinen Liedern nimmt Zumsteeg eine vermittelnde Stellung ein zwischen den norddeutschen Musikern, bei denen die Melodie des Liedes ‚keiner zusammenklingenden Harmonie bedürfen oder auch nur Zulaß gestatten sollte', und dem österreichischen Meister Joseph Haydn, in dessen Gesängen dem Klavier die erste Stelle eingeräumt wird und die Singstimme oft nur nebenher geht. Der Begleitung ist bei Zumsteeg eine selbständige, oft wichtig malende Rolle zuerteilt. Seine Melodik ist quellender und vor allem viel wärmer als die der Norddeutschen. Im Gegensatz zu diesen enthalten Zumsteegs Lieder aber neben der Lebhaftigkeit der Empfindung auch eine starke Dosis süßlichster Sentimentalität, von der sich Schulz, Reichardt, Kunzen, Spazier fast immer freigehalten haben. Formell ist die Gestaltung der Lieder Zumsteegs, der ein guter Musiker war, unanfechtbar. Nach der stilistischen Seite macht sich vielfach italienischer Einfluß geltend und man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man hier vor allem an Jomelli denkt, dessen Wirken für das Stuttgarter Musikleben überaus folgenreich gewesen ist. Neben den Italienern hat,

wie es scheint, schon der junge Zumsteeg die Melodramen Georg Bendas auf sich wirken lassen. Später aber, etwa seit dem Beginn der 90er Jahre, tritt der überwältigende Einfluß Mozarts deutlich hervor. Bei seiner reichen Phantasie hat Zumsteeg alles, was ihm an Dichtungen begegnet, ob es kleine Liedchen oder endlose Balladen waren, fast wahllos in Musik gesetzt, und vielleicht trägt diese Überproduktion die Mitschuld daran, daß aus der Fülle seiner Schöpfungen verhältnismäßig nur wenig wirklich Bedeutendes hervorragt. Einzelnes wirkt geradezu überraschend. Wie treffend ist oft der Ausdruck, wie reizvoll und eigenartig manche Melodien, wie fein die Charakteristik"! — Friedländer hebt hervor „das volkstümlich anmutige:" Ich hab ein Bächlein funden (von Stolberg) und Ob ich dich liebe (von Gleim nach Hadlaub), „ein zartes Genrebildchen, nicht unwert des Dichters Hadlaub, der uns durch Gottfried Kellers Züricher Novellen so vertraut geworden ist"; Der Baum der Liebe (von Bouterwek), „wohl das schönste der kleineren Zumsteegschen Lieder, ausgezeichnet durch Zartheit und Feinheit des Melodiebaues, ein direkter Vorklang Schubertscher Art"; Wahre Minne (Haug nach Meinloh von Sevelingen), „wieder eine jener warmen, holdseligen Melodien, die unmittelbar auf Schubert gewirkt haben" . . . „Die Balladen Zumsteegs waren in ihrer Zeit weit bekannt und haben auf Zeitgenossen und Nachfolger des Komponisten eine starke Wirkung geübt. Sie enthalten eine Fülle schöner Musik . . . Vortrefflich gelingt Zumsteeg gewöhnlich die Schilderung der Naturszenerie, so zu Beginn und Schluß von Des Pfarrers Tochter zu Taubenheim, der Lenore u. s. w. Dem Hange seiner Zeit zum Schauerlichen weiß er einen musikalisch sicheren Ausdruck zu geben, und hierin ist er durchaus originell. Seltener glückt ihm dagegen das wichtigste: den rechten epischen Ausdruck zu finden und Einheitlichkeit zu erreichen. Vielmehr stehen die Einzelheiten förmlich musivisch aneinander gereiht, und nur selten macht der Komponist den Versuch, sie zum Ganzen zu ordnen . . . Aber gegenüber den Unvollkommenheiten muß umsomehr hervorgehoben werden, daß Zumsteeg dazu beigetragen hat, die Melodik im Lied und in der Ballade flüssiger und schmiegsamer zu machen und daß er dadurch die Ausdrucksfähigkeit der Kunstgattung nach der technischen Seite hin wesentlich erhöht hat. Durch Wahl und Behandlung der Texte ist er vielen vorbildlich geworden. Ganz besondern Einfluß haben seine Kompositionen auf Schubert und Löwe geübt".

In Stuttgart ist das Andenken an den liebenswürdigen, bedeutenden Mann durch seine Tochter Emilie Zumsteeg (1796—1857), eine hochgeschätzte Pflegerin und Lehrerin der

Nusik, lange lebendig geblieben und wird es durch das Fort-
estehen des Musikaliengeschäfts, das die getreuen Verleger
Jreitkopf und Härtel einst der Witwe einrichteten, dauernd
rhalten. Und das von Emilie komponierte Ulrichslied aus
Bilhelm Hauffs Lichtenstein wird, mindestens in Schwaben,
en Namen Zumsteeg noch auf fernere Geschlechter bringen.



Preismedaillen aus der Karlsschule:
Bildhauerei — der Herzog — Musik

Die Mediziner

Als Herzog Karl zu Beginn des Jahres 1773 die Pflanzschule auf der Solitude zur Militär- und Ritterakademie erhob, ging seine Absicht dahin, die künftigen Offiziere und Beamten mit der nötigen humanistisch-realistischen und fachwissenschaftlichen Bildung auszurüsten. Zu diesem Behuf wurden jetzt weitere Lehrer angestellt, zwei für die Rechts- und einer für die Forstwissenschaft. Mit der Übersiedlung nach Stuttgart im November 1775 trat die Medizin als Lehrfach hinzu, und es meldeten sich für sie zunächst sieben Zöglinge. Darunter waren, weil sie sich vom juristischen Studium nicht befriedigt fühlten und bei dem medizinischen eher ihrer philosophischen und poetischen Neigung folgen zu können hofften, Schiller und Fritz v. Hoven. Ersterer, wie wir wissen, zum großen Schmerz seiner Mutter, die noch als der Sohn auf der Höhe seiner Laufbahn war, im Winter 1797—1798, zu dem jungen Chirurgen Roos in Leonberg, dem nachmaligen russischen Staatsrat, sagte: „Zu der Wahl Ihres künftigen Berufs wünsche ich Ihnen Glück und Ihrer Frau Mutter bessere Früchte, als es der Fall mit meinem Sohn für mich war, denn eben diese Wahl ist es, die meinen Fritz von mir trennte.“ [262]

Auf der Landeshochschule war die medizinische Fakultät seit geraumer Zeit recht verwahrlost. Im Jahre 1772, als die Karlsakademie noch keinen Einfluß haben konnte, hatte Tübingen einen einzigen Studenten der Medizin; die andern holten ihre Weisheit in Straßburg, Freiburg und andern Hochschulen. Es waren in der Neckarstadt ganz wackere

Lehrer, aber keine Spur einer Anstalt für klinischen Unterricht vorhanden; erst die Karlsschüler Kielmeyer und Autenrieth haben hernach der Tübinger Medizin zu Namen und nachhaltiger Wirkung verholfen, nachdem Professor Clossius, 1792—1797, mit der Beschaffung von Leichen aus Militärspitälern und Einrichtung eines Lehrkrankenzimmers im städtischen Spital einen Anfang gemacht hatte. Da schien denn freilich Stuttgart beträchtliche Vorzüge in Aussicht zu stellen. „Hier boten die öffentlichen Gärten des Hofs Gelegenheit zur Kenntnis der Natur und der Wartung der ausländischen Pflanzen, die mehreren Apotheken zu Versuchen in der Chemie, die reichen Sammlungen zur Bekanntschaft mit Mineralien, die vielen für Kranke, Waisen und Soldaten bestimmten öffentlichen Gebäude zu klinischen Instituten und zu häufigen Übungen in der Chirurgie, auch zu Einrichtungen für die Hebammenkunst; und endlich die in einer volkreichen und mit einer Garnison versehenen Stadt häufigen Personen, die ihre Kenntnisse in der Wundarzneikunst meistens bisher durch Übung nur erlangt hatten, gaben die Hoffnung, daß die Benutzung der gemachten Anstalten umso allgemeiner sein werde, je geräusch- und kunstloser diese Benutzung sein konnte und je gefühlter im Lande das Bedürfnis für mehrere chirurgische Kenntnisse zu sein schien."[263]

Indessen war die Zahl der Mediziner in der Akademie mehrere Jahre nur eine kleine, bis sie mit der umfassenden Ausdehnung des Unterrichts auch auf Stadtstudierende seit 1784 anwuchs. Im Unterrichtsplan von 1778 erscheint die medizinische als die kleinste unter den fünf oberen Abteilungen mit 9 Schülern gegen 10 Juristen, je 17 Jägern und Ökonomen, 22 Militärs. Bis zum Austritt Schillers aus der Anstalt 1781 waren nicht mehr als 26 Mediziner eingeschrieben; im ganzen führen die Listen bis zum Schluß an Medizin studierenden Zöglingen 59, an Oppidanern 86 auf.

Von den Unterrichtsplänen der Fakultät ist leider in den Akten der Karlsschule nur der erwähnte von 1778 noch vorhanden; er verdient hier mitgeteilt zu werden. Montag:

7 Uhr Zeichnen, 8 Anatomie, von Leibchirurg Klein oder Prosektor Morstatt, und zwar auf solche Art, daß in Anwesenheit eines Kadavers die Zeichnungsstunden der ganzen Woche nicht auf das Zeichnen, sondern ganz auf die Präparation und Demonstration der Anatomie verwendet, im Gegenteil aber bei Ermanglung eines Kadavers nur drei Stunden zur theoretischen Vorlesung aus der Anatomie, die übrigen aber alle zum Zeichnen angewandt werden. 9 Vorlesung über die Physiologie in den neun ersten Monaten und über die Pathologie in den drei letzten — beide von dem Professor Consbruch nach Hallers Lehrbuch. 10 Unterricht in der englischen Sprache durch den Lehrmeister Goße. 2 Unterricht im Singen und der Musik, zugleich mit der ersten Abteilung. 3 Vorbereitung auf die Physiologie. 4 Vorlesung darüber. 5 Wiederholung derselben. Dienstag: 7—9 wie Montag. 9 Vorbereitung auf die Mineralogie im ersten halben Jahr und über die Zoologie im zweiten. 10 Französisch zugleich mit der ersten Abteilung, von Professor Uriot. 2 Botanik von Inspektor Martini in seinem Garten. 3 Vorlesung über die Physiologie. 4 Wiederholung derselben. 5 Abermalige Vorlesung darüber. Mittwoch: 7—9 wie Montag. 9 Vorbereitung auf die schönen Wissenschaften. 10 Anweisung dazu von Professor Abel. 2 Vorbereitung auf die Physiologie. 3—5 Vorlesung darüber. 5—6 Wiederholung. Donnerstag: 7—9 wie Montag. 9 Wiederholung in der Mineralogie oder Zoologie. 10—11 Gottesdienst. 2—3 Reiten. 3—6 wie Montag. Freitag: 7—10 wie Dienstag. 10 Experimentalphysik von Professor Rappold. 2—4 Vorlesung über die Physiologie. 4 Präparation. 5 Unterricht in der Botanik. Samstag: 7—9 wie Montag. 9 Theorie der Physik von Professor Rappold. 10 Wiederholung derselben. 2 Unterricht in der Religion. 3 über Mineralogie oder Zoologie. 4 Wiederholung derselben. 5 Unterricht in der englischen Sprache.

Von den Männern, welche Schiller und seine Freunde zu Lehrern hatten, scheint nur der sehr beliebte Anatom und Chirurg Klein den Anforderungen an einen Universitätslehrer

genügt, und an Morstatt scheint die Anstalt einen geschickten Prosektor und Repetitor gehabt zu haben, während der Physiolog und Patholog Consbruch kaum die nötige Vorbildung besaß und die Pathologie nach handschriftlichen Diktaten seines Göttinger Lehrers Brendel vortrug, Reuß ein geschätzter Arzt war, aber die Chemie ohne Experimente las! Gleichwohl sind durch diese Männer, was Hoven dankbar rühmt, er und Schiller in ihrem medizinischen Studium „nicht wenig gefördert“ worden, und manche der Schüler haben hernach im Leben schöne, zum Teil ansehnliche Stellungen erlangt. Mehrere von ihnen aber begegnen uns, was besonders erfreut, als hilfreiche Freunde von des Exmediziners Schiller Angehörigen in der Heimat.

Hoven[264] und Elwert siehe oben S. 42—76.

Theodor Plieninger

1756—1840

Der am 12. November 1756 als Sohn des Schulmeisters zu Kaltenwesten (heute Neckarwestheim) bei Besigheim geborene Medizinalrat Theodor Plieninger schrieb auf sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum 1832 seinen Lebenslauf nieder und Freunde veröffentlichten ihn in der Schrift: „Der 13. Februar 1832. Ein Denkmahl für Dr. Theodor Plieninger, Kön. Württ. Medicinalrath und dessen Familie.“ Darin erfahren wir, wie er, von seinem Vater und in der Lateinschule zu Lauffen, dann im Stuttgarter Gymnasium vorgebildet, vom Herzog in bekannter Art für seine junge Anstalt gepreßt wurde.

„Eine besondere, von mir nicht gesuchte Veranlassung,“ schreibt Plieninger, „fügte es, daß ich am 8. September 1773 in die von des Herzogs Karl Durchlaucht glorreichen Andenkens auf der Solitude errichtete Akademie als Eleve aufgenommen wurde. Ein Besuch, den ich im Sommer 1773 dort bei einem meinem elterlichen Hause befreundeten höheren Beamten der Akademie machte, war die Veranlassung, daß der Herzog sich nach meinen Verhältnissen zu erkundigen geruhte und mir nach einer von dem Professor Jahn mit mir

angestellten Prüfung, deren Absicht mir erst nachher deutlich wurde, den freien Eintritt in die Akademie zu eröffnen beschloß. Ich säumte nicht, dieses huldvolle Anerbieten mit dem tiefsten Dank zu ergreifen. Einige Fortschritte in der Musik, welche ich an jenem Prüfungstage vor dem Herzog selbst in einem von ihm dirigierten Konzert auf dem Flügel zu erproben das Glück hatte, brachten ihn auf den Gedanken, mich für die Musik zu bestimmen. Nach meinem Eintritt jedoch wurde mir mein Wunsch gewährt, die von meinem Vater mir gegebene Bestimmung zu einer gelehrten Laufbahn [der Theologie] zu verfolgen, nachdem im Jahr 1774 eine juridische Abteilung in der Akademie errichtet worden war." — Und nun ging es wie bei Schiller, Hoven und andern. „Die Akademie," fährt Plieninger fort, „wurde im Jahr 1775 nach Stuttgart versetzt und an derselben ein Lehrstuhl für Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe errichtet. Außer den bereits an der Krankenanstalt der Akademie angestellten, nach Geist und Wissenschaft gleich würdigen Ärzten, dem damaligen Hofmedikus Dr. Reuß und dem Leibchirurgus Dr. Klein (nachmaligen Leibärzten) wurde noch der als Lehrer und Arzt gleich ausgezeichnete Dr. Consbruch als Lehrer angestellt. Auf meine Meldung zur medizinischen Abteilung wurde mir im Jahr 1776 gestattet, zum Studium der Medizin überzutreten." Man fühlt es dem 75jährigen Greis nach, wie ihn die Erinnerung an die Medizinjahre in der Akademie erhebt, wenn er fortfährt: „Die Art, wie mir der nicht gesuchte freie Eintritt in die Akademie zu teil geworden war, mußte bei mir den festen Entschluß erwecken, dieser hohen Gnade durch Anstrengung aller meiner Kräfte mich würdig zu zeigen; sie blieb nicht erfolglos, und die Augenblicke, wo der erhabene Erzieher in feierlicher Versammlung oder in väterlich herablassender Unterredung seine Zufriedenheit mit den Bestrebungen ‚seiner Söhne' aussprach, durfte auch ich und darf sie noch jetzt unter die glücklichsten meines Lebens rechnen; so wie der rege geistige Verkehr mit den Lehrern und der Zöglinge unter sich — worunter die Namen Schiller, v. Hoven, Elwert, Jacobi, Liesching, Reinhardt, Weckherlin, Hölder aus meiner Abteilung mir stets die freundlichsten Erinnerungen bleiben werden, für mich die in der Akademie verlebten Jugendjahre trotz der notwendigen äußeren Beschränkungen zu den angenehmsten und glücklichsten meines Lebens machen mußten."

Während Plieninger in dem 1774 für den Herzog niedergeschriebenen Urteil über seine Abteilungsgenossen in Schiller und Hoven besondere Genies verborgen liegen sah und nur bedauerte, daß sie ihre sehr guten Gaben nicht mit ebenso großem Fleiß auf ihre eigentlichen Pensa, vielmehr auf die schönen

Wissenschaften verwenden, tadelte Schiller an Plieninger bei guten Eigenschaften ein Übermaß von Demut, und auch in der späteren Zeit des medizinischen Studiums, während dessen Plieninger zweimal mit Schiller und andern um einen Preis losen mußte, wobei Schiller und Elwert gewannen, scheint ein näheres Verhältnis nicht bestanden zu haben (siehe unten Grammont). Erst durch das gemeinsame Los der unfreiwilligen Verlängerung des Aufenthaltes in der Akademie mögen sie einander näher gekommen sein. Als nämlich der vierjährige Kurs im Herbst 1779 zu Ende ging und die jungen Mediziner ihre Dissertationen einreichten, wurden zwar die des Eleven Plieninger und des Kavaliersohnes v. Schönfeld ohne Anstand zum Druck zugelassen, aber die von Schiller und Reinhard (Joh. Wilhelm, Oberamtmannssohn von Cannstatt, geboren 23. Mai 1760, Physikus in Leonberg 1786—1826, gestorben 1836) abgewiesen, und auch Plieninger, der gern als Arzt nach Rußland gegangen wäre, sah sich durch leere Versprechungen noch ein Jahr in der Akademie festgehalten. Und als er diese im Dezember 1780 verlassen durfte, bekam er die versprochene Reiseunterstützung nicht, praktizierte vielmehr in seinem Heimatort und dessen Umgebung, und erst als der Ruf auf das Gouvernementsphysikat in Smolensk an ihn erging, wurde Plieninger im November 1781 als beständiger erster Aufseher an der Krankenanstalt der Akademie mit dem Titel und Rang eines Hofmedikus angestellt. Hier war er dann der erste, der, nachdem Kaiser Joseph die Akademie zur wirklichen Hochschule erhoben, bei der zumaligen Feier dieser Erhöhung und des herzoglichen Geburtsfestes am 11. Februar 1782 auf dem geordneten Wege der Disputation, wobei der Fürst selber den Opponenten machte, die Würde eines Doktors der Medizin erhielt. Schiller ist über seinen Dichterarbeiten nicht dazu gekommen, zu doktorieren, er sollte seinen Lauf nicht als Mediziner machen, auf anderen Gebieten Titel und Rang und — Unsterblichkeit sich erwerben.

Plieninger war durch viele Jahre einer der gesuchtesten

Ärzte der Hauptstadt und wurde bei der Feier seines Doktorjubiläums 1832 zum Medizinalrat ernannt. Er starb, vierundachtzig Jahre alt, am 20. Oktober 1840 mit Hinterlassung dreier Söhne: des Theologen Theodor Plieninger, der sich als Naturforscher und Meteorolog einen Namen machte (1795 bis 1879), des Mediziners Karl Gustav und des Juristen Ernst Friedrich, sowie einer Tochter, verehlichten Gmelin. In der Familie ist ein hübscher Vorfall aus der Karlsschule überliefert: den Mediziner besuchte einmal sein Bruder, der nachmalige Spezial von Calw (1753 bis 1818) in der Akademie, jener nahm ihn mit in den Speisesaal, wo der Herzog den Fremdling alsbald bemerkte und fragte: wer ist Er? was will Er werden? Auf die Antwort: Pfarrer, Durchlaucht, meinte der Herzog lächelnd: Nun, da wird die Leute der eine Bruder unter den Boden, der andere in den Himmel bringen![265] Und aus der ersten Zeit seiner Praxis meldet ein noch vorhandener Brief des jungen Hofmedikus ein denkwürdiges Zusammentreffen mit Herzog Karl. In einer Krankheit der Frau Doktor wurde sie von der Herzogin Franziska mit einer kleinen Aufmerksamkeit erfreut, wofür der Herr Gemahl sich schriftlich bedanken zu müssen glaubte. Sein Brief kam in die Hände des Herzogs, welcher in gewohntem Mißtrauen ihn erbrach,



Th. Plieninger

bei dem harmlosen Inhalt aber seine Übereilung bereute, den Schreiber um Entschuldigung bat und aufforderte: Schreib' Er eben noch einmal![266]

Friedrich Ludwig Liesching

1757—18..?

Nach dem Zeugnis, das der junge Liesching zusammen mit Elwert, dem Ludwigsburger Schulfreund Schillers, von diesem 1774 erhielt (S. 66), und da Lieschings Mutter zu den Taufpaten der Nanette Schiller gehörte,[267] dürfen wir ihn wohl zu den näheren Freunden des Dichters zählen. Umsomehr bedauern wir, daß die Nachrichten über ihn so spärlich auf uns gekommen sind. Ein Enkel des aus Saarbrücken stammenden Spezials M. Joh. Friedrich Liesching in Nürtingen (1689—1740), Sohn des Christoph Friedrich Liesching, Medicinae Practicus in Weinsberg, späteren Physikus in Bietigheim, und der Charlotte Rosine, geborenen Schroll, war Friedrich Ludwig an ersterem Ort 12. August 1757 geboren und wurde an demselben Tage, 17. Januar 1773, an welchem der Hauptmann Schiller seinen Sohn in die Akademie auf der Solitude brachte, von seinem Vater dort eingeliefert. Zwei Preise, die er 1779 und 1780 in der Conduite erhielt, stimmen zu dem oben erwähnten Urteil Schillers, der seinerseits mit Hoven von Liesching als vortrefflich begabt, lebhaften und zur Poesie aufgelegten Geistes, verträglich, zufrieden, aber etwas veränderlich geschildert wird.[268] Als „Veterane" war Liesching mit Schiller unter den „Ordonnanzen", die den gemütskranken Eleven Grammont (siehe unten) zu hüten und zu begutachten hatten. Ein echt karlsschülerhaftes Gedenkblatt aus seiner Feder findet sich in Elwerts Stammbuch:



F. L. Liesching 1780

Hu hu! Despoten Hudeley!
Gott wahre mich für Sklaverey!
Stuttgardt d. 19. Febr. 1779.
Dein Freund Frid. Ludw. Liesching Med. Cult.

Bei der Jahresfeier im Dezember 1780 wurde mit Schiller auch Liesching aus der Akademie entlassen und ging als Physikus nach dem jetzt badischen Städtchen Gochsheim, wohin ihm wahrscheinlich ein Vetter den Weg bahnte, der Oberamtmann in dem nahen Unterröwisheim war. Im Dezember 1782 holte er als Physikus in Gaildorf[269] an der zur Hochschule erhobenen Akademie den Doktorhut, wurde Arzt in Münsingen, heiratete 1785 eine Tochter des Physikus Seubert in Urach und ging im Frühjahr 1787 mit dem an die holländisch-ostindische Kompanie verkauften Infanterieregiment Württemberg[270] nach dem Kapland, das er nur verlassen haben soll, um einmal (nicht 1828) einer Feier von Herzog Karls Geburtstag in Stuttgart anzuwohnen. Zeit und Ort seines Todes haben wir nirgends erfahren können.

Friedrich Jacobi

1759—1812

In dem Gasthaus zum Viehhof in Oggersheim an der Straße von Worms nach Mannheim saßen die Flüchtlinge Dr. Schmidt (Schiller) und Dr. Wolf (Streicher), als Briefe, die der erstere aus der Heimat erhielt, sie aus der dumpfen Sorge aufrüttelten. Darunter war ein Schreiben des Akademiefreundes Jacobi, das den Verkehr mit den Genossen in Stuttgart wieder anknüpfte und von dem Dichter herzlich erwidert wurde. Beide müssen einander besonders nahe gestanden sein, da Schiller, der sich „ohne Veränderung dein zärtlicher Freund" unterschreibt, Jacobi versichert: „daß deine überflüssigen Zweifel in meine Gesinnungen glücklich gehoben sind, ist mir ein wahrer Gefallen. Wenn jeder, an dem mir das gelegen ist, was an dir, ein Gleiches tut, so bin ich zufrieden, die andren mögen sie behalten".[271] Wie schön ist,

daß auch das letzte, was Schiller, zwar nicht an, aber über Jacobi geschrieben, ein Wort dankbarer Anerkennung sein durfte: „Dr. Jacobi in Stuttgart sorgt für sie" — die kranke, der Auflösung nahe Mutter — „und wir können uns wenigstens beruhigen, daß sie in guten Händen ist".[272] Die Mutter selbst hatte eben vorher an ihre Tochter Luise geschrieben: der Dr. Jacobi wünsche, daß sie nach Stuttgart zu den Stollschen ziehe, damit er sie selbst regelmäßig sprechen könne; „weil er ein Freund von Fritzen ist, wolle er alles tun zu meiner Herstellung".[273] Dazwischen aber war der Dichter einmal gar rührend an den Freund erinnert worden, in jenem ergreifenden Dankschreiben, das Frau Hölzel in Mannheim, einst die aufopfernde Wohltäterin Schillers und Streichers in den bangsten Tagen des Jahres 1784, fünfzehn Jahre später für die Rettung aus großer Not an Schiller richtete; darin standen die Worte:[274] „dem Doktor Jackoby von Stuckart seine Schwäster, die bey mir schon drei Jahr ist und redlich mitt mir leibet".


Dr. Fr. Jacobi

Christian Friedrich Jacobi war als Sohn des aus Eisleben stammenden Hofchirurgen Joh. Jeremias Christian Jacobi und der Anna Agnes, geborenen Reuß, zu Stuttgart am 27. März 1759 geboren und am 14. Januar 1776 in die Akademie eingetreten. Dort erhielt er noch in demselben Jahr einen Preis in der Anatomie[275] und war mit Schiller, Plieninger, Hoven und Liesching unter den Wächtern des gemütskranken Eleven Grammont.[276] Dem scheidenden Freund Elwert (S. 68) schrieb er auf die Rückseite eines der uns bekannten Schillerschen Blätter (S. 70 f.) in das Stammbuch:

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu tretten, das ist's all! und warum das Zaudern und Zagen? — Weil man nicht weis wie's dahinter aussieht? — und man nicht zurückkehrt? — Und daß das nun die Eigenschafft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsternis zu ahnden, wovon wir nichts bestimmtes wissen.

Werther

Stuttgart den 5. März 1779 in einer heitern Stunde

Schriebs aus fester Überzeugung zum Denkmal unserer aufrichtigen Freundschafft und zur Wiedererinnerung deines

Jacobi.

Im Dezember 1780 mit Plieninger aus der Akademie „auf Reisen“ entlassen, während Schiller zum Verdruß der Seinen,[277] dürftig gestellter Soldatendoktor wurde, erscheint der Hofmedikus Jacobi, der 1793 an der Karlsschule mit einer Dissertation de febre pituitoso-nervosa Stuttgardiae autumno et hyeme 1792 epidemice regnante doktoriert hatte, in den Militärlisten der 1790er und ersten 1800er Jahre als Garnisonsdoktor oder Garnisonsmedikus, 1806 als dirigierender Arzt, 1808 und 1810 als Generalarmeearzt Hofmedikus Dr. v. Jacobi, Ritter des königlichen Zivilverdienstordens. Am 19. April 1812 ist er an einem Schlaganfall gestorben, ohne den Ausmarsch seines Sohnes nach Rußland, von wo er nicht wiederkehrte, erleben zu müssen. Sein Haus, in das Dannecker ein Originalgipsmodell seiner Schillerbüste stiftete, war infolge der besonderen Begabung seiner Gattin, einer Tochter des Geheimen Kabinettsekretärs, Regierungsrats Grimm (S. 199), öfters ein Sammelpunkt der hauptstädtischen Musikkräfte,[278] in dem wir uns gerne einen Zumsteeg und andere Freunde des Dichters Schiller verkehrend denken.

Philipp Adam Hölder

1757—1813

In Gerlingen, am Fuße der Solitude, dem Dorf, in dessen Friedhofe Vater Schiller und seine jüngste Tochter Nanette ruhen, bekleidete das Pfarramt von 1744 bis 1766 der

Magister Johann Karl Hölder, der 1776 als Spezial(-Superintendent) in Waiblingen gestorben ist. Die angeblich schwedische Familie war im siebzehnten Jahrhundert aus Thüringen nach Württemberg gekommen, das ihr nicht wenige hervorragende Beamte, Ärzte u. s. w. verdankt. Als des Pfarrers von Gerlingen vierter Sohn, aus seiner zweiten Ehe mit Maria Kleopha Leger von Fellbach, ist am 20. September 1757 geboren Philipp Adam, der nach seines Vaters frühem Tode in der Walzschen Apotheke zu Stuttgart Lehrling, in Geislingen und Ludwigsburg Gehilfe war, im Frühjahr 1777 nach Tübingen ging, um Medizin zu studieren,[279] aber schon am 7. Dezember dieses Jahres in die Akademie aufgenommen wurde. Von seinem Aufenthalt in dieser ist uns nichts bekannt, als daß er mit Schiller, Elwert, v. Hoven, Jacobi, Liesching, Plieninger, Reinhard und Weckherlin 1778 Dienst als Krankenaufseher hatte, am 13. Juni 1780, „schon vor der Jahresfeier auf Anstellung, als Medikus nach Rußland ausrangiert" wurde,[280] worauf er in Tübingen mit einer Abhandlung de trismo doktorierte. Zuvor aber hatte er seinem Kommilitonen Elwert die in der zweiten Hälfte wohl nicht so ernst gemeinten Worte ins Stammbuch[281] geschrieben:



Ph. A. Hölder

Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joche eines Tyrannen seufzt, darf man das schwach heißen, wenn es endlich aufgährt und seine Ketten zerreißt? —

Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperey hinaus, und ein Kerl, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leiden-

schaft, sich um Geld oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor.

Beischrift Elwerts: O Tempora o mores.

Gestiftet zum Andenken von P. A. Hoelder

In Rußland ist Hölder als kaiserlicher Hofrat und Ritter mehrerer Orden, „verehlicht mit einer russischen Dame von Adel", kinderlos gestorben am 14. März 1813.[282]

Christian Weckherlin

1759—1781

Zweimal hatte der junge Schiller Veranlassung, Freunden aus der Akademie, die ein früher Tod hingerafft, einen poetischen Nachruf zu widmen: im Juni 1780 „eine Leichenfantasie" dem Juristen August v. Hoven, und im Januar darauf die „Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins" eines Jünglings, der mit Schiller ein paar Jahre Medizin studiert hatte. Keines der beiden Carmina hat der Dichter in die von ihm selbst später, nach der Anthologie, veranstalteten Sammlungen aufgenommen, obgleich er die „Elegie" mit den anderen „gedruckten Sachen" aus der Jugend als „Belege zur Geschichte seines Geistes" 1790 von seinem Vater sich erbat. Die Nachwelt aber wird auch diese Gelegenheitsgedichte nicht bloß als Zeugnisse der elegischen Stimmung und pessimistischen Weltanschauung des jugendlichen Poeten, sondern zugleich als Ergüsse seines warmen



Ch. Weckherlin

Freundschaftsinnes allezeit in Ehren halten, und mit ihnen die beiden Jünglinge, denen sie gewidmet waren.

Johann Christian Weckherlin war zu Stuttgart als Sohn des Apothekers Johann Christoph Weckherlin und der Margarete Christiane Andreä, einer Schwester des Zumsteegschen Schwiegervaters (S. 266) und der Hauptmännin Vischer, am 27. Mai 1759 geboren. Am 31. Dezember 1775, gegen 300 Gulden Pension, in die Akademie aufgenommen, findet er sich 1778 als Krankenaufseher im Tagesturnus mit Elwert, Hölder, Hoven, Jacobi, Liesching, Plieninger und Schiller,[283] und bei den Schlußprüfungen dieses Jahres, mit ebendenselben außer Elwert und Jacobi, als Opponent gegen Professor Consbruchs Thesen aus der Pathologie und Therapie.[284] Am 9. Dezember schrieb er in Elwerts Stammbuch die kindlichen Worte:

Mein Freund! Du weißt, wie veränderlich und bös die Menschen sind, also hüte dich vor ihnen.
Treue und Freundschaft.

Schriebs einige Tage vor dem Abschied aus der Academie.
D. 9. Dcbr. 1778. J. C. Weckherlin, Pharm. Cult.

Nach wenig mehr als zwei Jahren hatte Elwert beizufügen: Starb nach seiner Zurückkunft von einer kurzen Reise in seiner Eltern Haus den 16. Januar 1781. Weckherlin hatte die Karlsschule am 14. Dezember 1778 verlassen, um in seines Vaters Geschäft einzutreten, brachte aber 1780 das Sommerhalbjahr in Erlangen zu, wie mit zahlreichen Einträgen aus dem August 1780 — darunter solche der Landsleute Breyer und Elsäßer, Professoren an der Universität — sein Stammbuch zeigt. Er hatte dieses als kostbares Andenken aus der Akademie mitgenommen und hat damit, da es weit vollständiger als das Elwertsche (S. 68) erhalten ist,[285] uns einen noch wertvolleren Beitrag zur inneren Karlsschulgeschichte hinterlassen. Fast alle von uns in der vorliegenden Schrift Behandelten haben dem, wie man sieht, besonders beliebten Jüngling die Freude gemacht, ihm ein Erinnerungsblatt mit-

zugeben (beiläufig: auch ein Zeugnis für ihr engeres Zusammengehören). Obenan Schiller mit dem kräftig geschriebenen Reim:[286]

Auf ewig bleibt mit dir vereint
Der Arzt, der Dichter und Dein Freund
Stutgard d. 6. 8br. Schiller
1778.

Ferner, nach dem im jetzigen Band eingehaltenen Alphabet:

Atzel 13. Dzbr. 78: Ohne Stolz sein Glück ertragen, In dem Unglück nicht verzagen, Ist des Weisen, Ruhm und Pflicht ...

Boigeol (ohne Datum): Ah la perversité règne seule ici bas.

Duttenhofer 1778: Denk diesen Namen, denk Deinen Freund ...

Elwert 6. Oktbr. 78: Unter Einem Dach und Fach, in Drang und Zwang waren wir zusammen Freunde. Dein Geschick trennt dich itzt von mir, dereinst von deinem Vaterlande. Dort find ich dich vielleicht und da finden zwei Freunde sich.
Emanuel Elvert, M. C.

Grammont, H.: In dir sei Deines Glückes Quelle ... Denke an Deinen Freund, der Dir diß bei Deinem Ausgang aus der Herzogl. Wirtemb. Militär-Akademie zum Andenken schrieb.

Grub 1778: Rosen auf den Weg gestreut Und des Harms vergessen ... Schmeckt, so lang es Gott erlaubt, Lust und süße Trauben, Bis der Tod, der alles raubt, Kommt, sie euch zu rauben.

Heideloff, V. W. P., 15. Dzbr. 1778: Sprich nicht: wo sind der Freundschaft seltne Früchte? Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte? ... Gellert.

Hetsch, Ph. Fr.: Zu Gott, mein Lieber, schwing dich auf ...

Hölder, P. A., Ch. C., 7. Okt. 1778: Wen die Natur zur Gefahr bestimmt, dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben. Gellert.

v. Hoven, F. W., 5. Okt. 1778: Göthe: Der ist allein glücklich und groß, der weder zu gehorchen noch zu befehlen braucht, um etwas zu sein.

Jacobi, C. F., 6. Okt. 1778: Aber süßer ists noch, schöner und reizender, In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein! So das Leben genießen, Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Kausler: Der Geist, durch den ein Euler groß geworden, Führt in kein Band und ruht auf keinem Orden.

Liesching, Fr. Ludw., Med. cult., 6. Okt. 1778: Hu, hu ... (wie in Elwerts Stammbuch, Seite 290). Symb. Freyheit!

v. Massenbach, Lieut.: Brauß, Jüngling, nicht den Blüthenweg der Jahre Durchs Laster wie ein Sturm dahin, So wird dir unterm Schnee der grauen Haare Die Hölle nicht im Busen glühn. N'être enthousiaste de rien.

Miller, F., Lieut. de cavallerie: À mon ami Weckerlen. L'homme honnête impose toutes les occasions du respect.

Petersen, J. W., 10. Okt. 1778: Dich drück kein Sklavenjoch zu niedern Sorgen hin, die Freyheit sei dein Stolz, die Freyheit dein Gewinn.

Plieninger, Theod., 19. Okt. 1778: Des Weisen wahres Glück wird nicht am Ort entschieden.

Reichenbach, Carl Ludw.: O Freiheit, Silberton dem Ohre.... Klopstock.

Scheffauer, P. J., 13. Dzbr. 1778: Wie schon bekannt, ich mache keine Umschweife. Ich lieb dich zärtlich; beantworte solches!

Schubart: Die Abschiedsstunde nähert sich mit schnellem Schritt, mein Freund ....

Seubert, J. C. L.: Qui recte vivit ... Seneca.

Zumsteeg, J. R.: La jeunesse fait les fautes et la vieillesse les expie; pense y bien, mon ami.

Im April 1780, wohl vor seinem Abgang nach Erlangen, erbat sich Weckherlin noch einige Einträge von Gönnern und Freunden in der Akademie:

Abel: 18. April 1780: Fällt der Himmel, er kann Weise decken, aber nicht erschrecken. Erinnern Sie sich stets Ihres aufrichtigen Freundes Prof. Abel.

Drück, Prof., 18. Apr. 1780: Das einzige Glück der Erde, Zufriedenheit, liegt so nahe vor unsern Füßen, und wir rennen darnach, als müßte man es über Meere herhohlen. Zum Andenken an Ihren aufrichtigen Freund Drück.

Haller, 15. Apr. 1780: Such solche Freuden auf, die still dein Herz beseelen ...

Schlotterbeck, C. J., 30. Apr. 1780: Weichet nicht, ihr Beschützer der Unschuld, ihr treuen Gefährten ...

Das Stuttgarter Totenbuch enthält den Eintrag: Am 15. (nicht 16.!) Januar 1781 starb Johann Christian Weckerlin, Johann Christoph Weckerlins, Apothekers, Sohn, Med. stud., einundzwanzig Jahre sieben Monate alt.

Aus dem weiteren Freundes- und Bekanntenkreis

An diesem nicht vorüberzugehen, fordert uns Schiller selbst auf, wenn der Treuanhängliche einmal über einen der vielen ehemaligen Genossen, Grub, schreibt:[287] „Da er in der Akademie grau worden ist, wie ich, und alle ihre Epochen mit mir hat werden und vergehen sehen, so hat uns die Gewohnheit oder die Zeit einander so ans Gedächtnis hingenagelt, daß es für eine Especе von Kameradschaft gelten kann. Alle akademische Bekanntschaft und so alte vollends haben ihren Wert bei mir."

Einen, den der Dichter zuletzt unter allen, eigentlich erst nach dem in diesem Buche behandelten Zeitraum, kennen gelernt, der aber dann auch mehr als sie alle für ihn getan hat, stellen wir mit Fug an die Spitze dieses Abschnitts, der sodann die aus Schillers Jugendgeschichte mehr bekannten, schließlich die in ihr vorübergehend erwähnten vorführen soll.

Manche Leser werden hier die Brüder v. Wolzogen vermissen: Karl, der übrigens nur ganz kurze Zeit, Juli 1774 bis Mai 1775, in der Akademie war; Wilhelm, 1762—1809, Schillers nachmaliger Schwager, Karlsschüler November 1775 bis April 1784; August, in der Akademie Januar 1779 bis Oktober 1786; Ludwig, Karlsschüler September 1781 bis April 1792. In der Tat wird in Hovens Selbstbiographie berichtet, zwei Brüder Wolzogen haben zu Schillers vertrautesten Freunden gehört. Gewiß, aber nicht schon in Stuttgart. Denn Schiller selbst schrieb in Bauerbach, 25. Mai 1783,

an Wilhelm, der allein in Betracht kommen könnte: „Acht Jahre mußten wir beieinander sein, uns gleichgültig sein; jetzt sind wir getrennt und werden uns wichtig . . . wir sollten uns erst kennen, wenn wir beide verdienten, gekannt zu sein."[288]

Andreas Streicher

1761—1833

Ende November 1780 fanden, wie alljährlich, die akademischen Prüfungen in Gegenwart des Herzogs statt. Ein hoffnungsvoller junger Tonkünstler aus der Stadt[289] wohnte diesen öffentlichen Gelegenheiten zu hören und zu sehen schon deswegen regelmäßig an, weil meistens von zwei zu zwei Tagen eine vollständige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß. Bei einer in lateinischer Sprache gehaltenen medizinischen Disputation opponierte gegen den Professor ein Schüler, dessen Bild sich dem jungen Musiker unauslöschlich einprägte, ein Jüngling mit „rötlichen Haaren, gegeneinander sich neigenden Knieen, schnellem Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponierte, öfterem Lächeln während des Sprechens, besonders aber mit schön geformter Nase und tiefem kühnem Adlerblick, der unter einer sehr vollen breitgewölbten Stirne hervorleuchtete. . . . Als der Zuhörer nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung lange mit ihm sprach. Der junge Mediziner behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponiert hatte".

So schrieb achtundvierzig Jahre später Johann Andreas Streicher, geboren zu Stuttgart 13. Dezember 1761, als der Sohn des ehrsamen Steinhauermeisters Andreas Streicher und der Sophie Barbara Hofer, über den ersten Eindruck, den er von Friedrich Schiller bekam. Als im Frühjahr 1781

die Räuber im Druck erschienen waren, veranlaßte Streicher einen befreundeten Musiker aus der Akademie, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Und dieser hatte einen Freund mehr, von dem er nun „in achtzehn Monaten die Überzeugung erlangte, daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung bauen könne, die an Schwärmerei grenzte und die nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüt und Geist ebensoviele Liebe und Freundschaft als Verehrung und Hochachtung verdienen". Bald verging selten ein Tag, an dem die Freunde sich nicht gesehen oder kurz gesprochen hätten. Als Schiller von der zweiten, ohne Urlaub gemachten Reise zur Aufführung der Räuber in Mannheim verstimmt und krank zurückkehrte, war fast der erste, den er umarmte und mit der „russischen Grippe oder Influenza" ansteckte, Andreas Streicher. Er war denn auch der einzige von den Freunden, dem er seinen Fluchtplan anvertraute und der „die nötigen Anstalten dazu erleichtern konnte, weil er im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten wollte, um daselbst bei K. Phil. Eman. Bach die Musik zu studieren, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beste Unterstützung versprochen hatten, und der es nun bei seiner Mutter dahin zu bringen wußte, diese Reise jetzt schon machen zu dürfen". Mit Anspannung aller Kräfte wurde nun an Fiesko gearbeitet, den der Dichter fertig nach Mannheim bringen wollte, und mit Streicher wurde, was in der Nacht gedichtet war, am Tage gelesen und besprochen. Wie beide dann, nach wehmütigem Abschied von ihren Müttern, unter der Gunst der lärmenden Festlichkeiten zu Ehren des russischen Thronfolgerpaares, die Flucht aus Stuttgart bewerkstelligten, Streicher dem Freunde Geld und Zeit und die eigenen Pläne geopfert hat, bis er ihn geborgen wußte und sie mit „einem starken, lang dauernden Händedruck, bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können," Abschied nahmen, das hat der Biedere in seinem bekannten schlichtschönen Buche ergreifend geschildert und haben, auch wenn es selbst leider nur wenig mehr gelesen wird, die Schillerbiographen so eingehend ihm nacherzählt,

daß wir uns sofort zu Streichers weiteren Schicksalen wenden können.

Mittellos, wie er jetzt war, blieb der Musiker zunächst in Mannheim, erteilte Unterricht und fand bei der kurfürstlichen Kapelle Gelegenheit, sich weiter in seiner Kunst auszubilden; ja, er durfte auch noch Zeuge sein der glänzenden Aufnahme von Kabale und Liebe, der vielversprechenden Anfänge des Don Karlos und der Horen, aber auch wieder der Sorgen und Enttäuschungen und endlich der Rettung durch begeisterte Verehrer, die Familien Hölzel und Körner. Es war natürlich, daß man dem aufopfernden Freunde des Entflohenen von Stuttgart aus allerlei Wahrheiten schrieb. Streicher gibt diese in einem liebenswürdigen Brief an einen Gottlob N. N., Mannheim 28. Februar 1783,[290] zu, nimmt aber alles auf sich, um ja nichts auf den angebeteten Freund kommen zu lassen: „So fatale Folgen dieser Schritt auf mein eigenes Schicksal hatte, so sehr muß ich doch Schillern dabei entschuldigen, da nur ich allein weiß, wie viel andere Menschen dazu beigetragen, ihn nicht ganz glücklich zu machen. Nicht jedermann kann das Schicksal haben. Es gehört eine gewisse Größe dazu, so unglücklich zu sein. Großer Männer Schicksale sind ihrem Geist und Herzen angemessen. Der Fürst ist ganz anders unglücklich als der Untertan. So auch hier." . . .

Nach mehrjährigem Aufenthalt in der Rheinstadt zog es Streicher nach München, wo er bald ein beliebter Klavierlehrer wurde und sich mit Kompositionen beschäftigte, welche teilweise im Stich erschienen und ihm einen Anteil an einer Musikalienhandlung verschafften. Berufshalber kam er öfter nach Augsburg und lernte die Tochter des weithin geschätzten Orgel- und Klavierbauers Joh. Andreas Stein, Nanette (geboren 2. Januar 1769) kennen, die nach des Vaters Tod das ausgedehnte Geschäft musterhaft weiterführte. Sie gab Streicher 1794 ihre Hand und verlegte mit zwei Brüdern die Pianofortefabrik nach Wien, wo ihr Gatte rasch sich den Ruf des ersten Klavierlehrers der großen Musikstadt erwarb, bald aber den Unterricht aufgab, um die Last der Leitung

der sich ausdehnenden Anstalt mit der Besitzerin zu teilen. Zugleich förderte er mit großem Erfolg das Musikleben der Kaiserstadt, indem er Winters in seinen geräumigen Sälen vielbesuchte Konzerte der besten Dilettanten und Künstler, meist für wohltätige Zwecke, veranstaltete, auch aufstrebende Talente, Karl Czerny, Franz Lachner und andere, kräftig unterstützte. Aus der Vereinigung in seinem Hause durfte Streicher die „Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats in Wien" entstehen sehen. Dabei widmete er sich mit Erfolg der Verbesserung des Kirchengesangs in den beiden Wiener Gemeinden Augsburger und helvetischen Bekenntnisses. Bei der dritten Jahrhundertfeier der Reformation 1817 übernahm er die Leitung des musikalischen Teiles des Gottesdienstes, gründete 1818 eine Singschule aus den fähigsten evangelischen Schülern, veranlaßte die Feier der hohen kirchlichen Feste durch Ausführung größerer Chöre von Händel und andern klassischen Musikern, gab 1824 ein Melodienbuch zum Gebrauch bei dem öffentlichen Gottesdienst der evangelischen Gemeinden heraus, das den störenden Vor- und Zwischenspielen ein Ende machte.



Andreas Streicher

Die Laufbahn des Dichters in Jena und Weimar hat niemand mit wärmerer Teilnahme verfolgt, als sein ehmaliger Gefährte und — wir dürfen wohl sagen — Retter. Gesehen haben sie einander, seit Schiller Mannheim im April 1785 zum zweitenmal verlassen, nie wieder, und auch dem kurzen Briefwechsel vom Dezember 1782 und Anfang des Jahres 1783[291] folgte kein weiterer, bis im Herbst 1795 der Ver-

kehr noch einmal mit zwei Briefen in der freundschaftlichsten Weise aufgenommen wird, die um so denkwürdiger ist, als durch das Schreiben des Dichters das hie und da geäußerte Vorurteil, er habe den Wert und die Dienste seines Fluchtgenossen niemals voll gewürdigt, glänzend widerlegt wird. In schöner Mischung von Bescheidenheit, Zartgefühl und Selbstgefühl schreibt Streicher, Wien 16. August 1795:[292]

„Zwar ist es leicht möglich, da Sie mit Ihren unsterblichen Werken uns zwei Jahrhunderte vorgeeilt sind, daß Sie sich des unterzeichneten Namens und desjenigen, welcher ihn im 18. Jahrhundert trug, gar nicht mehr erinnern. So wenig dies auch meiner Eigenliebe schmeicheln könnte, so begreiflich wäre mir's dennoch, ja sogar wünschenswürdig, da Ihnen mit meinem Namen unmöglich etwas anders als eine Situation beifallen kann, die nichts weniger als angenehm war. Doch wenn Sie bedenken, wie viel diese Situation beigetragen haben kann, Sie zu dem außerordentlichen Mann, zum Stolz Ihrer Nation zu machen, so ist diese Erinnerung weniger widrig und Sie können unmöglich so ganz gleichgültig an denjenigen zurückdenken, der einige Zeit diese Lage mit Ihnen teilte. Da ich nicht weiß, wie Ihre jetzige Stimmung gegen Menschen überhaupt oder gegen ehmalige Bekannte beschaffen ist, so beschränke ich mich bloß darauf, Ihnen zu sagen, daß es mir seit sieben Jahren, wo ich mich bloß auf eigenes Talent und Tätigkeit stützte, sehr gut ging und daß ich mich im Jahre 1794 verheiratet habe und jetzt für immer in Wien bin. Ich bin versichert, daß Ihnen diese Nachricht Freude macht, da Sie die Veranlassung zu meiner Entfernung von Stuttgart waren. Könnte ich die so lang entbehrte Nachricht von Ihnen selbst erfahren, daß auch Ihnen das Schicksal endlich Genugtuung leistete, so wäre dies ein sehr großer Zusatz von Glück für mich..."

Schiller ließ den Sehnenden nicht lange auf Antwort warten, er schrieb gleich nach Empfang des Briefs, Jena 9. Oktober 1795:[293]

„Daß Sie mich nach einer zehnjährigen Trennung und in einer so weiten Entfernung noch nicht vergessen haben, daß Sie meiner mit Liebe gedenken und mir ein gleiches gegen Sie zutrauen, rührt mich innig, lieber Freund, und ich kann Ihnen auch von meiner Seite mit Wahrheit gestehen, daß mir die Zeit unsres Zusammenseins und Ihre freundschaftliche Teilnahme an mir, Ihre gefällige Duldung gegen mich und Ihre auf jeder Probe ausharrende Treue in ewig teurem Andenken bleiben wird. Wie erfreuen Sie mich,

lieber Freund, mit der Nachricht, daß es Ihnen wohl geht, daß Sie mit Ihrem Schicksal zufrieden sind und nun auch die Freuden des häuslichen Lebens genießen! Diese sind mir schon seit sechs Jahren zu teil geworden, und ich könnte, im Besitze eines hoffnungsvollen Knaben, sowie in meiner unabhängigen äußeren Lage ein ganz glücklicher Mensch sein, wenn ich aus dem Sturme, der mich so lange herumgetrieben, meine Gesundheit gerettet hätte. Indessen macht ein heiteres Gemüt und der angenehme Wechsel der Beschäftigung mich diesen Verlust noch ziemlich vergessen, und ich finde mich in mein Schicksal. Eben dieser Zustand meiner Gesundheit läßt mich nicht daran denken, eine Reise zu unternehmen, und raubt mir also die Freude, Ihre freundschaftliche Einladung anzunehmen. Aber was mir unmöglich ist, können Sie vielleicht ausführen, und umso eher, da ein Tonkünstler überall zu Hause ist und selbst auf Reisen die Zeit nicht verliert. Daß mir Ihre Erscheinung in Jena unbeschreiblich viele Freude machen würde, bedarf keiner Versicherung, und daß auch Sie nicht unzufrieden sein sollen, dafür glaube ich gutsagen zu können. Ich könnte Ihnen wenigstens dafür stehen, daß Sie in Weimar, wo man Musik zu schätzen weiß, eine sehr erwünschte Aufnahme finden sollten."

Hiemit endet der nachweisbare Verkehr der beiden Landsleute, aber nicht Streichers treue Sorge um den großen Freund; sie hat sich weit über dessen Tod hinaus erstreckt. Der Vielbeschäftigte rang sich die Zeit ab, seine Erinnerungen an „Schillers Flucht von Stuttgart und seinen Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785" niederzuschreiben, und als er 1820 las, daß der Sarg mit den sterblichen Resten des Dichters in Weimar noch in dem Gewölbe einer Sterbkassengesellschaft unter anderen versteckt stehe, gedachte er die Schrift, die erst nach seinem Tode gedruckt werden sollte, sofort erscheinen und von dem Ertrag „Schiller ein ordentliches Grabmal errichten" zu lassen. Die Ausführung des Plans verzögerte sich, aber 1826 nach dem Tode der Frau v. Schiller nahm Streicher ihn wieder auf und bat, damit seine Schrift „als wenigstens kleines Ganzes sich darstelle", Christophine Reinwald (30. August 1826 und noch einmal mit genauerer Fragstellung 9. Februar und 26. März 1828) um nähere Angaben über Schillers Kindheit und Jugendjahre. Die treue Schwester willfahrte der Bitte, wie Streichers Buch zeigt, aufs

eingehendste, über den Rahmen der an sie gestellten Fragen hinaus. Aber wieder traten Hindernisse dem Vorhaben der Veröffentlichung der Schrift, deren Ertrag jetzt deutschen Dramendichtern zu gut kommen sollte, in den Weg. Erst 1836, mehrere Jahre nach des Verfassers Tode, ist sie im Cottaschen Verlag erschienen, der nach dem Wunsch der Hinterbliebenen das Honorar dem Schillerdenkmal in Stuttgart widmete.

In das Steinsche Geschäft zu Wien war 1823 ein Sohn eingetreten, so daß Vater und Mutter mehr Muße für die Pflege von Kunst und Wissenschaft fanden; Frau Streicher war eine geschätzte Klavierspielerin und Sängerin, nahm sich auch die Zeit, das große Werk des Phrenologen Gall, der ihr Hausarzt war: Anatomie et physiologie du système nerveux aus dem Französischen zu übersetzen. Sie starb nach langer glücklicher Ehe am 16. Januar 1833, und der sieben Jahre ältere Gatte folgte ihr am 23. Mai desselben Jahres nach. Das Wiener Geschäft aber blüht, die Namen Stein und Streicher im Gedächtnis erhaltend, heute noch. —

Schiller hat auch nach der glücklichen Rettung, die er wesentlich Andreas Streicher verdankte, in bedenklicher Lage wiederholt helfende Freunde gefunden, deren ebenso zartsinnige, wie uneigennützige Handreichung in sorgenschwerer Zeit mit dazu beiträgt, das Leben des edlen Kämpfers so dramatisch rührend und erhebend zu gestalten. Auch die Wolzogen, Körner, Cotta, Augustenburg und Schimmelmann haben ihm mit selbstloser Hingebung und ausdauernder Aufopferung Freundesdienste geleistet; sein Befreier aus tiefster Not aber war — Andreas Streicher.

*

Von den **Kunstschülern**, die mit Schiller, Dannecker und Zumsteeg auf der Solitude und in Stuttgart zusammenlebten, werden in des Dichters Leben noch erwähnt: der Architekt Atzel, der Bildhauer Scheffauer, die Maler Hetsch und Heideloff, der Kupferstecher Schlotterbeck, weshalb auch diesen hier kurze Abschnitte gewidmet sein sollen.

Jakob Atzel

1754—1816

Geboren am 31. Juli 1754 zu Lohnsfeld bei Winnweiler in der Pfalz, Sohn eines Zieglermeisters, der bald nachher in die Porzellanfabrik zu Ludwigsburg übersiedelte und frühe starb, wurde Johann Jakob Atzel Schüler der Académie des Arts daselbst und trat von da am 27. April 1770, als Stiefsohn eines Packers Müller an der genannten Fabrik, in die Stukkator- und Gartenbauschule auf der Solitude über.[294] Von 1772 bis 1776 alljährlich mit Preisen ausgezeichnet, in der Zivilbaukunst, sowie Theorie der Künste, Perspektive und Mythologie, auch seit 1775 mit 75 Gulden jährlich unterstützt, wurde er bei seinem Austritt im Februar 1778 sofort als Kabinettsdessinateur und Lehrer der Anstalt im Freihandzeichnen, der geometrischen Architektur und Perspektive, mit 150 Gulden Gehalt und Bezügen aus der herzoglichen Baukasse, angestellt. Als solcher schrieb er dem Eleven v. Schauroth die loyalen Worte ins Stammbuch: So oft Sie an die Akademie denken, sollen Sie froh werden.[295]

Schiller hatte Atzel und Hetsch in dem oft erwähnten Bericht an den Herzog 1774 als Künstler bezeichnet, welche wirklich [jetzt] schon der herzoglichen Militärakademie Ehre machen können; Atzel verrate Menschenliebe, Aufrichtigkeit und Nachdenken, vernachlässige aber die Reinlichkeit am Körper, weil er sich allzu viel Geschäfte mache. Für Rousseau und Klopstock eingenommen wie seine Genossen, schrieb der junge Bauzeichner dem Mediziner Elwert ins Stammbuch: „L'accord de l'amour et de l'innocence me semble être le paradis sur la terre (Maitre J. J. Rousseau). Atzel, Dessinateur du cabinet de S. A. S. — Man sagt nicht was man thun will; man thut's! (Vatter Klopstock). Atzel, Cab. Dessinateur." Schiller ließ den Freund 1782 an der Herausgabe des Wirtembergischen Repertoriums teilnehmen (S. 110) und Atzel lieferte für das zweite Stück, S. 218—224, das „Schreiben über einen Versuch in Grabmälern, nebst Proben",

wozu die lateinischen Inschriften nach Petersens Mitteilung von Schiller verfaßt waren. Ob Herzog Karl durch das Vorhaben, in seinem Hohenheimer Garten solche Denkmäler aufzustellen, den Anstoß zu dem Artikel gegeben, oder auf diesen hin jenen Vorsatz gefaßt aber nicht ausgeführt hat, muß dahingestellt bleiben. Eingeleitet durch eine Begründung im Stile der Zeit und der Jugend, bewegen sich die Vorschläge ganz in der Symbolik des Klassizismus. Ein Beispiel: „Klopstock — An einer hohen einfachen Pyramide, worauf seine Urne steht, über welcher ein Adler ruhet, der zum Himmel sieht, hängt die Religion eine Harfe auf. Vor der Religion liegt knieend mit zerbrochenen Ketten Abbadonna, der mit der rechten Hand das Kreuz faßt, mit der linken auf das Medaillon hinzeigt. Der Platz ist seinem Wunsche nach in einem feierlichen Eichenhaine." Die lapidaren Inschriften sind teils einfach klar: MARTINUS LUTHERUS IN TERRA NOTUS ET COELO ET INFERNO — Albrecht v. Haller: CORPORI LEGES ANIMO OFFICIA ASSIGNAVIT, teils etwas gezwungen: Kepler: FORTUNA MAIOR NEUTONI PER SIDERA DUCTOR (Größer als sein Erdenlos, Newtons Führer durch die Sternenwelt). Die Absicht, weitere Vorschläge, für Karl den Großen, Christoph von Württemberg, Ernst von Gotha, Sickingen, Melanchthon, Valentin Andreä, Leibniz, Thomasius, Spener und einen württembergischen Landgeistlichen (Fulda? Hahn? Flattich?) zu veröffentlichen, ist nicht zur Ausführung gelangt, das Repertorium erlebte nicht einmal das angekündigte vierte Stück.

Im Jahre 1782 wurde Atzel beim Hofmarschallamt beeidigt und mit Dannecker, Scheffauer, Heideloff, Hetsch und anderen zur Schloßbaudeputation befohlen, erhielt aber 1787 seine Entlassung, einem Rufe des Markgrafen Karl Alexander nach Ansbach zu folgen. Dort ist er auch in preußischen Diensten unter Hardenberg geblieben und schrieb in dieser Zeit: Über Leichenhäuser, vorzüglich als Gegenstände der schönen Baukunst betrachtet (Stuttgart, Metzler 1795).[296] Er fand dann um die Wende des Jahrhunderts wieder in Württem-

berg Anstellung, zuerst in Stuttgart, darnach als Landbaumeister der Landvogteien an der Donau und am Bodensee mit dem Sitz in Ehingen und zuletzt in Ulm, wo er, mit Hinterlassung einer Witwe und zweier Töchter, am 25. März 1816 gestorben ist.[297]

In Ulm freute sich der ehmalige Karlsschüler, den Freund seiner Jugend, General Scharffenstein, wieder zu treffen (S. 165). Aber sie verstanden einander bald nicht mehr. Aus dem Pietisten, der Atzel in der Akademie gewesen, war ein seichter Rationalist geworden, der den Theismus und die „Christusreligion" Scharffensteins ablehnte und, als beide Freunde einmal den Zwiespalt besprachen, an den Freund die unüberlegten Worte schrieb: so wenig er seinen Standpunkt, auf dem er durchaus nichts glaube, was seiner Vernunft und eo ipso dem Begriff einer Gottheit zuwider wäre, Scharffenstein aufdringen wolle, so wenig lasse er sich dessen Glauben aufdringen, den er nur selten bei einem gebildeten Akademisten gefunden habe; Prosolitenmacherei (so!) könne ja beider Sache nicht sein; er werde übrigens Scharffenstein immer seines Herzens wegen schätzen. Der General wollte nach einem noch vorhandenen Briefkonzept dem „gehässig insolenten" Briefschreiber mit größter Entschiedenheit die „Seichtigkeit seines Argumentierens" und seinen „bis an Absurdität grenzenden Eigendünkel" vorhalten, zog aber dann, nach einem anderen Konzept, vor, ihn ruhig auf das Beispiel von Männern zu verweisen, die im gleichen Fall waren, aber aus ihrer Meinung keinen Gegenstand der Ostentation machten, im Gegenteil durch Zurückhalten das respektierten, was als Heiligtum der menschlichen Gesellschaft stabiliert ist; er mache der Akademie ein sonderbares Kompliment und habe kein Recht, die größten Philosophen, die nicht seiner Meinung sind, und die Theologen für Toren ohne Vernunft zu erklären, weil sie einen Glauben haben, der vorzüglichere Menschen und Köpfe als Atzel und Scharffenstein erhaben, gut und glücklich mache. Im übrigen bleibe es dabei, daß sie über diese Materie nicht mehr disputieren; von Proselytenmacherei sei ohnehin keine

:, nur möge Atzel bedenken, ob es denn gar nichts auf
jabe, ob es nicht mehr schaden als frommen könne, wenn
ei den Seinigen seine Meinung einführe.

Philipp Jakob Scheffauer

1756—1808

Zusammen mit einem Keller — ungewiß, ob ein nach-
ger Hofmusikus, oder ein späterer Hoffourier dieses Na-
s — wird der am 20. Mai 1772 auf der Solitude ein-
ferte katholische Heidukensohn von Schiller in dem Bericht
den Herzog 1774[298] als Normalzögling abgesehen von
m Eigensinn geschildert,
zwanzig Jahre später
ibt der Dichter von Stutt-
aus an Körner[299] über
„Ein anderer sehr ge-
:ter Bildhauer, der mit
necker zugleich in Rom
, ist Scheffauer." Die
en Künstler teilten durch-
ihre Lehr-, Wander-
Meisterzeit miteinander
252 ff.), und zwar, wie
ust Wintterlin nachgewie-
hat, nicht als gehässige
enbuhler, sondern so, daß
der schwierigen Stellung



Jakob Scheffauer

er „auf dem engen und für die Kunst mageren Boden
damaligen Stuttgart ihre Freundschaft die Probe be-
d". „Die Kunstgeschichte," — so schließt der Genannte
n trefflichen Vortrag über Scheffauer[300] — „welche jetzt
beide Genossen aus der erforderlichen Entfernung zurück-
, muß Schillers Worte über Dannecker als den bei
em besten unter den Stuttgarter Künstlern, ein wahres
stgenie, anerkennen, aber gerne wird sie doch für immer

auch das Wort über Scheffauer festhalten, daß er ein sehr geschickter Bildhauer war. Er hat ein nicht gewöhnliches Talent durch willige Hingabe an treffliche Lehrer und durch tiefes Eindringen in die Formen und, was mehr ist als das, in den Geist des Altertums zu hoher Vollendung ausgebildet. Sein Name sollte überall genannt werden, wo man der Erneuerer der deutschen Kunst mit Verehrung gedenkt." Ein Reliefbild von Schiller, das Scheffauer modelliert hat, ist durch die Cottasche Prachtausgabe der Schillerschen Gedichte bekannt geworden.

Von des Künstlers Persönlichkeit entwirft sein Freund Heinrich Rapp, der Schwager Danneckers, ein ansprechendes Bild: „Von Gestalt war er sehr ansehnlich und angenehm, von Charakter bescheiden und dienstfertig, gutmeinend gegen jeden. Nur körperliche Leiden zogen zuweilen einen Schleier von Düsterheit über seine Äußerungen. Sonst blieb er immer ein guter Gesellschafter. Auch hatte er viel Anlage zur Musik." Von Lungenleiden jahrelang gepeinigt, ist Scheffauer, erst sechsundfünfzig Jahre alt, am 13. November 1808 gestorben. Auf seinem Grab in dem stimmungsvollen Stuttgarter Hoppenlaufriedhof steht ein stattliches Denkmal im Empirestil. „Sein erfinderischer, lebendig umrissener Aufbau, die feine formenreiche Ornamentik weist wohl auf Isopi";[301] leider ist das Bild Scheffauers ganz abgeblättert, die Reliefs auf beiden Seiten, Darstellung der symbolischen Tiere Hund und Hahn, stark beschädigt, und auch die Schrift ist nur mühsam zu lesen: Hier ruht an seiner Gattin Seite Ph. J. Scheffauer. Geachtet als Künstler und Bildhauer Geschätzt als Mensch und Biedermann Geliebt als Gatte, Vater und Freund Seine Werke zeugen von ihm Von unserer Liebe zeuge dieser Stein.

Philipp Friedrich Hetsch

1758—1838

Vom Vater, dem Stadtzinkenisten, Hoforganisten und Hofmusikus Christian Heinrich Hetsch in Stuttgart, für seinen

eigenen Beruf bestimmt, ging der am 10. September 1758 geborene Sohn, der mehr Freude am Zeichnen hatte, ohne Wissen der Eltern im April 1773 auf die Solitude, um unter Guibal und Harper sich zum Maler auszubilden. Mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, wurde er im Dezember 1780 als Hofmaler mit 800 Gulden Besoldung (500 aus der Residenzbaukasse) auf zwei Jahre nach Paris geschickt. Hier wirkte besonders David auf ihn, mit dem er später, 1785 bis 1787, wieder in Rom zusammen war. Dann lehrte er an der Stuttgarter Akademie bis zu ihrer Aufhebung, ging 1795 nochmals nach Rom, wurde 1798 Hofmaler und Galeriedirektor in Stuttgart, heiratete 1800 eine Tochter des Oberbaudirektors Fischer und nach der baldigen Auflösung dieser Ehe die Tochter eines Kammerrats Scholl. Seine Ämter gab er, mit dem Hof zerfallen, schon 1816 auf und lebte trübsinnig zurückgezogen und untätig bis zu seinem späten Hingang, 31. Dezember 1838. Seine Gemälde aus der antiken Sage und Geschichte und seine Bildnisse verraten den vorzüglichen Zeichner und, namentlich die letzteren, ein feines Farbengefühl. Wintterlin hält für möglich, daß der Einfluß Schillers Hetsch noch in der Akademie von der Landschafts- zur Geschichtsmalerei überzugehen veranlaßte. Der junge Dichter hat den jungen Maler schon auf der Solitude geschätzt (siehe Atzel S. 306), wie auch Hetsch von Schiller das artige Urteil fällte: er ist gutherzig, lustig und dichtet gern. Später hat Schiller in Briefen aus Ludwigsburg und Stuttgart 1793 f. an Körner, der Hetsch in Dresden kennen gelernt hatte und von ihm rühmte, daß er über Kunst gut



Ph. Fr. Hetsch

zu sprechen wisse, den Maler etwas kühl behandelt, aber 1804 dem Verleger Cotta zum Zeichnen eines Titelbildes für den Tell vorgeschlagen.[302]

Viktor Heideloff

1757—1816

Der Sohn eines natürlichen Sprößlings des Kurfürsten von Hannover, nachmaligen Königs von England, Georg I., Joseph v. Heideloff, Hofbildhauer und Maler in Bonn und Mainz (1677—1772), ist der Stammvater einer ziemlich zahlreichen Künstlerfamilie. Einer von Josephs Söhnen, Karl Heideloff, war Maler und Hofvergolder in Stuttgart, als solcher unter anderem verwendet an dem „Erziehungshaus", das Herzog Karl 1772 auf der Solitude für sein Knabeninstitut baute. In dieses wurde der zu Stuttgart am 29. Juni 1757 geborene Sohn des Vergolders, Viktor Wilhelm Peter, am 21. Oktober 1771 aufgenommen. Anfangs, wie es scheint, zum Militär bestimmt,[303] erwarb er sich aber als Schüler Guibals und Harpers 1776, 1777 und 1778 Preise im Malen und Zeichnen. Schon 1779 wurde er mit Hetsch in Hohenheim als Dekorationsmaler, auch von Guibal, gleichfalls mit Hetsch, beim Malen des Deckengemäldes im Speisesaal der Akademie in Stuttgart verwendet. An demselben Tage wie Dannecker, Scheffauer und Hetsch, am 15. Dezember 1780, ist er als Hoftheatermaler aus der Karlsschule entlassen worden. Er hatte in dieser, wie Dannecker als „meist lustig" bezeichnet, sich des vertrauten Verkehrs mit Schiller zu erfreuen, wovon er durch das bekannte Bild, wie der junge Dichter seinen Kameraden im Bopserwald über Stuttgart Szenen aus den Räubern vorliest, Kunde auf die Nachwelt brachte. Viktor Heideloffs Sohn Karl, der die Skizze des Vaters für die Zusammenkunft der „letzten Fünf" an Herzog Karls Geburtstag 1856 genauer ausführte,[304] hat sie, wie wohl anzunehmen ist nach Mitteilungen des Urhebers, in breiter Darstellung erläutert,[305] die sich in folgendem zusammenfassen läßt: Auf der Kranken-

stube, wohin Schiller mit seinen Kameraden Dannecker, Hoven, Kapf, Heideloff und Schlotterbeck gebannt war, arbeitete er eifrig an den „Räubern", wobei er sich von dem bereits in der Theatermalerei geübten Heideloff in doppelter Hinsicht unterstützt sah: in der bühnentechnischen Gestaltung dieses seines ersten dramatischen Versuches, sowie darin, daß ihm jener, gegen das Verbot, im Krankenzimmer zu arbeiten, die Nachsicht des Krankenwärters erwirkte, der in Heideloffs elterlichem Hause bekannt war. Nach erfolgter Genesung benützten die oben genannten, in den Plan eingeweihten einen gemeinsamen Spaziergang auf den Bopser an einem Sonntagmorgen im Mai, sich tiefer in den Wald abzusondern, wo Schiller unter einer Föhre die um ihn gelagerten Freunde durch Vorlesen aus seinem kraftgenialischen Drama tief bewegte. Man hat die bevorzugte Stelle, welche Heideloff sich selber auf dem Bilde gegeben, und die Aussage des Sohnes von dem Einfluß des Vaters auf die Anfänge der dramatischen Laufbahn Schillers wohl mit Unrecht beanstandet:[306] Eitelkeit führt nicht notwendig auch zur Unwahrheit.



V. Heideloff

Vom Herbst 1782 an war der junge Hoftheatermaler mit seiner Gage von 400 Gulden zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris und Rom beurlaubt und hat dann daheim, als Hofmaler und Professor mit 800 Gulden Besoldung, mit Erfolg „dem herrschenden barocken Stil entgegengearbeitet und eine vernünftigere Kunstform eingeführt".[307] 1789 weilte er nochmals in der französischen Hauptstadt.[308] Später arbeitet er in Weimar. Thouret, von Goethe 1797 in Stuttgart entdeckt und für den Umbau des Weimarer Residenzschlosses empfohlen, zog in den Jahren 1798 ff. mit dem Bildhauer Isopi und den Stukkatoren Friedrich und Hoffmann öfters auch den Maler Heideloff zu den dortigen Arbeiten bei.[309]

Er hat dann nicht mehr lange wirken dürfen, da er das Augenlicht fast völlig verlor und bei König Friedrich, wie der Sohn, schwerlich mit Grund, behauptete, durch Danneckers Schuld, in Ungnade fiel. Bald auch seiner Pension beraubt,[310] ist er 1817, am 11. Mai gestorben. Unter dem, was von ihm veröffentlicht worden, erhalten seinen Namen am nachhaltigsten ein Blatt: die Jagd am Bärensee (1782) und die nach seinen Aquarellen von Duttenhofer dem älteren, d'Argent, Schöpflin und andern gestochenen vierzig Blätter zu G. H. Rapps von Schiller gerühmter Beschreibung des Hohenheimer Schloßgartens in Cottas Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde 1795 ff. Auch Viktors Sohn, Karl Alexander Heideloff, 1788—1865, lebt, mehr als durch seine meist unglücklichen Baurestaurationen, durch einige seiner Veröffentlichungen fort, insbesondere das schöne Werk: Die Kunst des Mittelalters in Schwaben, mit der Fortsetzung: Baudenkmale aus Schwaben (Stuttgart 1856 ff.).

Christian Jakob Schlotterbeck

1757—1811

Durch Heideloffs Bild der Räubervorlesung (S. 313) als Jugendfreund Schillers nachgewiesen, ist Schlotterbeck mit manchen seiner Genossen, auch den größten, Dannecker und Gotthard Müller, ein Zeuge für den Umschwung, der durch die Aufhebung der Karlsschule 1794 zum Nachteil des württembergischen Kunstbetriebs eingetreten ist:[311] der anerkannt tüchtige Maler und Hofkupferstecher mußte sich mit einer Privatschule durchhelfen und zuletzt froh sein, als Schloßverwalter in Böblingen seinen Lebensunterhalt zu finden.



C. J. Schlotterbeck

Der Sohn eines Maurers, war er in diesem Städtchen am 23. Juli 1757 geboren. Herzog Karl soll ihn nach seiner

Weise von der Straße weg mit in seine Akademie auf der Solitude genommen haben, als der Junge dem Fürsten mit einer lateinischen Ansprache ein Ölbildchen: Hirsch in dichtem Baumschlag überreichte.[312] Seit April 1774 Zögling der Schule, wurde er 1781 oder 1782 Angestellter der herzoglichen Kupferstecher- und Kupferdruckanstalt bei der Akademie, mit 300, später 250 Gulden Jahresgehalt und der Hälfte, später zwei Drittel des Preises, um welchen jede gestochene Platte von dem Vorstand der Anstalt, Professor Gotthard Müller, angeschlagen wurde — gewiß ein kümmerliches Dasein, wenn nach einer vorliegenden Rechnung in fast anderthalb Jahren nur für 836 Gulden Arbeit aufgetragen und geliefert wurde.[313] Da in der folgenden Kriegszeit der Erwerb noch geringer wurde, zog der „Hofkupferstecher" 1796 oder 1797 mit Weib und Kindern nach seiner Vaterstadt, wo er den Gnadenposten eines Schloßkastellans erhielt und schon am 15. August 1811 gestorben ist.[314]

*

Als die Urheber des Zerwürfnisses zwischen Schiller und Scharffenstein kennen wir aus dem leidenschaftlichen Abschiedsbrief des ersteren die Kameraden Boigeol und Grub, denen mit seinem Spott über den jungen Dichter in einer „groben, nicht ohne Witz erfundenen Posse", der „französisch gebliebene" Landsmann Boigeols und Scharffensteins, Masson, vorangegangen war (S. 150). Dabei wird gelegentlich auch Gegel erwähnt.

Peter Konrad Masson

1758—c. 1820

Mit dem ersten größeren Trupp junger Mömpelgarder, die im Mai 1771 auf die Solitude eingeliefert wurden, kam auch des chatelain (Kastellan) de Dannemarie, greffier (Schreiber) de seigneurie de Blamont, älterer Sohn, dreizehn Jahre alt, evangelisch, ein naher Verwandter Grammonts (siehe unten), in die Militärpflanzschule. Er erhielt 1774, in welchem Jahr er nur noch eine „arme Mutter" hat, 1776, 1777 und

1778 Preise im Fechten, heißt 1778 Leutnant und wird am 27. September 1779 als solcher „ausrangiert“. Schiller will nach dem 1774 für den Herzog aufgesetzten Bericht über die Abteilungsgenossen mit Masson nur wenig bekannt geworden sein,[315] während dieser über jenen leichthin urteilt: il ne manque pas d'esprit, mais son humeur mélancholique le rend peu sociable; il me paroit fort apliqué et avoir du gout pour la Poësie.[316] Im Adreßbuch finden wir Masson als Leutnant im Nicolaischen Artillerieregiment 1785 zum letzten Male. Er ging nach Rußland, wo er es zum Oberst brachte und die Tochter eines Generals Melissino heiratete, auch seinem Bruder, dem Dichter Charles François Philibert Masson (1762—1807), eine Stellung verschaffte. Von Kaiser Paul mit seinem Bruder ausgewiesen, ließ Peter Konrad sich in Bayreuth nieder, wo seine Schwester wohnte, nachdem sie Erzieherin der Prinzessin Katharine von Württemberg, späteren Königin von Westfalen, gewesen war. Später scheint er nach Erlangen gezogen zu sein, von wo er 28. Dezember 1816 an den ehmaligen Schulfreund Scharffenstein, der ihm „interessante Fragmente“ (seine Jugenderinnerungen?) geschickt hatte, einen französischen Dankbrief richtete.[317] Darin politisiert er über Mömpelgard, Preußen, den „langen Darm von Memel bis Saarlouis, den der nächste Sturm zerreißen werde“, den Bundestag u. s. w. Quant à la littérature elle n'offre rien d'interessant. Nulle part de l'Allemagne ne produit que des sonnets, des nouvelles, de petits romans, des drames médiocres et un déluge de pamphlets politiques. Nous avons quelques milliers de législateurs et fabricateurs de constitutions — chaque Magister en fait une ou deux. Schließlich bittet er um Nachricht über die Freunde in Stuttgart, wenn Scharffenstein dahin komme. Masson war selber unter die Dichter gegangen: 1815 erschien zu Nürnberg ein Epos von ihm: Les Sarrasins en France, nachdem die kaiserliche Zensur den Druck mehrere Jahre hingehalten hatte, weil der Verfasser sich weigerte, die verlangten Änderungen vorzunehmen. Er soll gegen 1820 gestorben sein.[318]

Georg Friedrich Voigeol

1756—1843

Der Kaufmannssohn aus Hericourt in der Grafschaft Mömpelgard, Georg Friedrich Voigeol, geboren 29. Dezember 1756, trat am 24. Dezember 1773 in die Militärakademie auf der Solitude ein, um die Rechtswissenschaft zu studieren, erhielt 1778 Preise im württembergischen Privatrecht, in der Diplomatik und der englischen Sprache und wurde am 15. Dezember dieses Jahres entlassen, um die Stelle eines Sekretärs bei der Regierung in Mömpelgard anzutreten. Im württembergischen Adreßkalender finden wir ihn letztmals 1797 unter den Mömpelgarder Sekretären als procureur général, ajoint avec le rang et caractère de conseiller de Régence actuel. Im August 1805 wird er im württembergischen Departement der auswärtigen Angelegenheiten als Geheimer Legationssekretär, mit Rang und Charakter eines Regierungsrats und einer Besoldung von 1000 Gulden, „zur französischen Korrespondenz und Aufsätzen, auch andern seinen Fähigkeiten angemessenen Arbeiten bei den Balleyen des churfürstlichen Staatsministerii und Geheimen Rats" angestellt und „ihm als Entschädigung seines Verlustes pro praeterito für rückständige Besoldung und Emolumente eine Aversalsumme von 10000 Livres verwilligt". Seit 1805 verheiratet mit der Tochter eines Expeditionsrats und württembergischen Pflegers in Eßlingen,[319] nahm er, 1817 in den Ruhestand versetzt und von der Frau schnöde betrogen,[320] seinen Aufenthalt an verschiedenen Orten, in Straßburg, wo seine Söhne studierten, in Besançon, Genf, zuletzt in Basel, wo er im siebenundachtzigsten Lebensjahr am 17. Februar 1843 gestorben ist.[321]

Schiller hatte auf der Solitude den Sechzehnjährigen als Menschen, Christen und Freund besonders günstig beurteilt,[322] dann aber von ihm, wie von seinem Landsmann Scharffenstein, als kühlen Kritikern und vermeintlich Treulosen, sich in beweglichem Schreiben mit schwerem Herzen abgewandt.[323] Auch

von Boigeol, wie von Scharffenstein, nicht für immer: wir wissen durch Petersen, daß Schiller jenem die Handschrift seiner ersten akademischen Rede geschenkt hat (S. 204), und mit einem Brief, der freilich nicht beantwortet wurde, aus Paris, 1. Oktober 1795, wollte Boigeol sein Andenken bei dem Dichter erneuern.[324] Auch an Scharffenstein machte sich der Landsmann wieder. Im Nachlaß des Generals liegt ein französischer Brief Boigeols, aus Stuttgart 1. Mai 1813, mit welchem er ihm eine Karte von Deutschland in fünfundzwanzig Blättern schickt, die jetzt, da der Kriegsschauplatz in diesem großen Gebiete sei, besser sich in Scharffensteins als in seinen Händen befinde. Er dankt dem Freund für einen einst ihm erwiesenen Dienst und für die Erneuerung des Andenkens und fährt dann fort: er sei aus Frankreich, wo er als Richter gänzlich parteilos gewirkt, nach Württemberg zurückgekommen mit der Hoffnung, alle seine alten Freunde auf der Seite des Königs und der Regierung zu finden, und er habe von der Pflicht, zu dieser zu stehen — das wird in langer Deklamation ausgeführt — als Angestellter im auswärtigen Ministerium sich doppelt überzeugt. Aber er lebe als Fremdling in dem Lande, in welchem die Interessen sich auf den Nutzen beschränken. Er wünscht darum eine Vereinigung aller Aufgeklärten und Verständigen zur Beförderung der Humanität — wie er deutsch hinzufügt: „eine Gesellschaft von Menschenrettern" — und schließt: „ton dévoué et vrai ami B." Ganz der richtige französische Legitimist und Freimaurer!

Ludwig Friedrich Grub

1760—1818

Im Juli 1788 schrieb der junge Ferdinand Huber, Legationssekretär in Mainz, an Körner: „Ein hübscher Auftritt, den ich dieser Tage gehabt habe, wird mir Stimmung geben, bald an Schiller zu schreiben. Ein Postkommissar aus Köln, den ich eine halbe Viertelstunde in Koblenz im Gasthofe gesprochen hatte, erkannte mich hier an einer table d'hote wieder,

und da wir nebeneinander saßen, hielten wir's beide für Pflicht, miteinander zu reden. Im Gespräch kam's heraus, daß er ein Schwabe wäre, ich fragte ihn, woher? Aus Stuttgart. Ob er auf der Akademie studiert hätte? Sehr lange. Ob er Schillern kännte? Sehr gut, und da sprang er beinahe auf, um zu wissen, was mich zu der Frage veranlaßte. Nun kam's heraus, daß er zu dem engern Ausschuß der Akademie gehört hatte, von dem uns Schiller so oft erzählt hat, wo er seine Gedichte herumgehen und kritisieren ließ, die das Repertorium, die Anthologie und andere Sachen miteinander herausgegeben hatten. Ich nannte ihm die Namen der übrigen Glieder dieses Klubs, deren ich mich aus Schillers Erzählungen erinnerte, so daß der Mensch halb toll vor Freude wurde und mit Tränen in den Augen und dem ganzen Ausdruck des schwäbischen reinen gutmütigen Enthusiasmus mir beständig die Hände drückte und sein Entzücken nicht genug ausdrücken konnte. Dieses so wahre, so ungekünstelte Bild der wieder auflebenden Erinnerung an Jünglingsjahre rührte mich sehr. Der Mensch hatte zu jener Zeit sich mit Literatur, mit Idealen beschäftigt, nun lebt er schon lange in trockenen Arbeiten und um und um von Barbarei und Erbärmlichkeit umgeben; weil ich ihm die alten Freuden lebhaft wieder ins Gedächtnis rufte, war ich ihm ein Engel vom Himmel, ich machte mir und ihm die Freude, alle die kleinen Züge wieder aufzusuchen, deren ich mich von Schillern her erinnerte. Kurz ich habe, seit ich Euch verlassen habe, keinen schöneren Augenblick gehabt. Ich habe ihm versprochen, ihn in Köln zu besuchen, das nur drei Meilen von hier ist, und ich werde es halten, wenn ich nur irgend Möglichkeit finde." [325]

Huber benachrichtigte von dem Zusammentreffen auch Schiller, der etwas frostig antwortete:[326] „Des akademischen Freundes, den du in Bonn aufgetrieben hast, erinnere ich mich recht gut; aber besonders liiert waren wir niemals. Er machte den Weichling in der Akademie und unsere Wege gingen nicht zusammen. Da er aber" — fährt er, von der Erinnerung doch bewegt fort, — „darin grau geworden ist

wie ich und alle ihre Epochen mit mir hat werden und endigen sehen, so hat uns die Gewohnheit oder die Zeit einander so ans Gedächtnis hingenagelt, daß es für eine Espece von Kameradschaft gelten kann. Alle akademische Freundschaft und so alte vollends haben ihren Wert bei mir." Der also in Schillers Briefwechsel Fortlebende war der **Grub**, dem Schiller im Bericht an den Herzog 1774 ein besonders gutes Zeugnis ausgestellt hatte,[327] dann aber in jenem Abschiedsbrief an Scharffenstein mit die Schuld beimaß, daß dieser ihm entfrembet wurde:[328] ... „wie sehr du mein Herz geplagt, daß du dich so hinter Grub gemacht hast. Du weißt und solltest, konntest auch wohl wissen, warum ich auf den Menschen nichts halte, er ist bösen Herzens und kleinen Herzens! Sollte er dein Freund sein, der, den viele meiner Kameraden fliehen, der ist an der Seite dessen, der mein Einziger sein will? Mein Einziger geht an der Seite meines Verhaßten?"

Schulfeindschaften währen selten lange. Im Herbst 1784 finden wir Schiller und Grub in Mannheim in freundlichem Verkehr, und da letzterer rasch nach Rothenburg ob der Tauber abgerufen ward, schreibt er von da aus an den Dichter einen durch das schöne Buch von Speidel und Wittmann bekannt gewordenen Ergebenheitsbrief, erbietet sich, für die Rheinische Thalia in der fränkischen Gegend, sowie in Regensburg, München, Augsburg, wo er „mit den besten, aufgeklärtesten Köpfen in genauer Verbindung stehe", Liebhaber zu werben; auch möge sich Schiller nur an ihn wenden, wenn er etwas mit den Reichsposten abzumachen habe; und schließlich will er den Namen des jungen Dichters sogar in Italien verbreiten; kurz, der Taxissche Commissaire de la révision des postes impériales wäre glücklich, wenn er dem Mannheimer Theaterpoeten einen Dienst erweisen könnte.[329]

Was wissen wir nun von dem Reichspostmann?[330] Herzog Karls katholischer Kammerdiener Andreas Grub hatte von seiner Ehefrau Luise Barbara, Tochter des Kaiserlichen Reichsposthalters Speidel in Knittlingen, vier Söhne, wovon die zwei älteren in Stuttgart geborenen den Herzog selbst und

andere hohe und höchste Herrschaften zu Taufpaten hatten. Der Kammerdiener erhielt 1762 das Amt seines Schwiegervaters in Knittlingen, starb aber schon im Mai 1766. Am 7. April 1773, drei Monate nach Schiller, wurden seine älteren Söhne, Ludwig Friedrich Johann, geboren 3./4. Januar 1760, und Philipp Friedrich, geboren 11. Oktober 1762, in die Militärpflanzschule aufgenommen, während gleichzeitig ihre Mutter mit der Posthalterei in Knittlingen begnadet wurde; sie ging im folgenden Jahr eine zweite Ehe mit dem Haushofmeister des Geheimenrats v. Gemmingen in Heilbronn, Kauzmann, ein und starb, von ihm getrennt, 1790. Von ihren Söhnen trat der jüngere schon im August 1774 auf der Solitude wieder aus, Ludwig Friedrich aber studierte eifrig die Rechtswissenschaft, erhielt 1775 und 1778 Preise in Geometrie, römischem Recht und Heraldik, lieferte 1779 eine Probeschrift De fatis ordinis succedendi in feuda legitimi und verließ die Akademie im Herbst 1780. Nachdem er eine Zeitlang Parastat (Hauslehrer) in Frankreich gewesen,[331] trat Grub für lange Jahre in den Fürstlich Thurn und Taxisschen Postdienst ein. 1784 ist er Post- und Kommissionsaktuar in Regensburg; 1785 wird der Post-„Kommis" von Schweinfurt Offizial bei dem neu errichteten Postkommissariat Köln, 1789 adjungierter Postkommissarius mit 400 Gulden Gehalt, die bald auf 500 und 1792, als ihn der Herzog von Württemberg zum Residenten in Köln ernannte, auf 700 Gulden erhöht werden. Grub heiratet 1793 eine Tochter des verstorbenen Hofkammerrats v. Mastiaux in Bonn, Mündel des kurkölnischen Geheimenrats v. Pelzer. Neben seinem Postdienst ist der mit „vorzüglichen publizistischen und juridischen Kenntnissen" ausgestattete — schon 1786 erschien von ihm eine Schrift: Über einige Reichsstädte Deutschlands, ein Wort zu seiner Zeit geredet von einem Staatsbürger[332] — zeitweise bei der kurpfalzbayerischen Regierung in Düsseldorf tätig, wird auch zum kurfürstlich-mainzischen Hofrat ernannt und daraufhin wirklicher und referierender Hofrat mit Sitz und Stimme bei der fürstlichen

Generalpostdirektion Regensburg und der ansehnlichen Besoldung von 1970 Gulden. 1805, nach erfolgreicher Unterhandlung am kurbadischen Hof in Karlsruhe, findet der Hofrat Anstellung bei Geheimer Kanzlei zur Beratung und Bearbeitung der wichtigeren in das Publico-politicum, das Archiv- und Registraturwesen einschlagenden Gegenstände. 1806 sucht ihn die württembergische Regierung für den Staatsdienst zu gewinnen, ebenso 1808 die bayerische, als er in München wegen des Übergangs der Post an den Staat zu verhandeln hatte. Da er im Dezember 1810, mit Beibehaltung des Charakters, nach Eisenach als Postkommissär versetzt werden soll, nimmt Grub im Januar 1811 seine Entlassung mit 2400 Gulden Pension und 500 Gulden Extragratifikation, gegen die Verpflichtung, sich zu Verschickungen und Geschäften, „wie Wir es angemessen finden", verwenden zu lassen; er zieht mit Erlaubnis des Großherzogs von Baden nach Bruchsal, später nach Karlsruhe. An letzterem Orte wird er 1814 Oberpostdirektor, geht im Juli 1816 mit Staatsminister v. Berckheim „zum Badgebrauch nach Baden bei Rastatt" und stirbt in Karlsruhe 18. Oktober 1818.[333]

Friedrich August Leopold Gegel

1760— ....?

Der Pfarrerssohn Georg Jakob Gegel von Diefenbach bei Maulbronn war als Landkriegskassier in der unseligen Montmartinszeit deren Werkzeug und Opfer geworden,[334] hatte Herzog Karls Gunst und Ungunst reichlich erfahren und endlich dem Geheimen Kabinettsekretär Feuerlein seine Stelle abgekauft, ohne sie je antreten zu dürfen, als der Fürst, wohl in einer Anwandlung von Mitleid, am 9. Mai 1772 zwei Söhne Gegels und seiner Ehefrau, Charlotte Mezler von Obereßlingen, in die Militärpflanzschule aufnahm. Der ältere, Friedrich August Leopold, geboren Stuttgart 14. Februar 1760, studierte Kamerale und erhielt 1773 und 1775 Preise in der Religion, lateinischen Sprache und für die Conduite,

während der andere Mediziner wurde. Jener verließ die Akademie am 29. September 1780, um zunächst einer der vielen schwäbischen Hofmeister im Ausland zu werden.

Gegel war als solcher sechs Jahre im Hause eines Herrn Poietevin zu Montpellier und wurde bald Mitglied der dortigen société royale des sciences. 1787 übernahm er die Stelle des gouverneur du fils de M. le Vicomte de Polignac in dem nahen Mezouls und schrieb von da am 12. August dieses Jahres[335] an den „wertesten Freund, verdienstvollen Mann" Schiller, daß er seine Räuber, die auch ins Französische übersetzt seien, sowie Kabale und Liebe rühmen höre, auch in einem Prospektus (aus der Thalia) lese, daß die Räuber ihm viele Feinde und Verfolger zugezogen haben. „Wer konnte wohl sich einbilden, daß jenes Schauspiel, von dem wir ehemals öfter miteinander auf dem Krankenzimmer gesprochen, dir so viel Verdruß bringen würde? ... Wenn ich dir zu etwas in Frankreich dienen kann, so schreibe mir es; ich habe ziemlich Freunde hier zu Lande, selbst zu Paris. Dein Schicksal interessiert mich außerordentlich, ich kenne deine Denkungsart, dein Herz; deine Einbildungskraft ist brennend und feurig, dein Herz ist edel ..." Hienach ist dieser ältere Gegel nicht bloß derjenige, der Schiller dem Herzog als sehr verträglich, ausnehmend befähigt und fleißig, mit großem Hang zur Dichtkunst rühmt,[336] während Schiller ihn zusammen mit August Hoven als noch jugendlich unüberlegt, fürwitzig, veränderlich schildert[337] — er ist auch ohne allen Zweifel der, wohl durch Verwechslung mit dem Aufseher Göbel so genannte, Gebel, an dessen Bett in der Akademie Schiller unter dem Gelächter der Kameraden mit dem stärkeren Scharffenstein sich messen mußte,[338] was mit Veranlassung des Zerwürfnisses der beiden Freunde wurde.



Gegel um 1780

Bei den Akten der Karlsschule im Stuttgarter Staatsarchiv liegt, als für uns letztes Lebenszeichen Gegels, ein

französischer Brief von ihm an den Intendanten Seeger aus Wien, 6. November 1793, worin er den Tod seines Wohltäters Karl Eugen umso schmerzlicher beklagt, als er Sein Wohlwollen par un sort fatal verloren habe. Ein Bruder, Gottlob Friedrich Gegel, der jünger als die beiden Karlsschüler war, ist 1813 als Bau- und Gartenkassier in Ludwigsburg gestorben, ohne Nachkommen, von denen wir näheres hätten erfragen können.

*

Nun noch ein Dutzend Namen, die in Schillers Jugendgeschichte begegnen und deren Träger teilweise nur durch diese bekannt geblieben sind, allesamt aber in ihr späteres Leben das erhebende Bewußtsein mitgenommen haben, Zöglinge der Hohen Karlsschule und Genossen des unsterblichen Schiller gewesen zu sein.

Armbruster. In Seybolds Neuem Magazin für Frauenzimmer Mai 1787 stand ein Gedicht: „Menschenleben. Nach J. J. Rousseau", mit dem bekannten Vers:

> Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
> Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
> Der ihn hudelt, ha! und ihm der großen
> Römer Weisheit auf den Rücken malt.

Dieses Poem hat Boas in seinen Nachträgen zu Schillers Werken und haben ihm nach spätere Biographen und Sammler als Schillerisch veröffentlicht, bis Boas selbst in dem nach seinem Tode von Maltzahn herausgegebenen Buch: Schillers Jugendjahre [339] den Irrtum berichtigte mit der Vermutung: „Armbruster gehörte zu den Stuttgarter Jugendbekannten von Schiller, darum interessierte sich dieser vielleicht für das Gedicht und nahm eine Abschrift davon, bei welcher Gelegenheit er zugleich den Text ein wenig glättete. Die Schillersche Abschrift mag später einem anderen Freunde des Dichters zu Händen gekommen und durch ihn, im guten Glauben, dem Morgenblatt (1810, Nr. 252: Kurze Schilderung des menschlichen Lebens. Von Schiller in seinem sechzehnten Jahre gedichtet) übergeben worden sein." Sonst ist von Beziehungen Schillers zu Armbruster nur noch bekannt, daß letzterer Beiträge zu Stäudlins Musenalmanach auf 1782 geliefert und Schiller in seiner bekannten Rezension im Wirtembergischen Repertorium der Litteratur [340] einige Epigramme gelobt

hat, mit dem Anfügen: „Armbruster ist ganz ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden."

Auf der Solitude, wo der am 1. November 1761 in Sulz am Neckar geborene Johann Michael Armbruster 1775, gerade vor dem Umzug der Anstalt nach Stuttgart, als Gärtnerlehrling eingetreten, und später in Stuttgart, von wo er 1779 als Gärtner nach Hohenheim gekommen ist, wird er schwerlich viel Verkehr mit dem zwei Jahre älteren Mediziner Schiller gehabt haben. Er wurde noch in dem genannten Jahr 1782 Sekretär bei Lavater in Zürich, dessen physiognomische Fragmente er im Auszug herausgab. 1786 ging er nach Konstanz, von da als österreichischer Polizeikommissär nach Freiburg im Breisgau, 1801 nach Wien, wo er im folgenden Jahr Zensor, 1805 Hofsekretär wurde. Kränklichkeit und andere Bekümmernisse trübten bald sein Leben, dem er am 14. Januar 1814 durch einen Schuß ein Ende machte.

Batz. „Beschreibung der Hohen Karls-Schule zu Stuttgart. In eigenem Druck und Verlag. 1783" — nennt sich die älteste, recht gute Beschreibung, die, veranlaßt durch mancherlei literarische Angriffe auf die Anstalt, noch immer ihren Wert hat. Ihr Verfasser war der junge Professor der Institutionen, des Völker- und Kriegsrechts, August Friedrich Batz, von dem wir uns aus Professor Abels Leben erinnern, daß er im November 1783 Schiller in Mannheim aufs angenehmste überraschte — „Baz, ein anderer Freund von mir", wie Schiller an Henriette Wolzogen schrieb,[341] „ein Jugendfreund Schillers", wie Abel ihn in seinen späteren Aufzeichnungen nennt.


Professor Batz

Batz war zu Regensburg am 14. Januar 1757 geboren als Sohn des schwedisch-vorpommerischen Reichstags-Gesandtschaft-Sekretärs Karl Batz und der Sophie Obermeyer, Tochter eines markgräflich-ansbachischen Beamten in Feuchtwangen. „Die Eltern," schreibt er selbst,[342] „erzogen mich christlich und fromm. Mein Vater und ein Privatlehrer gaben mir den ersten Unterricht. Ich hatte das Unglück, diesen guten Vater im zwölften Jahre meines Alters zu verlieren. Da meine Mutter keinen Witwengehalt bekam und nicht Vermögen genug hatte, mich studieren zu lassen, so gelang es ihr, durch einen Freund meines Vaters im Jahre 1773 meine unentgeltliche Aufnahme in die herzoglich württembergische damalige Militär-

akademie zu bewirken." Dort „widmete er sich anfangs dem Kriegsstand", wählte dann aber das Studium der Rechtswissenschaft. Seit 1775 Jahr um Jahr mit Preisen ausgezeichnet, 1777 mit v. Mandelsloh und v. Breitschwert zum Chevalier des kleinen Ordens ernannt und damit unter die Cavaliers eingereiht, verließ Batz am 15. Dezember 1778 die Akademie als titulierter Regierungssekretär, mit der Erlaubnis, nach Regensburg zu seiner Mutter und seinem Stiefvater, dem brandenburg-ansbachschen Legationsrat Schnell, zurückzugehen und das dortige württembergische Gesandtschaftsarchiv zu benützen, wogegen er dem Herzog von Zeit zu Zeit ausführliche Komitialberichte erstatten sollte. Ein ihm versprochenes Wartgeld von 100 Gulden wurde, wie es scheint, nie ausbezahlt; die Hoffnung auf eine schwedische Gesandtschaft-Sekretärsstelle (1781) oder auf Empfehlung nach Rußland durch Herzog Karl (1782) blieb unerfüllt. Da befreite ihn endlich 1783 von schwerem Druck der Ruf auf eine außerordentliche Professur an der inzwischen zur Universität erhobenen Akademie, wo er römisches Recht, Völker- und Kriegsrecht lehrte und schon im folgenden Jahre Ordinarius wurde. Er verheiratete sich mit der Tochter des Physikus zu Regensburg, Dr. Schäffer, Susanna Katharina, die ihm mehrere Kinder schenkte, von denen ein Sohn (Friedrich Karl Leopold, geboren 1788, gestorben 1856 als Oberst und Adjutant König Wilhelms) und eine Tochter ihn überlebten. Nach der Aufhebung der Karlsschule stellte Herzog Ludwig 1795 Batz als Legationsrat in Regensburg an. 1801 schickte ihn Herzog Friedrich in seiner Entschädigungsangelegenheit nach Berlin, ernannte ihn als Kurfürst 1803 für seine neu erworbenen Lande zum Geheimen Legationsrat bei dem Kabinettsministerium in Stuttgart, 1805 zum Direktor an dem Appellationsgericht und der Regierung in Ellwangen. Bei der Vereinigung der neuen Lande mit Altwürttemberg zum Königreich, 1806, wurde Batz vorsitzender Rat bei dem Oberappellationstribunal in Tübingen, erhielt aber öfters diplomatische Aufträge und war 1812—1814 Gesandter in der Schweiz, wofür ihn der König zum Staatsrat und Kommandeur des Zivilverdienstordens ernannte. Unter König Wilhelm zuerst Direktor des Appellationsgerichts in Rottenburg, dann Chefdirektor des Gerichtshofes in Tübingen, starb der verdiente Beamte am 10. Februar 1821. Drei Jahre vorher hatte er seinen Lebensabriß mit den Worten geschlossen: er wäre schon bei einem heftigen und beinahe tödlichen Anfall 1816 und 1817 — was er hoffe, daß der Fall stets sein werde — mit der großen Beruhigung gestorben, seine Pflichten als Mensch, Gatte, Vater und Staatsdiener selten und mit kaltem Blute nicht leicht verabsäumt zu haben; festes Vertrauen auf Gott und unerschütterlicher Glaube an sein heiliges Wort werden ihn nie ver-

lassen und bei der bitteren Trennung von den lieben Seinigen für ihn Trost und süßes Labsal sein. Batz' Nachkommen wurden, als einer altadeligen Familie Frankreichs entstammt, 1838 geadelt.

Duttenhofer. In das zum Besten der Errichtung des Dichterdenkmals in Stuttgart 1837 herausgegebene Schilleralbum schrieb sich der „Oberst Duttenhofer, Oberwasserbaudirektor, ehemaliger Zögling der Karls-Hohenschule und mit Schiller von gleichem Alter" mit dem nicht üblen Vers ein:

Das Gleiche haben wir als Jünglinge gedacht:
Der Menschheit, galt es uns, die Wege zu bereiten;
Im Reich der Geister hast du freie Bahn gemacht,
Ich konnte Straßen nur durch Dorn und Felsen leiten.

Vom Vater, einem seines Amtes verlustig gewordenen Pfarrer, zum Studium der Theologie bestimmt, wurde der am 3. August 1758 (in Oberensingen am Neckar?) geborene Karl August Friedrich Duttenhofer am 9. Januar 1773, acht Tage vor Schiller, in die Militärpflanzschule als Studiosus juris civilis et cameralis aufgenommen, an demselben Tage wie Schiller als Lehrer der Mathematik an derselben entlassen, 1782 zum Doktor der Philosophie, der erste an der neuen Hochschule, kreiert, nach Aufhebung der Akademie Ingenieur-Leutnant und Wasserbaudirektor, 1796 Ingenieur-Hauptmann, 1798 Major und Oberwasserbaudirektor, 1803 Mitglied der Direktionen des Landbaus, des Straßen-, Brücken- und Wasserbaus, 1807 Vizedirektor des Oberbaurats, Oberst, Mitglied der Hofdomänenkammer. Seine Verdienste um die Schiffbarmachung des Neckars, das Mühlenwesen im Lande, den Brückenbau, die Stuttgarter Wasserversorgung waren anerkannt, zogen ihm aber auch Neid und zeitweilige Kränkung zu. Hochbetagt starb Duttenhofer in Stuttgart am 16. Dezember 1836.[343] Ein schönes Denkmal hat ihm der Kieler Physiker Christoph Heinrich Pfaff, ehemaliger Karlsschüler, in seinen Lebenserinnerungen (S. 53) gesetzt: „Duttenhofer war Freund und Lehrer zugleich für mich, einer der edelsten Menschen, ich möchte sagen wie aus dem Paradiese genommen, dabei höchst talentvoll. Als Leutnant befand er sich früher in unangenehmen Verhältnissen, seine spätere Laufbahn war glücklicher: bei seinem großen mathematischen und zugleich praktischen Talente verwaltete er auf eine höchst würdige Weise das Amt eines Wasserbaudirektors für das ganze Land. ... Unsere wechselseitige herzliche Freundschaft dauerte bis an seinen Tod fort. ... Als ich dem Rufe eines Professors in Kiel folgte, bereitete er mich noch durch einen gründlichen Unterricht in der Optik vor, wie er denn namentlich in diesem Zweige der

Experimentalphysik eigentümliche höchst bedeutende Forschungen anstellte, die Goethe bei Ausarbeitung seiner Farbenlehre bekannt geworden sein sollen und auf die er angeblich großen Wert gelegt hat."

Gaupp. Am 15. Pluviose An 8, das heißt 5. März 1800, schrieb ein Gaupp, Prof. de Mathém. et de langues étrangères, Rue Cherche-midy Nr. 300 Fbg. Germain à Paris, à Monsieur Monsieur Schiller, historiographe à Saxe Weimar:[344] „Vor zwanzig Jahren kannte ich schon Schiller und genoß damahls seiner mir theuern Bekanntschaft in Stuttgardt. Schiller vollendete seine akademische Laufbahn, als ich sie gleichsam anfing, doch erinnere ich mich noch sehr wohl und mit Freuden, daß Schiller mir wohlwollte und ich unter der geringen Anzahl seiner Freunde, so seines freyen Umgangs genossen, einer war. Das Herz eines Biedern verschmäht Jugendfreunde nicht, darum will ich hoffen von Schiller erkannt zu seyn." Folgt die Bitte, seine vom ersten Germinal ab erscheinende „Decadenschrift, die sich teils mit einer neuen Sprachlehrart, teils mit deutschen litterarischen Artikeln aller Arten abgibt", mit „kräfftigen aber kurzen Beyträgen", auch „historischen oder kritischen Bemerkungen über die neuesten deutschen Werke", zu bedenken; schon bediene er sich seiner herrlichen Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. — Nach seinem Kalender (Ausgabe von Müller S. 239) erhielt Schiller den Brief erst am 26. Juni; eine Antwort verzeichnet er nicht.

Der einer Biberacher Familie entstammte Hauptmann im englisch-ostindischen Dienste, Georg Friedrich Gaupp, zog sich nach ehrenvollem Anteil an den Kämpfen, durch welche England den Grund zu seiner Machtstellung in Indien legte, nach Lörrach in Baden zurück, wo er als Besitzer einer Spinnerei und Weberei, wie später auf dem von ihm erworbenen Heimbronner Hof bei Pforzheim als Landwirt, durch allerlei Neuerungen und Verbesserungen sich einen Namen machte. Auch Herzog Karl wurde auf ihn aufmerksam, nahm 1773 zwei seiner Söhne, 1778 weitere zwei in die Akademie auf und beehrte den Vater 1779 mit einer Einladung zu den Festlichkeiten bei Anwesenheit des Herzogs von Weimar und Goethes, worauf 1781 und 1790 noch vier Brüder Zöglinge der Karlsschule wurden. Wie der dritte und vierte 1778 in diese kamen, davon erzählte man sich in der Familie eine echte Karl-Eugens-Anekdote: Der Herzog besuchte auf der Durchreise mit seiner Franziska den Gauppschen Hof und es nahmen die hohen Gäste ein Frühstück ein, während dessen die Kinder des Hauses die Ehre hatten, vorgerufen zu werden. Der Fürst unterhielt sich aufs herablassendste mit den Söhnen und hob plötzlich den Stock in die Höhe, indem er sagte: welcher von euch darüber wegspringen kann, wird in die Akademie aufgenommen.

Ohne sich lange zu besinnen, sprangen beide Brüder unter dem Stock durch. Diese Entschlossenheit gefiel dem Herzog und die Brüder wurden bald darauf Akademisten. Von ihnen ging der eine, Philipp Jakob, mit einem älteren Bruder, Karl Joseph, 1787 im Kapregiment nach Afrika;[345] der Schreiber des Briefes an Schiller kann also nur Johann Heinrich Gaupp sein, der, in Lörrach 16. (11.?) August 1765 geboren, am 15. Dezember 1778 in die Akademie eintrat, Jus studierte,[346] 1785 in die Stadt ziehen wollte, und als ihm dies verweigert wurde, entwich,[347] aber wieder eintrat und am 15. November 1786 rite die Anstalt verließ. Er wurde, nach gefälliger Mitteilung eines Großneffen, des Herrn Major z. D. Gaupp in Witten an der Ruhr, laut Familienüberlieferung Professor der Mathematik in Paris und soll dort mit seiner Frau unter dem Fallbeil gestorben sein, mit Hinterlassung eines Kindes, das der 1807 aus Indien zurückkehrende Oheim unter Beihilfe einer Schwester, Ernestine de Ferriet in Nancy, jahrelang vergeblich gesucht habe. Hieran wird nach dem obigen nur soviel richtig sein, daß der Professor 1807 schon gestorben oder doch verschollen war.

Grammont. Am 29. August 1771, demselben Tag mit Scharffenstein und zweiundzwanzig weiteren Mömpelgardern, wurde Joseph Friedrich Grammont, Sohn des Jean Frédéric Grammont, premier ministre dans l'Eglise parroissiale française in Montbeliard, und der Anne Cathérine née Bouthenot, geboren 11. September 1759, in die Militärpflanzschule eingeliefert. Bei der Vorprüfung an genanntem Tage bezeugt Professor Jahn von ihm: „liest recht gut Französisch, schreibt es ziemlich gut, ist in der lateinischen Sprache wohl gegründet, will die Theologie studieren, auch Zeichnen, die Musique und Mathematic lernen". Der begabte Junge, mit dem Abschiedsprädikat: Genie — recht gut, errang sich Preise im Griechischen (1774), in Algebra und Arithmetik sowie Universalgeschichte (1775), politischer Geographie (1776) und vertauschte später das juridische Studium mit dem medizinischen. Die bedrängte Lage der Seinigen — der Vater bittet 1775, ihm die Beschaffung von Kleidern und Büchern für den Zögling zu erlassen —, dann der Tod des Vaters im November 1779[348] erklären es, daß der, wie es scheint, zart angelegte Jüngling im Sommer 1780 von einem anhaltenden Nervenleiden befallen wurde. Die Akten der Karlsschule im Stuttgarter Staatsarchiv geben in den Berichten der Professoren und Kandidaten der Medizin, sowie Abels, des Professors der Seelenlehre, ein deutliches Bild nicht bloß des Verlaufs der Krankheit des unglücklichen Hypochonders, sondern namentlich auch einer Fürsorge für den Kranken, wie sie umsichtiger, liebevoll eingehender

nicht gedacht werden kann. Schiller war es, der die ärztliche Behandlung des Freundes ins Werk setzte. Von ihm verlangte Grammont am 11. Juni 1780 einen Schlaftrunk, und gestand ihm, daß er diese Welt verlassen wolle, worauf Schiller ihn beredete, auf die Krankenstube zu gehen, und veranlaßte, daß „die medizinischen Veteranen Tag vor Tag seine Ordonnanzen sein sollten". Mit Hoven, Jacobi, Liesching, Plieninger teilte sich darauf Schiller in die Pflege des Leidenden und in die tägliche Berichterstattung über ihn, und seine Rapporte [349] verraten ein besonders gutes Urteil und Geschick, den fortwährend mit Flucht- und Selbstmordgedanken Umgehenden zu behandeln.



J. F. Grammont

Die Sorgfalt und Mühe des jungen Seelenarztes wurde schlecht gelohnt. Der Intendant Oberst Seeger scheint im Verdacht, daß er das Begehren des Kranken, zu entweichen, heimlich unterstütze, den letzteren mißtrauisch gegen Schiller gemacht zu haben, während Grammont selbst gegen Plieninger es aussprach, daß er gerade Schiller und Hoven, sowie den Lehrern Abel und Klein, und nur diesen, trauen könne. Freimütig erhob der Gekränkte Einsprache in einem würdigen Schreiben [350] an den Vorgesetzten, dessen Antwort leider nicht erhalten ist. Da auch durch den Besuch einer liebenswürdigen Schwester Grammonts und dann einen Aufenthalt in Hohenheim, wo der Herzog persönlich sich seiner annahm, endlich eine Badekur in Teinach, von wo ein Dr. Kapff regelmäßige Berichte an seinen „Herrn Schwager" Leibmedikus Klein sandte, und wo 65 Gulden 19 Kreuzer Kurkosten für den Kranken aufgewendet wurden, keine wesentliche Besserung eintrat, wurde im Oktober an den Oheim Bouthenot in Mömpelgard geschrieben, Grammont

solle abgeholt werden. Im November glaubte man, er könne und wolle doch seine Studien an der Akademie vollenden. Aber als er in einer Nacht sich die Haare abschnitt und darüber einen ganz verwirrten Brief an den Intendanten schrieb, wurden die Angehörigen endgültig aufgefordert, ihn zu holen, mit der Vertröstung, der Herzog habe ihm bis zu seiner weiteren Versorgung ein Wartgeld von 50 Gulden jährlich ausgesetzt. Der Oheim wies zur Heimreise, die am 14. Dezember angetreten wurde, drei Louisd'or bei „Notter und Comp. in Calb" an. Am 23. Dezember dankte Grammont aus Mömpelgard in einem gezwungenen, aber nicht unklaren Schreiben dem Intendanten, am gleichen Tage bat auch der Leutnant Masson in Ludwigsburg für Grammont und sich als zwei Waisen. Weitere Briefe an denselben Wohltäter, aus Mömpelgard vom März 1782 und Straßburg, August 1782, besagen nichts Tatsächliches. Im Februar 1783 schreibt der Pastor Imer in Chaux de Fonds an Seeger, seit Martini vorigen Jahres sei Grammont in genanntem Ort und studiere die Musikuhren, deren Vervollkommnung er mit Erfolg anstrebe, was ihn sehr glücklich mache u. s. w. Der Intendant dankt am 9. März, überrascht, daß der philosophische Kopf auch für die Mechanik so geschickt sich zeige. Damit schließen die Karlsschulakten.

Später ging Grammont als Hauslehrer nach Rußland, das infolge der Verheiratung der württembergisch-mömpelgardischen Prinzessin Dorothea (Maria Feodorowna) mit dem Großfürsten-Thronfolger Paul — 1776 — viele Schwaben und Mömpelgarder anzog. Abel schrieb 1795, Tübingen 6. März, an Schiller: Grammont gebe ihm heute aus Petersburg Nachricht, daß er sich mit seiner Frau in Tübingen häuslich niederlassen wolle. Es scheint bei der bloßen Absicht geblieben zu sein. Dagegen wurde der Halbfranzose 1807 Gouverneur der königlichen Pagen in Stuttgart, und im folgenden Jahre Professor der französischen Sprache am dortigen Gymnasium, als welcher er 29. Dezember 1819 gestorben ist.[351] Seine Gattin, Susanna, geborne Gastard, starb dreiundneunzigjährig in Stuttgart 1862; von den Töchtern heiratete die ältere, Elise, den Verlagsbuchhändler Heinrich Erhard und wurde durch ihn die Stammmutter der Familien Werlitz und Bonz; die jüngere, Amène Eugénie, den Kaufmann, Landtags- und Parlamentsabgeordneten Friedrich Federer.

Haller. Aus Bauerbach richtete Schiller am 8. Mai 1783 an Henriette v. Wolzogen, die wegen ihrer in die Akademie aufgenommenen Söhne Stuttgart zu ihrem Wohnsitz gewählt hatte, die Bitte, die Seinigen auf der Solitude zu veranlassen, daß sie ohne Verzug seinen Shakespeare vom Leutnant Scharffenstein und seine Räuber vom Akteur Haller abholen lassen, welche Bücher die Gönnerin dann,

samt Briefpostpapier und lange ersehntem Marokko-Schnupftabak vom Kaufmann Merklin oder Bailing, auch seinem Porträt vom Scharffenstein, mitzubringen geruhen wolle.[352] Ende 1784 in Mannheim verwendet sich der Theaterdichter in einem Briefchen bei dem Professor Anton v. Klein, Herausgeber des Pfälzischen Museums, für den Magister Haller aus Stuttgart, von dem er eine Poesie in das Museum aufgenommen habe, daß er ihm zu seiner weiten Reise ins Österreichische ein kleines Honorar für seine Arbeit gewähren möge.[353] Einen schwäbischen Magister Haller hat es um diese Zeit nicht gegeben; der von Schiller empfohlene ist ohne Zweifel sein Akademiefreund, eben der Akteur Joh. David Friedrich Haller. Geboren zu Schorndorf am 10. Dezember 1761 als Sohn eines Feldwebels, scheint er beim Eintritt auf der Solitude am 1. Mai 1775 schon etwas von dem Wesen, das ihn hernach so beliebt machte, verraten zu haben: „Zeigt viele Freimütigkeit," sagt der Professor Harttmann von ihm in seinem Aufnahmezeugnis.[354] Am 15. Dezember 1781 wurde er unter die Hofmusiker eingereiht.



J. D. F. Haller

Im Jahre 1779 hatte Stuttgart durch den Herzog endlich ein „beständiges deutsches Theater" erhalten. In dem vom Hauptmann Fischer von Teinach hieher versetzten (1802 abgebrannten) Holzbau am Ende der Planie sollten die Eleven der Akademie und der Ecole des Demoiselles nun auch deutsche Vorstellungen geben, nachdem sie schon bisher im Opernhaus (dem 1750 umgebauten Lusthaus, das, 1844 noch einmal zum Hoftheater umgebaut, 1902 abgebrannt ist) italienische und französische Stücke aufgeführt hatten. Fremde fanden die Aufführungen, abgesehen von dem Orchester, mangelhaft. Auch der einheimische Augen- und Ohrenzeuge Streicher berichtet,[355] man habe nur kleine deutsche Opern aufgeführt, weil „unter allen, welche sich dem Theater gewidmet hatten, sich nur eine einzige Person fand, die wahrhaft großes Talent sowohl für komische als ernsthafte Darstellungen zeigte". Aber diesen einen, Haller, nennt Streicher einen „wahren Sohn der Natur" und meint: „wäre ihm damals das Glück geworden, in einer andern Umgebung zu sein, gute Vorbilder und Beispiele zu sehen, so hätte er einer der besten Schauspieler Deutschlands werden können". Auch die Berichterstatter über die Jahrhundertfeier von Herzog Karls Geburtsfest 1828, die Haug, Schlotter-

beck u. s. w., erinnerten sich mit Hochgefühl der „schönen Abende, die ihnen, um nur das Vorzüglichste unter vielem Guten zu erwähnen, der ernste Geist, wie der unerschöpflich heitere Humor Hallers, des Lieblings aller, schuf. Er stand Iffland nahe und hatte den Vorzug einer edleren Gestalt und der Vielseitigkeit, denn auch im französischen, italienischen und deutschen komischen Singspiel leistete er Treffliches". So war denn sein früher Tod für viele ein schmerzlicher Verlust; im November 1798 schrieb Frau v. Hoven an Charlotte v. Schiller: „Daß der gute Haller in Stuttgart gestorben ist, wird Ihnen und Schiller gewiß auch leid getan haben." [356]



Das kleine Theater von 1779

Kapf. Daß der Regimentsmedikus Schiller mit dem Leutnant Kapf bei der Hauptmannswitwe Vischer im Hause des Professors Balthasar Haug am Kleinen Graben gewohnt und welches Leben sie dort geführt haben, ist uns von Conz und Scharffenstein glaubwürdig erzählt (S. 20. 153). [357] Schon in der Karlsschule scheinen der Dichter und der Soldat befreundet gewesen zu sein. Zwar in der Schilderung der Kameraden, die Schiller 1774 für den Herzog entwirft, kommt Kapf, nebst einem Keller, der nicht weiter erwähnt wird, übel weg: er „macht seinen Mitbrüdern mit kindischem Betragen, mit Unverschämtheit Verdruß und verbirgt ein nicht gar gutes Gemüt, beobachtet am Körper keine gar große Reinlichkeit, klagt murrend über sein Schicksal; wendet die guten Gaben, die er hat, nicht löblich genug an, redet von seiner Neigung zum Soldatenwesen großsprecherisch und erzählt mit Ausführung große Heldentaten, die er begehen würde, wenn er das Glück haben sollte, seine Neigung bald befriedigen zu können." [358] Aber auf Heideloffs Bild der Räubervorlesung im Bopserwald (S. 312) ist unter den wenigen Teilnehmern auch Kapf, der also zum engeren Bund zu zählen sein wird.



J. Kapf um 1780

Franz Joseph Ernestus Antonius Emerentius Maria Kapf war zu Mindelheim im jetzt bayerischen Schwaben als Sohn des

Max v. Kapf, Rittmeisters, später Obristwachtmeisters des Schwäbischen Kreises (gestorben 1795), und der Marie Reiffentaler, Bürgermeisterstochter von Mindelheim — beide katholisch —, am 15. Januar 1759 geboren.[359] Er trat in die Akademie am 11. Februar 1774 ein, brachte es zu Preisen in Römischen Altertümern (1775), Philosophie und Trigonometrie (1776), Taktik und Kriegsrecht (1778), Kriegswissenschaft und Fechten (1779), Reiten (1780), wurde 1778 zum Leutnant ernannt und 15. Dezember 1780 aus der Anstalt als Leutnant bei Gablenz entlassen. Nach einem Jahr bat sein Vater, Kapf als Offizier in der Akademie anzustellen, worauf der Intendant erwiderte, es werde hauptsächlich von dem Herrn Sohn abhangen, ob er sich dieser Gnade teilhaftig machen könne.[360] Er war dann wirklich 1782—1784 Aufsichtsoffizier, und bis 1785 Lehrer der Militärwissenschaften mit einer Besoldung von 156 Gulden neben seiner Leutnantsgage. Auf die bekannten Ausstellungen, welche der Halberstädter Göckingk nach einem Besuch in Stuttgart und Tübingen in seinem Journal von und für Deutschland 1785 an der Karlsschule machte, glaubte der Artillerist Kapf durch eine „Bombe" antworten zu müssen, ein grobes burschikoses Machwerk, aus dem wir kaum etwas neues über die Einrichtungen der Anstalt erfahren. Schiller hat den Kameraden in zwei Briefstellen verewigt: im Frühjahr 1781, als er Petersen mahnte, Bücher für ihn (an die Herzogliche Bibliothek) um vier bis fünf Gulden zu verkaufen und das Geld bald zu schicken — „denn ich und Kapf haben's wirklich verflucht nötig"; und dann aus Bauerbach, 8. Januar 1783, an Henriette v. Wolzogen in Stuttgart mit der Klage über eine „Indiskrezion der Hauptmann Vischerin", die „einen etwas übereilten Brief, der so beschaffen war, daß ihn niemand zu Gesicht bekommen durfte, einem gewissen Offizier kommunizierte" habe.[361]

Im Sommer 1785 finden wir Kapf mit Scharffenstein auf den Asperg kommandiert. Von dort schreibt Schubart seiner Tochter Julie am 5. August: „Dich grüßt eine Schaar Menschen: das vortreffliche Hügelsche Haus; Scharfenstein, der Mahler deines Vaters [S. 158], Kapf, den du [fälschlich] zum förmlichen Atheisten umschufft und der braf ist, Ringler, Herr v. Scheidle, auch die Mädgen alle auf meiner Erdwarze."[362] Dann noch ein kurzes, einförmiges Garnisonleben, und es kommt die Zeit für die erträumten Heldentaten oder doch für Abenteuer, zugleich die Möglichkeit, seine Schulden zu bezahlen.[363] Unter den Offizieren des zweiten Bataillons des Regiments, das Herzog Karl an die Holländisch-ostindische Compagnie verkaufte, ist, als es am 2. September 1787, Schubarts Kaplied singend, von Stuttgart abmarschiert, auch der Leutnant Kapf als Stabshauptmann im zweiten Bataillon.

Vier Briefe,[364] die aus Holland, England und, der letzte, vom Kap an die Eltern Kapfs gelangten, lassen uns den Schreiber als einen lockeren Kriegsmann erkennen, der sein Leben ebenso leichthin, mit verblüffender Wahrheit, beschreibt, wie in die Schanze schlägt und — genießt, „die Lust aus Bechern trinkt". Weitere Briefe brachte der württembergische Feldprediger Gastpar, der 1790 abgelöst wurde, mit, und als daraufhin der Vater Kapf in einem Schreiben an den holländischen Oberst Knecht nach den Geldsendungen des Sohnes fragte, erhielt er die Antwort, sie seien an den Oberst Wolfskeel in Stuttgart zur Zahlung der Schulden des Kapitäns übermacht worden. Die nächste Nachricht war, die Holländisch-ostindische Compagnie habe, trotz aller Einsprachen, im März 1791 das Regiment Württemberg vom Kap auf ihre Besitzungen in Ostindien zu verlegen begonnen und dabei sei am 8. August bei der Ausschiffung in Batavia der Stabshauptmann Joseph Kapf ertrunken mitsamt seiner Sklavin, die er sich in der Kapstadt, „14 Jahre alt, nicht schwarz, nicht weiß, sondern schön braun, heißt Abigail", gekauft hatte.

Kausler. In jenem Berichte von 1774 an den Herzog über Mitschüler und über sich selbst lobt der junge Schiller an Kausler und Wolff, von denen der erstere zur Kameralwissenschaft, der andere zur Historie eine Hauptneigung habe (Wolff wurde Beamter beim Kirchenrat und starb 1823), ihre edle Gesinnung gegen Gott, den Fürsten, die Vorgesetzten und Freunde; sie seien zufrieden, still, höflich, aufrichtig und verschwiegen. Christoph Friedrich Kausler war als Sohn des Pfarrers in Täbingen bei Rottweil geboren am 8. Mai 1760, kam nach seines Vaters frühem Tode in das Stuttgarter Waisenhaus und im November 1773 mit dem Zeugnis „eines der schönsten Knaben, der von den Vorstehern um seines besten Verhaltens willen vorzüglich geliebet worden",[365] in die Akademie. Hier erhielt er Preise in Statik, mathematischer Geographie, Analysis, Mineralogie und wurde im März 1780 „auf Reisen" entlassen. Er war dann Hofmeister bei einem M. de Castelnau zu Nimes in Südfrankreich, bis er als Professor der Mathematik und des Französischen an die Karlsschule zurückberufen wurde, zu welcher Stelle 1788 auch die eines Geheimen Sekretärs der Herzogin Franziska kam. Ihr hatte er sich vielleicht durch eine an ihrem Geburtstag 1787 gehaltene Rede über die Notwendigkeit, junge Leute früher und besser mit der Natur bekannt zu machen, empfohlen. Als Professor bezog er ganze 525, als Geheimsekretär 400 Gulden Besoldung.[366] Nach der Aufhebung der Akademie übertrug man ihm die Stelle eines Sousgouverneurs, bald die eines Gouverneurs und

Hofrats bei dem Herzoglichen Edelknabeninstitut. „Als er," teilt Kausler in Gradmanns Gelehrtem Schwaben (S. 279 f.) mit, „1797 eine Reise nach St. Petersburg" — dem Ziel mancher schwäbischen Mathematiker und Naturforscher — „machte, beehrte ihn die dasige Kaiserliche Akademie der Wissenschaften mit dem Diplom eines korrespondierenden Mitglieds, worauf bald nach seiner Zurückkunft das eines wirklichen pensionierten Mitglieds folgte, das er beinahe zu gleicher Zeit mit einem von Göttingen, durch den berühmten Kästner ihm überschickten Diplom eines Korrespondenten der dasigen Gelehrten Gesellschaft erhielt." Kurfürst Friedrich schickte ihn 1805 als Kameralverwalter in das ehemalige Kloster Ochsenhausen bei Biberach, von wo er 1813 wieder in den Lehrstand zurücktrat als Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Stuttgart. Dort ist er 7. Februar 1825 gestorben. Mit Schiller hatte der alte Karlsschüler 1795 noch einmal angeknüpft, indem er „halb schüchtern, halb zutrauensvoll dem Mann voll Edelmut und Nachsicht und besonders dem unvergeßlichen Jugendfreund Betrachtungen, denen nur ihr Gegenstand Wert geben kann", für die Horen anbot.[367]

Koseriz. Am 8. Dezember 1782 schrieb Vater Schiller an den Buchhändler Schwan in Mannheim: er habe von dem Sohn einen Brief vom 27. November erhalten; die Furcht desselben, der Herzog stelle ihm nach, sei grundlos, der Offizier, der Schiller — in dessen Abwesenheit von Mannheim — durch seine Erkundigungen so in Furcht gesetzt [daß man den Dichter eine Nacht im Palais des Prinzen von Baden versteckte], sei sein Freund, der Leutnant Koseriz, gewesen und der Posten des Sohnes in Stuttgart sei schon längst wieder besetzt. Schiller bat aber noch am 8. Dezember aus Bauerbach Streicher, ihm zu schreiben, „was sich von dem Offizier, der ihn aufsuchte, bestätigt habe".[368] Es war der einzige noch dem achtzehnten Jahrhundert angehörige Koseriz, der sich in der Offiziersliste des württembergischen Kriegsministeriums[369] findet: Ludwig Wilhelm, von Pforzheim, wo sein Vater ohne Zweifel der Geheime Hofrat und Landvogt war, der 1773 einen Sohn August Gottlob Ludwig Friedrich in die Pflanzschule auf der Solitude einliefern wollte.[370] Ludwig Wilhelm wurde vom Pagen 27. Februar 1773 Leutnant, 1784 Adjutant, 1788 Stabshauptmann, 1802 Obristwachtmeister, 1804 Obristleutnant, 1806 Oberst, 1807 Ritter des Militärverdienstordens, Generalmajor und Brigadier, 1809 Kommandeur des genannten Ordens und Generalleutnant, auch Inhaber des erledigten Infanterieregiments v. Neubronn, 1810 Großkreuz des Zivilverdienstordens, 1813 pensioniert und Kommandant zu Ellwangen, gestorben 4. Februar 1817. Sein Sohn war der Ver-

schwörer von 1833, Ernst Ludwig Koseriz, Oberleutnant im 6. Reiter-regiment zu Ludwigsburg, geboren 1805 in Gaisburg bei Stuttgart, gestorben in Amerika 1838.

Orth. Der in Strauß' Kleinen Schriften fortlebende Kaufmann und Autographensammler Karl Künzel von Heilbronn hat die Schillerliteratur wie mit vielen sehr wertvollen Reliquien — man erinnere sich nur an den Inhalt des schönen Buchs von Speidel und Wittmann — so mit allerlei Kleinzeug bereichert. Darunter befindet sich das Stammbuchblatt[371] für den Karlsschüler Orth: O Knechtschaft, | Donnerton dem Ohre, | Nacht dem Verstand und Schneckengang im Denken, | Dem Herzen quälendes Gefühl. | Zum Andenken von ihrem Freund | J. C. F. Schiller. Der glückliche Besitzer dieser Parodie auf Klopstocks Ode: O Freiheit, Silberton dem Ohre, Licht dem Verstand und hoher Flug zu denken, Dem Herzen groß Gefühl ... war Heinrich Friedrich Ludwig Orth. Sohn des Heinrich Karl Philibert Orth, Senators, später Steuerverwalters, zuletzt Bürgermeisters in Heilbronn, und der Katharine Salome Julie Weigand, geboren 31. Januar 1759 (Staatsarchiv: 18. November 1760), war der Jüngling vom März 1776 bis April 1783 in der Akademie, wo er die Rechtswissenschaft studierte, aber wiederholt mit Entlassung bedroht wurde,[372] ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Kanzleiadvokat nieder, wurde Mitglied des Gerichts 1789, seiner Stelle entsetzt 14. April 1795 (während sein Vater einige Monate darauf starb) und ist bald danach verschollen. Der Vater findet sich unter den Deputierten von neun schwäbischen Reichsstädten zur Einweihung der neukreierten Hohen Karls-Schule am Geburtstag des Herzogs, 11. Februar 1782; er wohnte der Feier als Vertreter Heilbronns mit dem Bürgermeister Regierungsrat v. Wacks an,[373] demselben, der ein Jahrzehnt später dem Herrn Hofrat Schiller durch eine Kanzleiperson — vielleicht den Senator Orth — vergnügten Aufenthalt in der Neckarstadt wünschen ließ.



H. F. L. Orth um 1783

Pfeiffer. Was Boas annimmt, Weltrich bestreitet, daß die Gedichte der Schillerschen Anthologie mit der Unterschrift G.: „Auf Chloes Geburtstag“, „Lied eines abwesenden Bräutigams“, „Der Unterschied“ von Schillers Genossen in der Karlsschule, Ferdinand Friedrich Pfeiffer, herrühren, wird wohl nie mehr zu entscheiden sein. Dagegen bezieht sich ganz zweifellos auf ihn die von Schiller

verfaßte und mit der Chiffre Gz. in das Wirtembergische Repertorium aufgenommene Abfertigung der Schrift: Nanine oder das besiegte Vorurteil. Aus dem Französischen des Herrn v. Voltaire von Pffr. Stuttgart bei Mäntler 1781, mit dem groben Schluß: „Der Übersetzer ist ein — Kameralist und findet sich also verpflichtet, den vaterländischen Handelsmann mit Makulatur zu versehen." Als der Sohn des Amtsbürgermeisters und Amtspflegers Christoph Friedrich Pfeiffer in Pfullingen am 4. Juli 1759 geboren und am 26. Juni 1773 in die Akademie aufgenommen,[374] wo er „anfänglich der Jägerei, nachher dem Kamerale sich widmete," brachte es der strebsame Eleve durch zahlreiche Preise, die ihm später die Akademiekasse um 120 Gulden wieder abkaufte, 1779, gleichzeitig mit Haug, Pfaff und v. Marschall, zum Chevalier des kleinen Ordens, scheint auch für einen guten Stilisten gegolten zu haben, da Schiller und Elwert 1779 mit ihm um den Preis in deutscher Sprache und Schreibart zu losen hatten. Es wurden zwei Probschriften aus seiner Feder gedruckt: die eine im Dezember 1779, vorgelegt bei der bekannten Anwesenheit der Weimarer Herrschaften, über einen recht zeit- und ortgemäßen Gegenstand: „Von dem Luxus der heutigen europäischen Staaten"; die andere 1780: „Über die Versicherungs-Anstalten zum Vortheil der Landwirthschaft".[375]


F. Pfeiffer um 1780

Einträge des Chevaliers in Elwerts Stammbuch, dessen erstes Blatt er gleich mit einer fürwitzigen Bemerkung verunzierte, zeigen einen gezwungenen Humor des „natus Pfullingensis, lutherisch, mittlerer Statur, schwarz von Farb und Haar". Pfeiffer verließ am gleichen Tag wie Schiller, 14. Dezember 1780, die Akademie, als Rentkammersekretär mit 300 Gulden Gehalt, wurde 1782 zugleich Lehrer an der Akademie, für englische Sprache, „die er sich durch Fleiß und langen Umgang mit einem Engländer ziemlich eigen gemacht",[376] sowie bald darauf für Landwirtschaft und Technologie. Nach Aufhebung der Akademie 1794 bat er um Übertragung der Stelle eines Lehrers der ökonomischen Wissenschaften an der Universität Tübingen, wurde aber Assessor bei der Rentkammer, mit der Bestimmung, daß, wenn ein neuer Lehrstuhl in der Kameralwissenschaft auf der Universität errichtet werde, er das Lehramt erhalten solle. 1795 wird Pfeiffer wirklicher Hof- und Domänenrat, auch Gestütskassier, erhält aber erst 1798 die volle Staatsbesoldung: 300 Gulden Geld nebst 48 Scheffel Dinkel, 9 Scheffel Roggen, 18 Scheffel Haber, 9 Eimer Wein, 15 Meß Buchenholz;

1802 Kastkeller (Kameralverwalter) mit vier Skribenten, wofür er 230 Gulden qua salarium, 312 Gulden Kostgeld, 4 Scheffel Roggen, 16 Scheffel Dinkel, 9 Eimer 9 Imi 6 Maß Wein, 5 Klafter Holz auf die Schreibstube erhält, die Naturalien im Kammeranschlag von 169 Gulden, dazu vom Konzept und Abschrift der Partikularien je 2 Kreuzer für das Blatt. 1805 geht er als Oberkriegskommissär mit den württembergischen Truppen, welche der ehemalige Intendant der Karlsschule v. Seeger befehligte, zur französischen Armee. Während der Abwesenheit findet der Amtsvorsteher in dem Rechnungswesen allerlei Unrichtigkeiten und einen Kassendefekt, weshalb Pfeiffer bei seiner Rückkehr im Januar 1806 in Untersuchung gezogen und ein Jahr auf den Asperg geschickt wird.[377] Die Verschuldung kann übrigens nicht sehr schwer gewesen sein, denn er wird alsbald in bayerische Dienste genommen, als Oberkriegsrat in München. Dort ist er bald erblindet und früh gestorben. Seine und seiner Gattin, der Hofratstochter Johanne Heinrike Heinzmann, Tochter Charlotte Johanne war die lange Jahre als Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin gefeierte Birch-Pfeiffer, geboren Stuttgart 23. Juni 1799,[378] gestorben Berlin 24. August 1868; die einzige Enkelin, Wilhelmine, verwitwete v. Hillern, lebt als Schriftstellerin zu München und Oberammergau. — Es erfreut, zu sehen, wie der von Schiller einst derb angefaßte Mitschüler Pfeiffer nach dem Tode des Majors von der Solitude für die Witwe sich freundschaftlich besorgt zeigte.[379]


F. Pfeiffer


L. Seubert um 1784

Seubert. Abel erzählt, die erste akademische Dissertation: „Philosophie der Physiologie", welche Schiller im Herbst 1779 den Professoren einreichte und der Herzog wegen der Ausfälle gegen den berühmten Albrecht v. Haller beanstandete, sei im Besitz eines Jugendfreundes des Verfassers, Oberamtmann Seubert (heute müssen wir sagen: gewesen; sie konnte

schon 1883 nicht mehr aufgefunden werden).[380] Johann Karl Ludwig Seubert, aus angesehener, ursprünglich badischer Beamtenfamilie, Sohn des Ludwig Rudolf Seubert, Physikus in Urach und außerordentlichen Professors in Tübingen, geboren 7. August 1760, war seit 15. März 1778 in der Akademie, wo er die Rechte studierte.[381] Er brachte es durch fünf zumal erhaltene Preise 1781 zur Würde eines Chevalier des kleinen Ordens, trat 1784 aus, wurde 1785 Kirchenratssekretär, 1796 Klosterverwalter und Oberamtmann in Alpirsbach, 1799, nach dem Tode von Justinus Kerners Vater, Oberamtmann in Maulbronn. Als solcher hatte er einen gefährlichen Aufstand der Bürger von Knittlingen zu bestehen, wie nachher in Tübingen, wohin er von Lorch als Oberamtmann kam, die sogenannte Lustnauer Schlacht vom 8. März 1819.[382] Im Jahr 1825 zur Ruhe gesetzt, starb Seubert im fünfundachtzigsten Lebensjahr zu Stuttgart am 13. Januar 1845.



L. Seubert als Chevalier

v. Winkelmann. Vier Wochen nach Schiller trat in die Akademie auf der Solitude ein: Franz Karl Philipp v. Winkelmann, geboren zu Meiningen, wo sein Vater Kammerjunker war, am 17. Juni 1757, frühe vater- und mutterlos geworden. Als Kameralist lieferte er 1779 eine Probeschrift über eine durch die Teurung der Zeit nahegelegte Frage: „Von den Armen-Anstalten", erhielt auch einige Preise und wurde im März 1780 Leutnant. Briefe Schillers an Frau v. Wolzogen und ihren Sohn Wilhelm zeigen, daß der Dichter 1783 dem Offizier der Nobelgarde und Hofjunker, der ein guter und edler Mensch, aber mit auffallenden Schwachheiten sei, wegen seiner Beziehungen zu Charlotte v. Wolzogen abgeneigt war, wogegen er im Sommer 1784 hofft, daß Winkelmann auf der Reise nach Meiningen einige Tage bei ihm in Mannheim zubringen werde: „für Ihren Freund" — Henriettens v. Wolzogen — „und auch für den meinigen kann ich doch nie zu viel tun".[383] Und am Ende des Jahres 1784 und Anfang von 1785 läßt Schiller es sich ganz wohl gefallen, daß auch Winkelmann, wie Scharffenstein und Jacobi, Subskribenten für seine Thalia gewinnt

und damit fortfährt, obwohl er auf zwei Briefe keine Antwort erhalten hat.[384] Winkelmann verlobte sich mit einer Schwester der Reichsgräfin von Hohenheim, zog aber, da der Herzog für das Paar nichts tun wollte, vor, als Oberleutnant im Regiment Württemberg 1787 nach dem Kap zu gehen. Von dort gab er im April 1790 Wilhelm v. Wolzogen Nachricht über dessen inzwischen vom Kap nach Batavia abgegangenen Bruder Karl. Er selbst wurde als Hauptmann zu Colombo auf Ceylon mit sämtlichen auf der Insel stehenden Württembergern im Februar 1796 von den Engländern gefangen und blieb volle zehn Jahre in Gefangenschaft. Karl v. Wolzogen schreibt aus Samarang auf Java, 20. Dezember 1806: „Winkelmann, der endlich mit einer schönen Frau und vier Kindern aus seiner zehnjährigen Gefangenschaft von Ceylon hier arriviert ist, ist arm geblieben, er ist Major bei Württemberg und kommandiert, da v. Netzer und Schmidgall wegen Körperschwäche das Haus hüten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er bei einer Veränderung, da er unter den Engländern sich sehr gebildet hat und noch sehr gesund ist, sein Glück noch machen kann. Winkelmann, der mir zu viel Trost gereicht, empfiehlt sich dir, deiner Frau und Frau Schiller mit wahrer Herzenswärme; er hofft, daß man sich seiner noch erinnert.“ Karl v. Wolzogen starb zu Samarang als Oberst und Generalinspektor der Waldungen auf Java 8. Juli 1808.[385] Ob und wie lange ihn der Oberstleutnant v. Winkelmann überlebt hat, ist nicht bekannt.



Die Karlsakademie

Anmerkungen

1. Papiere aus dem Nachlaß Scharffensteins, Königl. Landesbibliothek Stuttgart Cod. hist. F. 759. 2. Württemb. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 1885 S. 223. 3. An Wilh. v. Wolzogen, 25. Mai 1783, Jonas, Schillerbriefe 1, 125. 4. Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben (1830) 1, 29. 5. Schillers Beziehungen zu seinen Eltern u. s. w. 268. 6. Schloßberger, Archivalische Nachlese 7—16. 7. An W. v. Wolzogen, 25. Mai 1783, Jonas 1, 124. 8. An Körner, 3. Juli 1785, a. a. O. 249 f. 9. Charlotte v. Schiller an Fritz v. Stein, 6. Febr. 1794, Charl. v. Schiller u. ihre Freunde 1, 442. 10. An Körner, 4. Okt., 11. Dezbr. 1793, Jonas 3, 359. 413. 11. An Körner, 23. April 1794, a. a. O. 434. 12. An Körner, 17. März 1794, a. a. O. 427. 13. Hoven S. 52, Petersen S. 209. 14. An Hoven, 22. Mai 1794, Jonas 3, 445. 15. Gustav Portig, Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe u. s. w. 1894, S. 44 f. 16. Sie sind abgedruckt in Gödekes Historisch-kritischer Ausgabe von Schillers Schriften 1, 361. 17. Vergl. besonders Skizze einer Lebensbeschreibung Hrn. Ch. Ferd. Mosers von Pfarrer Rudolf Magenau in Völters Neuem Landschullehrer I, 1, 115 bis 132. Die Pfarrregistraturen in Wippingen, wo Moser 1785 bis 1798, und Herbrechtingen, wo er bis zu seinem Tode 1800 wirkte, enthalten von seiner Hand wenig Bemerkenswertes, die erstere Einträge über den Tod seiner zwei ersten Gattinnen und eines Kindes, die letztere ein kleines gut geschriebenes Heft: Personalien der in Herbrechtingen verstorbenen und mit einer Leichpredigt beerdigten Personen, angefangen im Julio 1799 — da, wo die Person geschildert werden soll, immer vorsichtig ausweichend, zum Beispiel: „Was seinen Lebenswandel betrifft, so ist solcher dem Pfarramt noch zu wenig bekannt, als daß ihm öffentlich ein Zeugnis darüber erteilt werden könnte. Er soll mit Mühe und Arbeit viel belastet gewesen sein, welches ihm Antrieb werden konnte, desto ernstlicher nach einem bessern Leben zu trachten. Er hatte Erkenntnis und Verstand genug, wohl ihm, wenn er auch, göttlich erleuchtet, sein Heil in Jesu, seinem Erlöser, suchte und kannte!“ 18. Gefälligst mitgeteilt von Frau Rektor Hory, gebornen Elwert, in Tübingen.

19. K. Staatsfilialarchiv Ludwigsburg. **20.** Dies und das weitere den Bund von Reinhard und Conz betreffende nach W. Lang, Graf Reinhard 1896, sowie nach gütigst von Dr. Lang mir anvertrauten Briefabschriften, deren Originale jetzt in der Landesbibliothek sich befinden. **21.** Handschrift im Besitz des Herrn Rudolf Zumsteeg in Stuttgart. **22.** Zeitung für die elegante Welt 1823 Nr. 3. 4; 1825 Nr. 206. **23.** Schillers Jugendjahre 1, 33. **24.** Weltrich S. 569. Karol. Wolzogen 1, 203. Weil ein bei Gödeke 1, 74 ff. abgedrucktes größeres Bruchstück der Schillerschen Dissertation von 1779: Philosophie der Physiologie in einer Abschrift von fremder Hand sich in der Conzschen Familie, bei dem Urenkel, Herrn Garnisonpfarrer Conz in Ludwigsburg, befindet, könnte man fragen, ob nicht der Magister Conz vom Verfasser beauftragt war, ihm die Abhandlung ins Lateinische zu übersetzen. **25.** Im Tübinger Stammbuch des Stiftlers G. Ch. Fr. Schmoller (1763—1824) steht ein Eintrag: Stille und ein guter Mut | Steiget himmelan. | Symb. Beata tranquillitas | d. 3. Merz 1783. | Ich bin | Dein Conz. Dabei die Silhouette, welche in diesem Buche S. 22 wiedergegeben ist. **26.** Vergl. auch die Mitteilung aus der Vikarszeit in Just. Kerners Briefwechsel 1, 318. **27.** Zeitung f. d. eleg. Welt 1823, 4—7. **28.** Jonas 3, 208. **29.** Nach einem Brief von Conz, 6. Septbr. 1793, gef. mitgeteilt von H. Wittmann in Wien. **30.** Jonas 3, 359. **31.** Ebend. 3, 364. **32.** Schillers Beziehungen 124. **33.** An Frau Hofräthin Schiller. An Schillers Geburtstage, Ludwigsburg im November 1793. Veröffentlicht im Göttinger Musenalmanach 1795. **34.** Jonas 3, 428. **35.** Conz' Briefe an Schiller (H. Wittmann). **36.** Jonas 4, 391. **37.** Vollmer, Schiller-Cottascher Briefwechsel 197. **38.** Jonas 5, 102. **39.** Vollmer 257. Vergl. auch Briefe von Conz und Kapff (H. Wittmann). **40.** Jonas 5, 423. **41.** Ebend. 6, 311. **42.** Bilderbuch aus meiner Knabenzeit 1849 S. 284. 291. 297 ff. 301. 383. Briefwechsel an vielen Stellen (s. Reg.). **43.** Henriette v. Hoven an Charlotte v. Schiller. Ch. v. Sch. und ihre Freunde 3, 266. **44.** Uhlands Leben von seiner Witwe 20. 29. Tagbuch an vielen Stellen (s. Reg.). **45.** Kerners Briefw. 2, 126. Nord u. Süd 1900 S. 76. **46.** Denkwürdigkeiten 3, 121 f. **47.** Schillers Leben 1840 S. 381. **48.** Leben von seiner Witwe 20. 39. Tagbuch an vielen Stellen. **49.** Ch. v. Schiller u. i. Fr. 3, 245. **50.** Staatsanz. f. Württ. 1876 Bes. Beil. 418. **51.** Jonas 3, 2083. **52.** Briefe im Cottaschen Archiv. **53.** Chr. Märklin 31. **54.** K. Mayer, Uhland u. s. Freunde 2, 96. **55.** Schillers Leben 1830 I, 11. **56.** Wirt. Repertorium 132 f. **57.** Gedichte 1818 I, 8 ff. **58.** O. Schanzenbach im Schwäb. Merkur, Kronik, 1894 Nr. 67. **59.** F. W. v. Hovens

Biographie. Von ihm selbst geschrieben. Nürnberg 1840. **60.** Schanzenbach a. a. O. **61.** Weltrich 70. **62.** Karol. v. Wolzogen, Schillers Leben 1830 I, 13. **63.** Boas und Weltrich wollen in dieser kein mit Sicherheit Schiller zuzuschreibendes Gedicht gefunden haben, Weltrich die mit Hn. bezeichneten Sachen nicht auf Hoven deuten. **64.** Jonas 1, 46. **65.** Gödeke, Krit. Ausgabe 1, 23. **66.** Jonas 1, 12. **67.** Eine Leichenphantasie 1780. (In Musik zu haben beim Herausgeber.) Gödeke 1, 106 ff. **68.** Briefwechsel mit Christophine und Reinwald 276 ff. **69.** An Körner, Jonas 3, 359. **70.** Ebend. 3, 218 f. **71.** Urlichs, Briefe an Schiller 151 ff. **72.** An Körner, Jonas 3, 415. **73.** Beziehungen 120. **74.** Vergl. Schiller an Körner, 4. Oktober 1793: „Einer meiner ehemaligen familiärsten Jugendfreunde, D. Hoven von hier, ist ein brauchbarer Arzt geworden, aber als Schriftsteller, wozu er sehr viel Anlage hatte, ist er zurückgeblieben. Indessen hat doch die frühe Übung im Stil und in der Poesie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darstellungsgabe in seine Medizin hinübergenommen, die ihm die Schriftstellerei darin sehr erleichtert." Jonas 3, 359. **75.** Hirsch in der Allg. D. Biographie 13, 216. **76.** Jonas 3, 445. **77.** Beziehungen 175. **78.** Ebend. 206. 274. **79.** Der Brief mit einigen weiteren im Marbacher Schillerbuch 1905. **80.** Jonas 4, 67. 116. **81.** Ebend. 383. **82.** Charl. v. Schiller u. ihre Freunde 3, 267. **83.** Hovens Briefe im Schillerbuch 1905. **84.** Gef. Mitteilung des Herrn Rat Frickhinger in Nördlingen, der sich vergeblich um Nachrichten über die Hinterbliebenen und ihre Hoven-Erinnerungen bemüht hat. — In den Zeitgenossen, 3. Reihe, 1. Bd., Leipzig 1829, I S. 85 f. sind von einem W. B. M. „Anekdoten zu Schillers Leben. Aus dem Munde eines Studiengenossen desselben auf der Karlsschule" mitgeteilt: die Geschichten von dem Zopf, vom nächtlichen Dichten, vom Trinken, von der Exekution der kameradschaftlichen Strafen, schlechtem Theaterspiel u. s. w. Da W. B. M. ohne Zweifel = Wilhelm Bernhard Mönnich ist, der 1829 als Lehrer nach Nürnberg kam, liegt die Vermutung nahe, daß die Mitteilungen aus Hovens Munde stammen. **85.** O. Güntter im Jahresbericht des Schwäb. Schillervereins 1903 S. 75 f. **86.** Gödeke 1, 23. **87.** Güntter a. a. O. 70 ff. **88.** Gütigst zur Verfügung gestellt von Elwerts Enkelin, Frau Rektor Hory in Tübingen. Nicht ganz genaue Mitteilungen daraus von A. Holder in der kurzlebenden Württ. Landeszeitung 1889, Nr. 175. **89.** Vers 7 des Liedes „O Ewigkeit, du Donnerwort", von Joh. Rist (um 1650); im Gesangbuch steht: solchen Pracht. **90.** Württ. Vierteljahrsh. f. L.G. II, 1879. **91.** Karlsschulakten im Stuttgarter Staatsarchiv. **92.** Güntter a. a. O. 76 f. **93.** Karlsschulakten. **94.** Beziehungen 47. 58. 104. 117. **95.** Urlichs 149.

96. Gradmann 124. 835. **97.** R. Kübel in Haucks Theol. Realencykl. 4, 194 f. **98.** Geschichte der Tübinger Burschenschaft 1887 S. 23 f. **99.** Der eilfte Februar 1836 oder des akad. Karls-Sekular-Festes Achte Nachfeier 18. **100.** Urlichs 111. **101.** Bd. 20, 565 ff. **102.** Roth-Schreckenstein, Normann 380. **103.** Wintterlin, Württ. Künstler 122 ff. Schillers Briefe an L. Simanowiz, Jonas 3, 320. 366. 429. 464. **104.** Schloßberger, Archivalische Nachlese 1877; Gödeke 1, 20. **105.** Akten des K. Finanzarchivs in Ludwigsburg. **106.** Gef. Mitteilung der Enkelin, Fräulein Mathilde Reichenbach in Stuttgart. **107.** Jonas 1, 163. **108.** Beziehungen 433. **109.** Urlichs 10 ff. **110.** Friedländer, Gesch. des deutschen Lieds im 18. Jahrh. 1, 222. 350. 364; 2, 41. 164. 204. **111.** Selbstbiographie 76. **112.** Charl. v. Schiller 3, 266. **113.** S. 76. **114.** Beziehungen 48. **115.** Jonas 1, 164. **116.** Gütigst mitgeteilt von H. Wittmann in Wien. **117.** An Huber, Jonas 1, 263. **118.** Schloßberger, Archivalische Nachlese 1877. Das Gutachten in der Biographie K. Fr. Harttmanns von Ehmann 1861 S. 117 f. **119.** Gespräche mit Goethe von Eckermann, 6. A. 1885 I, 212 f. **120.** E. Müller im 7. Rechenschaftsber. des Schwäb. Schillervereins 54 ff. **121.** Gust. Hauber im Programm des Stuttg. Karlsgymnasiums 1898. **122.** Siehe den nächsten Abschnitt. **123.** Ed. Zeller, Gesch. d. deutschen Philos. 292. **124.** Kuno Fischer, Schiller als Philosoph, 2. A. S. 19 f. **125.** Vergl. Abers, J. F. Abel als Philosoph. Berlin 1893. **126.** Weltrich 838. **127.** Boas, Jugendjahre 2, 205, möchte die mit X bezeichneten Gedichte der Anthologie ohne jeden Grund dem Grafen Zuccato zuweisen. Abel erwähnt an der bezeichneten Stelle auch einen von ihm verfaßten Roman. Sollte es die von Gradmann aufgeführte kleine Schrift sein: Beyträge zur Geschichte der Liebe aus einer Sammlung von Briefen. 2 Th. Leipzig 1778? Daß den alten Herrn in einigen seiner schriftlichen und mündlichen Schiller-Erinnerungen das Gedächtnis verlassen hatte, wenn er zum Beispiel gegen den Stuttgarter Bibliothekar Stälin wiederholt äußerte, das Gedicht „Die Schlacht“ sei von Scharffenstein (Boas 2, 192), tut dem Wert des von ihm Überlieferten nur wenig Abbruch. **128.** Jonas, Schillerbriefe 1, 164. Vergl. auch Abels eigenen Bericht, mitgeteilt von Weltrich in M. Kochs Zeitschr. für vergl. Lit.Gesch. 1900 S. 325 f. 327 f. **129.** Vollmer, Schiller-Cottascher Briefwechsel S. 62 f.; auch in Kochs Zeitschr. a. a. O. 326 f. 328 f. **130.** Vollmer S. 73. **131.** Jonas 4, 156. **132.** Aus Abels Aufzeichnungen in Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 1885 S. 228 f. Diese handschriftlichen Aufzeichnungen (im Besitz des Enkels, Stadtpfarrer Julius Abel in Gmünd) sind die Hauptquelle des vorstehenden Abrisses; einige Ergänzungen boten

die Karlsschulakten im Stuttgarter Staatsarchiv. **133.** Briefe von und an Hegel 1, 332. **134.** Seinem Bruder Konradin, dem Diplomaten, wurde durch König Wilhelm der österreichische Adel der Familie für ihn und seine Nachkommen erneuert. **135.** Von dem folgenden das meiste nach Drücks Briefen im Besitz des Enkels, Hofrat Ernst Drück in Stuttgart. **136.** Karlsschulakten im Staatsarchiv. **137.** Wagner 2, 188. **138.** Kleine Schriften 1, 340 f. **139.** Drücks kleinere Schriften, herausgegeben von Conz 1, 267—310. **140.** Staatsanz. f. Württ. 1897, Bes. Beil. 19—21. **141.** Owen, Hist. of the origin ... of the Brit. and For. Bible Soc. I. **142.** Eb. Georgii im Morgenblatt, auch vor Bd. III von Drücks Kl. Schriften; Fr. Roths Laudatio vor Drücks nachgelassener Schrift: Anthologia graeca 1808 S. XIII: Beatum non possum non existimare, quem rerum divinarum humanarumque peritissimum vidi, quem bonis omnibus percarum, fama egregia, auctoritate summa, denique gaudentem eo loco, qui in re humana obtigerat, gaudentem fructibus, qui ex ipsius schola plurimi laetissimique proveniebant. ... Conz von Drücks Schriften, die er herausgab (Kl. Schr. Bd. 1, Vorwort): Sie atmen durchaus den Charakter des bescheidenen, ruhig betrachtenden, für jedes Edle und Heilige der Menschheit mit lebendiger Wärme erfüllten Mannes — reine Erzeugnisse eines edlen, durch das klassische Altertum gebildeten und genährten Geistes und Gemütes ... **143.** K. Ludw. Roth a. a. O. **144.** Jonas 2, 371. **145.** Vollmer, Briefw. v. Schiller u. Cotta 3. **146.** Der Begleitbrief vom 24. Febr. 1790, wie ein auf das „Griechische Theater“ sich beziehender zweiter Brief vom 1. Dezember 1789 und ein weiterer vom 25. April 1791, gef. mitgeteilt von H. Wittmann in Wien. **147.** Jonas 3, 428. 433. **148.** Karlsschulakten im Staatsarchiv. **149.** Lebenserinnerungen 1854. **150.** Der wunderliche, über 97 Jahre alt gewordene Lehrer der Kriegswissenschaften an der Karlsschule, von dem Schiller 1796 an Goethe schreibt, Jonas 5, 89. **151.** Gewiß aus Schillers eigenen Mitteilungen bestätigt und erweitert dies seine Witwe in den Aufzeichnungen für ihre Kinder: „Seine Freunde, die sein liebendes Herz sich erwarb, suchten alles auf, was in ihren Kräften stand, um eures Vaters Talent zu vervollkommnen, und halfen ihm, daß er heimlich Lektüre machen konnte, um sich zu bilden. ... Wie Schiller ein Gedicht vollendete, brachte er es im ersten Augenblicke seinem Freunde Zumsteeg, und so gelangen diesem die glücklichsten Kompositionen. Hoven teilte mit ihm den Genuß seiner philosophischen Ansichten. Bildende Künstler erfreuten sich seines lebendigen Anfassens der Gegenstände. Und so wurde in den bangen Räumen für einen weitumfassenden Geist doch die unendliche Welt der Dichtung und des Wissens geöffnet.“ Charl. v. Schiller und ihre

Freunde 1, 106. 85. **152.** Dem ganzen Abschnitt liegt Scharffensteins handschriftlicher Nachlaß und Briefwechsel mit Lempp zu Grunde — beide in der K. Landesbibliothek Stuttgart: Cod. hist. F. 759 und Q. 335. — Die Angaben über die Familie Scharffenstein nach gedruckten und brieflichen Nachrichten, die mir Herr Hofbibliothekdirektor Dr. Schanzenbach von M. Albert Roux in Montbéliard gütigst verschafft hat. **153.** Urlichs 29. **154.** R. Krauß in Nord und Süd Bd. 95. H. 283. **155.** Jonas 1, 121. **156.** Karlsschulakten im Staatsarchiv. **157.** Beziehungen 202. **158.** Gef. Mitteilung des Herrn Professor Cramer in Heilbronn. **159.** K. Mayer im Dresdener Schillerbuch 1860 S. 285 ff. **160.** Siehe auch unten bei Lempp und vergl. die Mitteilungen von Ernst Müller in der Deutschen Revue 1897 S. 242 ff. und im Schwäb. Merkur 1897 Nr. 48. 54. **161.** Chronik der Familie Petersen von Adolf Petersen. I. II. München 1896. 98. Gütigst zur Verfügung gestellt von Herrn Dr. Jul. Petersen, Wilhelms Urgroßneffen. **162.** Wagner 2, 300 ff.; 1, 521. **163.** Gödeke 1, 20. **164.** So viel wird von Edw. Schröders scharfsinniger Untersuchung in den Nachrichten der K. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, philol.-hist. Kl. 1904, Heft 2, anzunehmen sein. **165.** Jonas 1, 199 ff. **166.** Weltrich 494. **167.** K. Landesbibl. Stuttg. Cod. hist. Q. 257. **168.** Weltrich 856. **169.** Vollmer 485. **170.** Ob auch die Fragmente Schillers Jugendjahre betreffend in der Zeitschrift Der Freimüthige 1805 (und noch einmal 1839)? Daß diese trotz der Chiffre —f— nicht wohl von Petersen herrühren können, darauf hat mich zuerst Herr Dr. J. Petersen aufmerksam gemacht, indem er folgendes einwendet: „1. Seine schwerfällige Arbeitsweise macht es unwahrscheinlich, daß Petersen bereits kurze Zeit nach Schillers Tod mit einer fertigen Arbeit dastand; er begann eben damals erst sein Material zu sammeln und ist mit dem ‚bewährten Freund' gemeint, auf den der Aufsatz im ‚Freimüthigen' gleich zu Anfang verweist. P. hat alle seine Vorarbeiten aufs gewissenhafteste aufbewahrt, und fast jeder Satz zu den Morgenblattaufsätzen ist in mehrfachem Entwurf auf Zetteln erhalten; dagegen fehlt jede Spur einer Vorarbeit zu dem Aufsatz des ‚Freimüthigen'. Auch wäre es auffallend, daß P., der an allem, was er einmal gesagt hat, peinlich festhält und sogar den Morgenblattaufsatz in der Umarbeitung so wenig zu verändern wußte, eine Menge von interessanten Tatsachen, die der ‚Freimüthige' erzählte, später wegließ. 2. Weltrich (S. 190) hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß eine Anmerkung zu P.s Manuskript dem ‚Freimüthigen' geradezu widerspricht. P. nennt die ganz richtige Angabe, Schillers Quelle zu den Räubern sei Schubarts Erzählung im Schwäbischen Magazin, ‚durchaus unbegründet'. Unter P.s Konzepten befindet sich ein

Exzerpt aus dem Aufsatz im ‚Freimüthigen‘, auf das sich P. bei seiner Notiz später allein stützte, so daß er nicht einmal angeben konnte, ob diese Behauptung Nr. 220 oder 221 stehe. 3. P. scheint kein regelmäßiger Leser des ‚Freimüthigen‘ gewesen zu sein, denn daß der ‚Student von Nassau‘ der erste Plan Schillers gewesen sei, erfuhr er erst aus der Berichtigung von Conz im Morgenblatt 1807, während bereits eine Berichtigung im ‚Freimüthigen‘ 1806, Nr. 109, darauf aufmerksam machte.“ — Hiezu kommt noch, daß der Satz im „Freimüthigen“: „Er arbeitete in Stuttgart noch am Fiesko und sagte damals zu mir: Meine Räuber mögen untergehen, mein Fiesko soll bleiben“, sich fast wörtlich in dem Conzschen Aufsatz in der Zeitung für die elegante Welt (siehe oben S. 21) findet. **171**. Seite 19. **172**. Petersen an Cotta, 26. Juni 1809: Mit Schillers Jugendgeschichte bin ich meistens fertig; werden mit den Beilagen schwerlich über 6—8 Druckbogen; verspricht eine Probe. 15. Dezember: ob Cotta die Jugendgeschichte nicht mehr verlegen wolle? (Cottasches Archiv.) Ohne Zweifel dachte Cotta bei der Erwerbung des Manuskripts an Verwendung für die Biographie, welche Körner seiner Schillerausgabe voranschickte (vergl. Vollmer 564). **173**. Genaue Zusammenstellungen verdanke ich der Güte der Herren Dr. Ed. v. d. Hellen und Dr. Jul. Petersen. **174**. 1, 33 ff. **175**. Besonders 432 f. **176**. Hieraus hat Münch in der Didaskalia 1858 Nr. 2 einiges mitgeteilt. **177**. Von mir mitgeteilt in der Bes. Beil. des Staatsanz. f. Württ. 1891 Nr. 1 u. 2 und hiernach von Weltrich S. 856. Auch 2. 3. 4 im Staatsanz. a. a. O. **178**. Falsch, wie man durch Streicher weiß. **179**. Brief des Prof. Drück vom Dezember 1789. **180**. Gesch. u. Litt. der Staatswissenschaften 1, 61. **181**. Urlichs 241. **182**. H. Fischer in Württ. Vierteljahrsh. f. L.Gesch. 9 (1886) 14. **183**. Ebend. N. F. 8 (1900) 124. **184**. W. Vierteljahrsh. 9, 14. **185**. Vollmer 485. **186**. Vergl. auch Uhland Tagbuch 144. **187**. 2, 408; 1, 335. **188**. Auch Conz widmete dem „Vielgeliebten“ Verse, die ihn als Jüngling schildern „mit dem geisterhellten Blauen Auge, draus die Kraft und Milde Stralte mit der mädchenhaften Scheue, Webte mit der holden Liebe Lächeln“, als Mann, dessen „Geist sich kühner hub, Jetzt dem Rechte zeugend und der Wahrheit, Gegen Unterdrückung und Tyrannen-Willkür Glühend mit ergrimmtem Herzen, Jetzo mit des Bergmanns wackerm Mute In der Wissenschaft geheimste Schachte Unverdrossnes Forschergeistes grabend, Aus der Vorwelt Kunden, aus der Sprachen Bilderzeichen, den geweihten Hüllen Des in Leben brechenden Gedankens, Menschheit, deine Rätsel, deiner Höhe, Deiner Niedre Stufung uns erklärend ... Froh und ohne Trug und Falsch durchlebtest Du das Leben, jeden Tag genießend,

Und Genuß mit geist'gen Früchten paarend: Glücklich, wer das Leben überstanden!" — Ein Bild Petersens war leider nirgends zu finden. **189.** Waiblingers Gesamm. Werke 4, 256; Boas 2, 161. **190.** S. 191. **191.** Stammbuch, im Besitz von Elwerts Enkelin, Frau Rektor Hory in Tübingen. **192.** Württ. Vierteljahrsh. f. L.Gesch. N. F. 3 (1894) 142 f. **193.** Ebend. N. F. 8 (1900) 124. **194.** Der Brief mit andern im folgenden benützten gef. mitgeteilt von H. Wittmann in Wien. **195.** Vollmer S. IX. Jonas 3, 363. 412. **196.** Vollmer 54. Jonas 3, 217; 4, 218. 395. **197.** Vollmer 360. 363. 373. **198.** Urlichs 472. 557. **199.** Vollmer 539. **200.** Haug an Cotta 27. Juli 1817: „Sie erklärten mir in Ihren Aufwallungen, Sie wüßten, wie ich von Ihnen denke; Sie nannten mich einen Patrioten, nicht im idealen Sinn des Worts." **201.** Schwäb. Merkur 1889, Nr. 17. **202.** Geiger, Therese Huber 154. 286. **203.** Cottasches Archiv. **204.** Natürlich erkannten nicht alle Leser diesen Flor an. Auf eine mißliebige Bemerkung Scharffensteins (S. 178 f.) schrieb der gallige Uxkull: „Haug hat gar keine ästhetischen festen Grundsätze, nie keine gehabt, er ist gerade für das Morgenblatt gemacht, sie sind einer des andern wert, Blatt und Redakteur. Das Morgenblatt hat nur einen Namen, weil die andern, der Freimüthige, die Elegante Zeitung, noch viel elender sind; es hat einen Namen, weil der Verleger am besten zahlt. Dabei affichiert es, ein Sektenblatt zu sein in Politik und Litteratur, und ist die Posaune der Charlatans, welche mit dem Verleger in politischer Verbindung sind: Schelling, Fellenberg, Pestalozzi u. Comp.... Haug dient viel zur Entschuldigung, daß er ums Brot schreiben muß ..." **205.** G. Hauff, Schubarts Leben 211. **206.** Vergl. übrigens Friedländer, Gesch. d. deutschen Lieds im 18. Jahrh. 2, 388. Hiernach wurde das Kommerslied Dulce cum sodalibus sapit vinum bonum von Friedrich Flemming, dem Augenarzt in Berlin, Komponisten des Integer vitae, 1800 als „altes Lied" für vierstimmigen Männerchor vertont, wogegen Haug schrieb: „Dies lateinische Gedicht wurde von mir schon auf der hohen Karlsschule gedichtet. Da ich es mit der Unterschrift Hilarius, Episcopus drucken ließ, galt es bisher für ein wahr alt Lied." Das Walzlied: Hört ihr den schwäbischen Wirbeltanz — — Lirum Tralarum! Herbei! erschien erstmals gedruckt im Göttinger Musenalmanach für 1791 mit einer Komposition von Willing. Es wurde ferner komponiert von F. H. Himmel 1804, Fournes 1836, N. N. in Erks Deutschem Liederschatz III. **207.** Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens 1891 S. 79—98. Auch Vater Schubart erkannte frühe Haugs Talent; er schrieb vom Asperg, wo ihn der junge Dichter öfters besuchte, 6. Februar 1783, an seine Frau: „Heute ist Haug fort; er ist ein trefflicher Gesell-

schafter, hat große komische Anlagen und inniges Dichtergefühl. Er kann die Messiade fast auswendig (Strauß' Schriften 9, 40). **208.** Hauff, Schubart 240. **209.** In Wirklichkeit enthält Haugs Grabstein auf dem Stuttgarter Hoppenlaufriedhof über ihn nur auf einer Schmalseite die Worte: „Friedrich Haug geboren 9. Merz 1761 gestorben 30. Januar 1829." Er hatte den Stein gesetzt für seine Tochter und seine Gattin, mit der Inschrift: „Amalia Haug geboren 1790 gestorben 1822 Ihre Seele gefiel Gott Von ihrem Vater Fr. Haug" — „Luise Haug geboren 1765 gestorben 1823 Selig sind die reines Herzens sind sie schauen Gott Von ihrem Gatten Fr. Haug." **210.** Karlsschulakten im Staatsarchiv. **211.** E. Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben 144 ff. **212.** Bisher ungedrucktes Schreiben, Stuttgart 30. Novbr. 1784, unter den abschriftlich von Hugo Wittmann mir gütigst überlassenen Briefen an Schiller. **213.** Weiteres von E. Müller mitgeteilt in der Deutschen Revue Mai 1897. **214.** E. Müller, Schillers Jugenddichtung u. s. w. 148 ff. **215.** Die diesem ganzen Abschnitt zu Grunde liegenden Lemppschen Papiere auf der Landesbibliothek Stuttgart, siehe oben Anm. 152. **216.** S. 113. **217.** Hovens Selbstbiogr. 56. **218.** Urlichs 219. **219.** Jonas 2, 174. **220.** Ebend. 370. **221.** Brief aus Nürnberg, 15. August 1789, gef. mitgeteilt von H. Wittmann in Wien. **222.** Jonas 2, 375. **223.** S. 195. **224.** Flucht 82. **225.** Brief an Schiller vom 8. Juni 1792 (H. Wittmann). **226.** R. Krauß im Jahrb. d. Deutsch. Shakesp.-Gesellsch. 1903 S. 69 ff. **227.** Urlichs 219. **228.** E. Müller, Schillers Calender 291. **229.** S. 425 ff. **230.** Christmann im Würtemb. Taschenbuch 1806 S. 173 ff. Wagner 1, 354. **231.** Wagner 1, 42. 220. 672. **232.** A. Wintterlin, Württ. Künstler 60 ff. **233.** Wagner 1, 286. **234.** Jonas 3, 159. **235.** Der liebenswürdige Brief mir gef. mitgeteilt von H. Wittmann in Wien. **236.** Jonas 4, 35. **237.** Schillers Beziehungen zu seinen Eltern u. s. w. 141. **238.** Wintterlin 105. **239.** Literar. Nachlaß der Frau C. v. Wolzogen 1, 462. **240.** Jonas 5, 255. **241.** Wolzogen 1, 474. **242.** Über ihre erste Vorführung mit Haugs Prolog bei der Totenfeier des Stuttgarter Hoftheaters für Schiller an seinem Geburtstag 10. November 1805 berichtete der Freimüthige 1805 Nr. 238 und hiernach wieder J. Petersen im Schwäb. Merkur 1904 Nr. 211. **243.** Wolzogen 1, 474. **244.** Charl. v. Schiller u. ihre Fr. 3, 241; 1, 391. 541. 546. **245.** O. Schanzenbach im Stuttg. N. Tagbl. 1889. **246.** K. Landesbibliothek Stuttgart. **247.** Ebend. **248.** Hie gut Württemberg allwege, Heilbronn 1898 S. 259 ff. **249.** Wolzogen 1, 482. **250.** Bei den Akten der Karlsschule im Staatsarchiv befindet sich eine Bitte des jungen Ehemanns um Nachlaß der „Taxe wegen Ungleichheit der

Religion und wegen der Proklamation" (d. h. ihrer Unterlassung). **251.** Urlichs 8 ff. **252.** Landshoff 59. **253.** Jonas 1, 173 ff. **254.** Ebend. 2, 171. **255.** Speidel u. Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit 45. **256.** Jonas 5, 294. **257.** Speidel u. Wittmann 48 f. **258.** Lit. Nachlaß der Frau v. Wolzogen 2, 116. **259.** Landshoff 79. **260.** Ebend. 80. **261.** Jonas 6, 360. — Für solche, die noch die Lieder der guten alten Zeit zu schätzen wissen, hat Dr. Landshoff in einem „Zumsteeg-Album" (Berlin, Verlag Dreililien, 1901) eine feinsinnige Auswahl von 22 Liedern des von ihm so würdig ins Gedächtnis zurückgerufenen Meisters veröffentlicht. — Wäre das Buch: Schiller, der Jüngling (von G. W. Oemler), Stendal 1806, nicht längst als grobe Fälschung entlarvt — siehe oben S. 11) —, so hätte in dem vorstehenden Lebensabriß Zumsteegs auch mitgeteilt werden müssen, daß dieser es war, der Schiller zur Flucht aus dem Heimatland veranlaßte, indem „Konnexionen und Verhältnisse dem berühmten Tonkünstler den Weg zu manchen imponierenden Familien öffneten, in deren Zirkeln er bald die Gefahr vernahm, in welcher Schillers Ruf zu schweben schien. Er entdeckte diese seinem Freunde. Schiller forderte seinen Abschied, erhielt ihn, ging aber noch eher aus dem Wirtembergischen, als er ihn erhalten hatte". Das Angeführte genügt nach Form und Inhalt, die Nichtbenützung des Schmierbuchs zu rechtfertigen. — **262.** Roos im Schilleralbum 1837 S. 185. **263.** Prof. Drück in der Gedächtnisrede auf Herzog Karl: Kleine Schriften 1, 301 f. **264.** Von Hoven sei hier etwas nachgetragen, worauf Bertold Pfeiffer den Verfasser aufmerksam gemacht hat. Das in der Selbstbiographie S. 45 erwähnte Gelegenheitsgedicht des Karlsschülers auf den Intendanten Seeger, einer der blanken Schilde gegen die späteren Verunglimpfungen des verdienten Mannes, findet sich in der Stuttgarter Landesbibliothek. Es sind zwei gedruckte Quartblätter, S. 1: Auf die | Wiedergenesung | ihres | Ersten und besten | Vorgesetzten. | Die ältere | Medizíner-Abtheilung | Herzoglicher Militärakademie. | Den .. Jul. 1779; S. 2: Nec Diis amicum est, nec mihi, te prius | Obire, Maecenas, mearum | Grande decus, columenque rerum. Horat.; S. 3 und 4: Ode — Zehn Strophen, dieser Art: Saget, Freunde, was stimmt klagender Wehmut Ton | Zu dem lauteren Schall jubelnder Freude um? | Was zerreißt Euch den Schleier | Mitternächtlicher Traurigkeit? ... | Ja, Er lebt noch und kehrt! Heil dem Genesenden! | Kling' Ihm, Wonnegesang, Ihm, dem Genesenen! | Glänz' Ihm, weinende Freude, | Von der glühenden Wange zu! ... **265.** Gef. Mitteilung des Großneffen, Herrn Stadtpfarrer A. Plieninger in Stuttgart. **266.** J. Franck im Stuttg. Mediz. Korrespondenzblatt 1886 S. 294. **267.** Beziehungen 18. **268.** Schloßberger,



Archival. Nachlese 1877. **269.** Staatsarchiv. **270.** Stadlinger, Gesch. d. württ. Militärwesens 664. Nach gef. Mitteilung des Herrn Rechtsanwalts und Landtagsabgeordneten Liesching in Tübingen ist in der Familie außer dem oben Berichteten nichts bekannt. **271.** Jonas 1, 74. **272.** An Reinwald 18. Jan. 1802 und ganz ähnlich an Hoven 4. Febr. 1802: „Jacobi, der sehr Sorgfalt gegen sie beweist." Jonas 6, 331. 344. **273.** Beziehungen 205. **274.** Speidel u. Wittmann 180. **275.** Wagner 2, 302. **276.** Ebend. 1, 583. **277.** Weltrich 330. **278.** A. Klemm, ein Nachkomme Jacobis, im Schwäb. Merkur, Kronik, 1895 S. 1287; v. Georgii-Georgenau, Biogr.-Geneal. Blätter 484. **279.** Karlsschulakten. **280.** Wagner 1, 161; 2, 313. Von Petersburg kamen für die Ärzte je 200 Gulden Reisegeld (Staatsarchiv). **281.** Vergl. S. 68. **282.** Nach dem von Herrn Rentamtmann H. Hölder in Stuttgart gef. mitgeteilten Stammbaum der Familie Hölder. **283.** Wagner 1, 161. **284.** Weltrich 253. **285.** Landesbibliothek Hist. O. 82. **286.** Gödeke 1, 133 stimmt nicht ganz (wohl einem andern Mediziner gewidmet?). **287.** An Huber 29. Juli 1788. Jonas 2, 95. **288.** Beziehungen 465. **289.** Ein jur. stud. D. Fr. Hermann schreibt 1793 aus Stuttgart an Schiller: Der Klavierspieler Streicher, mit dem ich (in den letzten Jahren Ihres hiesigen Aufenthalts) täglich umging, gab nicht nur meinem noch jungen musikalischen Gefühl mehr Bestimmtheit und Festigkeit, sondern unterhielt mich auch oft von Ihnen und machte mich mit Ihren Gedichten bekannt. Urlichs 161. **290.** Fielitz in Schnorrs Archiv für Lit.-Gesch. 8, 422. **291.** Jonas 1, 81. 92. Flucht 154. **292.** Fielitz a. a. O. 424. **293.** Jonas 4, 291. — Das Biographische aus Wurzbachs öst. Biographien 40, 13 ff. **294.** Taufschein und Revers bei den Akten im Staatsarchiv. **295.** Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schillervereins 1903 S. 57. **296.** Gradmann, Gelehrtes Schwaben 15. **297.** Die Laufbahn nach dem Württ. Regierungsblatt; das Ende nach gef. Mitteilung des Herrn Dekan Knapp in Ulm. **298.** Gödeke 1, 14. **299.** Jonas 3, 427. **300.** Württ. Künstler in Lebensbildern S. 57—89. **301.** B. Pfeiffer, Der Hoppenlaufriedhof in Stuttgart S. 37. **302.** Jonas 3, 359. 427; 7, 145. **303.** Wagner 2, 87. **304.** Ebend. 3, 38. Wurzbach, Schillerbuch Marg. 2892. Das Original durch Justinus Kerner im Schillerhaus zu Marbach: Kerner, Briefwechsel 2, 437. 513. **305.** Wagner 1, 5. **306.** Wurzbach a. a. O. **307.** Allg. d. Biogr. 11, 300. **308.** Jonas 2, 352. **309.** Wintterlin, Württ. Künstler 174. Noch 1804 arbeitet Heideloff in Weimar, Jonas 7, 125. **310.** Kerner, Briefw. 2, 268, wo der Sohn auch von einem Gedicht seines Vaters spricht. Der Todestag nach dem Stuttgarter Sterbregister. **311.** B. Pfeiffer, Württ. Vierteljahrsh. 1881 S. 261.

312. Schwäb. Merkur, Kronik, 1856 Nr. 43. **313.** Wagner 3, 113. **314.** Gef. Mitteilung des Herrn Dekan Lenckner in Böblingen. **315.** Gödeke 1, 20. **316.** Schloßberger, Archival. Nachlese 1877. **317.** Unter Scharffensteins Papieren in der Landesbibliothek. **318.** Nouvelle biographie générale Tom. 34, Paris 1861, p. 214. **319.** Faber, Familienstiftungen 2, 220. **320.** Regierungsblatt 1821 u. 1822. **321.** Neuer Nekrolog der Deutschen 1843 S. 1199. Über seine Amtsjahre und die Aufenthaltsorte nach seiner Pensionierung gaben die Akten des K. Minist. d. ausw. Angel. einigen Aufschluß. **322.** Gödeke 1, 20. **323.** Jonas 1, 2 ff. 8 ff. **324.** Urlichs 241. **325.** L. F. Hubers sämtliche Werke 1, 288 ff. **326.** Jonas 2, 95. **327.** Gödeke 1, 22. **328.** Jonas 1, 7. **329.** Bilder aus der Schillerzeit 384 ff. **330.** Das folgende nach gef. Mitteilung des Herrn Dr. Rübsam, Vorstand des F. Thurn und Taxisschen Zentralarchivs und der Hofbibliothek in Regensburg. **331.** Gradmann, Gelehrtes Schwaben 202. **332.** Ebend. 203. **333.** Zeit des Todes nach gef. Mitteilung des Herrn Geh. Rat Dr. E. Wagner in Karlsruhe. **334.** Siehe die lehrreiche Schrift: Beleuchtung einer Regierungsperiode des gegenwärtigen Regenten Württembergs zur Beherzigung und Belehrung für meine Landsleute. Von G. J. Gegel. o. O. 1789. **335.** Speidel u. Wittmann 386 ff. **336.** Schloßberger, Archival. Nachlese 1877. **337.** Gödeke 1, 24. **338.** Jonas 1, 6. **339.** 1, 24 ff. **340.** S. 191. **341.** Jonas 1, 164. Gruß an Batz 173. Vergl. auch Abels Aufzeichnungen, mitgeteilt von Weltrich in Kochs Zeitschrift 1900 S. 327. **342.** Kurzer Nekrolog, von ihm selbst aufgesetzt, hinter der gedruckten Grabrede von 1821. Vergl. auch Batz, Beschr. der Karlsschule S. 97 ff.; die Sorgen in Regensburg nach Briefen im Staatsarchiv. **343.** Schwäb. Merkur 1837 S. 657 f. 661. **344.** Urlichs 343 f. **345.** Oberstleutnant Schneider im Staatsanz. f. Württ. 1880 Bes. Beil. 25. **346.** Aus der Karlsschulzeit enthält das Stammbuch eines Mitschülers v. Schauroth im Marbacher Schillermuseum folgenden Eintrag: Suche in Niemand einen Freund zu finden, als wer einen in dir gefunden hat. Erinnern Sie sich bey Durchlesung dieser Worte an Ihren Freund J. H. Gaupp J. St. Stuttgardt d. 19ten Merz 1783. (Gef. Mitteilung des Herrn Dr. E. Müller.) **347.** Karlsschulakten im Staatsarchiv. **348.** Ebenso; dort auch manches folgende. **349.** Jonas 1, 18 ff. **350.** Ebend. 1, 27. **351.** Camerer, Beiträge zur Gesch. d. Stuttgarter Gymnas. 51; Vollmer 73. **352.** Jonas 1, 121. **353.** Ebend. 223. **354.** Staatsarchiv. **355.** Flucht 31. **356.** Charl. v. Schiller und ihre Freunde 3, 263. **357.** Vergl. auch Schillers Brief Jonas 1, 36. Balth. Haug, der bereits ein Haus besaß, hatte 1774 von dem Präzeptor M. Göriz dessen „Behausung auf dem

langen Graben zwischen dem Expeditionsrat Elsäßerischen und Ritterwirt Rallischen Haus", das später umgebaute, jetzt Krauß-Hettenbachsche Haus, Eberhardstraße 63, um 2300 Gulden gekauft, benützte aber darin nur die zweite Etage, „kleinen tapezierten Saal, Alcov, Sommerstube", gegen die Stadtmauer hinaus, während Parterre, erste und dritte Etage vermietet wurden. In den 1780er Jahren war Mieterin die Witwe Vischer; von ihr mieteten 1781 Schiller und Kapf das Parterre: „eine heizbare Stube mit Vorherd, gegen die Gasse, und große Kammer". (Hausakten im Besitz des Herrn Krauß-Hettenbach.) **358.** Gödeke 1, 18. **359.** Staatsarchiv. Nach gef. Mitteilung des Herrn Theodor Schön in Stuttgart hat dieser einen Nachweis der Verwandtschaft der Mindelheimer Familie mit der württembergischen Familie Kapff nicht erbringen können. **360.** Staatsarchiv. **361.** Jonas 1, 36. 91. **362.** R. Krauß in Nord und Süd Bd. 95 S. 283. Dort fälschlich Erdwanze; vergl. Hauff, Schubarts Leben 211. **363.** Stadlinger, Gesch. des württ. Militärwesens 665. Würdinger, Aus dem Leben eines Karlsschülers, Zeitschrift des Hist. Ver. für Schwaben u. Neuburg 13, 1886 S. 93 ff. **364.** Veröffentlicht in dieser Zeitschrift. **365.** Staatsarchiv. **366.** Wagner 1, 277; 3, 87. 91. **367.** Urlichs 275. Schillers Calender (Müller) 8. **368.** Jonas 1, 82. 471. Minor 2, 102. **369.** Gef. Mitteilung des Herrn Major Magirus, vortragenden Rats im K. württ. Kriegsministerium. **370.** Wagner 1, 367. Der Aufsichtsoffizier ebend. 173. **371.** Gödeke 1, 133. **372.** Staatsarchiv. **373.** Wagner 1, 509. **374.** Batz, Gesch. d. Karlsschule 102. **375.** Eine dritte Druckschrift nennt Pfeiffer in einem Schreiben an den Intendanten, 7. April 1780, worin er sich beschwert, daß seine Rede: Ist alles Lebende der Tugend fähig im engsten oder weitläuften Verstand? ohne sein Wissen und gegen seinen Willen gedruckt worden sei (Staatsarchiv). **376.** Batz a. a. O. **377.** Württ. Dienerbuch, herausg. v. Georgii 114. Akten im Finanzarchiv Ludwigsburg. **378.** So nach dem Stuttgarter Taufbuch, nicht, wie überall zu lesen, 1800. **379.** Beziehungen 182. 376. **380.** Weltrich 795. 845. **381.** In dem Stammbuch eines Mitschülers v. Schauroth, das im Marbacher Schillermuseum liegt, hat Seubert sich mit folgendem Eintrag verewigt: Nulla re ad Deos propius accedimus, quam hominibus salutem dando. Stuttgardt, den 28. Febr. 1783. J. C. L. Seubert. (Gef. Mitteilung des Herrn Dr. E. Müller.) **382.** Klüpfel, Gesch. der Universität Tübingen 307 ff. **383.** Jonas 1, 104 ff. 117. 125. 130. 134 f. 151. 155. 197. **384.** Urlichs 20, **385.** Stadlinger 458. 662. 664. Beziehungen 405. Charl. v. Schiller 2, 104.

Register

A

B

C

D

J

K

N

O

T

Y

Z

